

DANIEL JAMES BROWN



# DAS WUNDER VON BERLIN

1936: WIE NEUN RUDERER  
DIE NAZIS IN DIE KNIE ZWANGEN



*The New York Times*  
BESTSELLER  
Nr. 1

GOLDMANN

# BERLIN 1936: WIE NEUN JUNGEN HITLER DIE SHOW STAHLTEN

Vor den Augen der Weltöffentlichkeit und gegen jede Wahrscheinlichkeit erfüllen sie sich einen Traum: 1936 treten neun junge Männer aus der amerikanischen Provinz an, um in Berlin olympisches Gold zu gewinnen. Daniel James Brown schildert das Schicksal von Joe Rantz, einem Jungen ohne Perspektive, der rudert, um den Dämonen seiner Vergangenheit zu entkommen und seinen Platz in der Welt zu finden. Wie er und seine Freunde vor den laufenden Kameras Leni Riefenstahls den Nazis ihre Propagandashow stehlen, ist ein atemberaubendes Abenteuer und zugleich das eindringliche Porträt einer Ära. Eine unvergessliche, wahre Geschichte von Entschlossenheit, Überlebenswillen und Mut.

*Der Nr.1-Bestseller aus den USA jetzt im Taschenbuch*

**»Spannend und dramatisch – unmöglich,  
diese Geschichte zu lesen, ohne sich  
nicht völlig von ihr mitreißen zu lassen.«**

THE TIMES

	GOLDMANN
	ISBN 978-3-442-15926-0 WG 2947
	€ 14,00 [D] € 14,40 [A]
9 783442 159260 01	
www.goldmann-verlag.de	

## ***Buch***

Die Weltwirtschaftskrise stürzte in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts viele amerikanische Familien in bittere Not. Für Joe Rantz ist das Ruderteam der Universität Washington der einzige Weg, der Armut zu entkommen. Das harte Training und die Konkurrenzkämpfe fordern ihm alles ab, doch vor allem lernt er, anderen und sich selbst wieder zu vertrauen. Unterstützt von einem visionären Bootsbauer und einem entschlossenen Trainer findet Joe schliesslich sein Team: Neun junge Männer, Söhne von Waldarbeitern, Milchbauern und Fischern, bieten gemeinsam nicht nur den Eliteteams des Landes die Stirn, sondern setzen sich ein Ziel, das schier unerreichbar erscheint. Im Sommer 1936 wollen sie gemeinsam in Berlin olympisches Gold gewinnen ... gegen die Favoriten der NS-Propaganda. Eine unvergessliche, wahre Geschichte von Mut und Hoffnung.

«Fesselnd, berührend, eine Metapher auf das Leben, das aus Harmonie, Gleichgewicht, Rhythmus und Ausdauer bestehen soll, wie das Rudern.»

OÖ Nachrichten

## ***Autor***

Daniel James Brown, geboren und aufgewachsen an der Bucht von San Francisco, lehrte Kreatives Schreiben in Stanford und an der San José State University, bevor er sich als Schriftsteller und Lektor selbstständig machte. Als Sachbuchautor wurde er mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Heute lebt er mit seiner Familie in der Nähe von Seattle. Sein Buch «Das Wunder von Berlin» stand monatelang auf Rang 1 der *New-York-Times*-Bestsellerliste.

Daniel James Brown

# Das Wunder von Berlin

**1936: Wie neun Ruderer die Nazis  
in die Knie zwingen**

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Wolfgang Ströle

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
«The Boys in the Boat» bei Viking, Penguin Group USA.

*Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt  
der Erstveröffentlichung verweisen.*

■ Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014496**

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2017

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2013 der Originalausgabe by Blue Bear Endeavors, LLC

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe

by Riemann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Claudia Alt

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung eines historischen Fotos

Satz: Satzwerk Huber, Germering

KF • Herstellung: kw

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15926-0

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Eingelesen mit **ABBY Fine Reader 16**

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



*Für*  
*Gordon Adam*  
*Chuck Day*  
*Don Hume*  
*George «Shorty» Hunt*  
*Jim «Stub» McMillin*  
*Bob Moch*  
*Roger Morris*  
*Joe Rantz*  
*John White jr.*

*und die vielen anderen aufgeweckten Jungs*  
*der dreissiger Jahre – unsere Väter, Grossväter,*  
*Onkel und alten Freunde*

*Rudern ist eine grosse Kunst, die grossartigste Kunst, die es gibt. Es ist eine Symphonie der Bewegung. Wenn jemand gut rudert, kommt das einem Idealzustand nahe. Und wer einem solchen Idealzustand nahe ist, rührt an das Göttliche, das Innerste des Menschen. An die Seele.*

- George Yeoman Pocock



*ἀλλὰ καὶ ὡς ἐθέλω καὶ ἐέλδομαι ἡματα πάντα  
οικαδε τ' ἐλθεμεναι καὶ νόστιμον ἡμαρ ἰδεσθαι ...  
ἤδη γὰρ μάλα πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα κυμασι  
καὶ πολεμῶ μετὰ καὶ τοδε τοῖσι γενεσθω ...*

*(Aber ich wünsche dennoch und sehne mich täglich von Herzen, wieder nach Hause zu gehn, und zu schaun den Tag der Zurückkunft ... Denn ich habe schon vieles erlebt, schon vieles erduldet, Schrecken des Meers...)*

- Homer

# Inhalt

Prolog

11

Teil eins

1899-1933

Im Auf und Ab der Zeiten

15

Teil zwei

1934

Selbstbehauptung

111



Teil drei  
1935  
Worauf es ankommt  
191

Teil vier  
1936  
Der Griff nach den Sternen  
297

Epilog  
469

Anmerkung des Autors  
487



Rudern im Morgengrauen auf dem Lake Washington

## Prolog



*Ein Sport wie dieser, der harte Arbeit und wenig Ruhm bedeutet, aber trotzdem von Jahrhundert zu Jahrhundert unverändert beliebt ist-also ein solcher Sport muss etwas haben, das gewöhnliche Menschen nicht sehen können, aussergewöhnliche aber schon.*

- George Yeoman Pocock

Die Geburtsstunde dieses Buches schlug, als ich an einem regnerischen, kalten Tag im Spätfrühling über den Lattenzaun meiner Wiese kletterte und durch den nassen Wald zu dem bescheidenen Holzhaus ging, in dem Joe Rantz im Sterben lag.

Als ich damals bei seiner Tochter Judy anklopfte, wusste ich nur zweierlei über Joe. Mir war bekannt, dass er als Mittsiebziger ganz allein einige Red-Cedar-Stämme von einem Berg geholt und anschließend eigenhändig die Latten und Pfosten zugesägt und den knapp siebenhundert Meter langen Zaun errichtet hatte, über den ich gerade gestiegen war – eine solche Herkulestat, dass ich nur staunend den Kopf schütteln kann, wann immer ich daran denke. Und ich wusste, dass er zu den neun jungen Männern aus dem Staat Washington gehört hatte – Farmerjungen, Fischern und Waldarbeitern –, die die Ruderwelt und

[Adolf Hitler in Schockstarre](#) versetzt hatten, als sie bei den Olympischen Spielen 1936 die Goldmedaille im Achter gewannen.

Judy öffnete mir und führte mich in ihr gemütliches Wohnzimmer. Dort lag Joe in seiner ganzen Länge von eins neunzig und mit hochgelegten Beinen in einem Lehnssessel. Er trug einen grauen Trainingsanzug und knallrote, mit Daunen gefütterte Pantoffeln. Sein weisser Bart war schütter, seine Haut bleich, und seine Augen waren verquollen – Folgen der Herzschwäche, an der er sterben sollte. Neben ihm stand eine Sauerstoffflasche. Im Holzofen knackte und knisterte ein Feuer, an den Wänden hingen alte Familienfotos. In der Stereoanlage spielte leise Jazz aus den dreissiger und vierziger Jahren.

Judy stellte mich vor, und Joe hielt mir seine ungewöhnlich lange, schmale Hand hin. Judy hatte ihm aus einem meiner Bücher vorgelesen, und er wollte mich kennenlernen und mit mir darüber sprechen. Als junger Mann war er aufgrund eines ungewöhnlichen Zufalls mit Angus Hay jr. befreundet gewesen, dem Sohn einer für die Geschichte meines Buches zentralen Person. Wir unterhielten uns also eine Weile darüber. Anschliessend kamen wir auf Joes Leben zu sprechen.

Er hatte eine brüchige Fistelstimme, die immer wieder zu versagen drohte. Von Zeit zu Zeit verstummte er ganz. Doch dann begann er, behutsam ermuntert von seiner Tochter, einige Begebenheiten aus seinem Leben zu schildern. Er erinnerte sich an seine Kindheit und die Zeit als junger Erwachsener während der Weltwirtschaftskrise und sprach stockend, aber ohne den Faden zu verlieren, von der Not, die er erduldet, und den Hindernissen, die er überwunden hatte. Ich machte mir Notizen. Zu meiner anfänglichen Überraschung gesellte sich bald grosse Verwunderung.

Dann kam er auf seine Karriere als Ruderer an der Universität von Washington zu sprechen und musste immer wieder weinen. Er sprach davon, wie er die Kunst des Ruderns erlernt hatte, über Rennruderboo-

te und Riemen, Taktik und Technik. Er erinnerte sich an lange, kalte, unter stahlgrauem Himmel auf dem Wasser verbrachte Stunden, an triumphale Siege und knapp abgewendete Niederlagen, an die Reise nach Deutschland und den Einzug in das Berliner Olympiastadion unter den Augen Adolf Hitlers und an seine Ruderkameraden. Doch nicht diese Erinnerungen brachten ihn zum Weinen. Erst als er auf «das Boot» zu sprechen kam, stockte seine Stimme, und in seinen Augen glänzten Tränen.

Ich glaubte zuerst, er meine die *Husky Clipper*, das Rennboot, mit dem er zu Ruhm und Erfolg gefahren war. Oder meinte er seine Mannschaftskameraden, jenen bunt zusammengewürfelten Haufen junger Männer, die als Ruderer so spektakulär erfolgreich gewesen waren? Joe musste immer wieder um Fassung ringen, und endlich wurde mir klar, dass «das Boot» für ihn viel mehr bedeutete als nur ein bestimmtes Rennboot oder seine Mannschaft. Es umfasste beides und ging noch darüber hinaus – ein geheimnisvolles, schwer fassbares Ganzes, eine einzigartige gemeinsame Erfahrung einer längst vergangenen goldenen Zeit, in der neun sympathische junge Männer gemeinsam gekämpft und alles füreinander gegeben hatten, einer Zeit, die sie auf ewig in Stolz, Achtung und Liebe miteinander verbunden hatte. Joe weinte um den Verlust dieser vergangenen Zeit, aber vielmehr noch weinte er, so mein Eindruck, weil sie so schön gewesen war.

Als ich mich an jenem Nachmittage anschickte zu gehen, holte Judy Joes Goldmedaille aus einer Vitrine und reichte sie mir. Während ich sie bewunderte, erzählte Judy, dass sie vor Jahren verloren gegangen sei. Die Familie hatte Joes Haus vom Dachboden bis zum Keller gründlich durchsucht und sich schliesslich mit dem Verlust abgefunden. Erst Jahre später, beim Umbau des Hauses, war die Medaille plötzlich im Isoliermaterial des Dachbodens wieder zum Vorschein gekommen. Das glänzende Gold hatte offenbar ein Rothörnchen angelockt, und das

Tier hatte den Schatz in seinem Nest versteckt. Als Judy das erzählte, musste ich daran denken, dass Joes Geschichte genauso wie die Medaille verloren gegangen war und es nun höchste Zeit war, sie wieder in Erinnerung zu bringen.

Ich gab ihm die Hand und sagte, ich würde gern wiederkommen, um mich weiter mit ihm zu unterhalten und ein Buch über seine Zeit als Ruderer zu schreiben. Joe ergriff meine Hand noch einmal und sagte, das würde ihn freuen, aber dann brach seine Stimme erneut, und er fügte leise hinzu: «Aber nicht nur über mich, es muss ein Buch über das Boot werden.»

**Teil eins**

**1899-1933**

# **Im Auf und Ab der Zeiten**



Das Ruderhaus der Universität von Washington in den dreissiger Jahren



# Kapitel 1

*Ich habe im zarten Alter von zwölf mit dem Rudern angefangen und rudere bis heute. Deshalb kann ich wohl kompetent über die «unsichtbaren Werte des Ruderns» sprechen, wie wir sie nennen könnten – die gesellschaftlichen, moralischen und geistigen Werte dieser ältesten dokumentierten Sportart der Welt. Kein Schulmeister kann diese Werte in die Seele des jungen Menschen einpflanzen. Der Schüler muss sie sich durch Beobachtung und Erfahrung selbst aneignen.*

- George Yeoman Pocock

Der 9. Oktober 1933, ein Montag, begann in Seattle als grauer Tag. Als grauer Tag einer grauen Zeit.

Wasserflugzeuge der Gorst Air Transport stiegen von der Oberfläche des Puget Sound auf und flogen dröhnend unter der Wolkendecke am Ufer entlang nach Westen, zur unweit gelegenen Marinewerft in Bremerton. Fähren legten vom Colman Dock ab und krochen über das Wasser, das stumpf glänzte wie altes Zinn. Im Stadtzentrum zeigte der Smith Tower wie ein erhobener Finger zum düsteren Himmel. In den Strassen darum waren Männer mit hölzernen Karren zu Strassenecken unterwegs, an denen sie tagsüber für ein paar Cent Äpfel, Orangen und



Hooverville in Seattle

Päckchen mit Kaugummis verkauften. Ihre Jacken waren zerschissen, ihre Schuhe ausgetreten und ihre Filzhüte zerkrummt. Auf dem steilen Yesler Way um die Ecke standen in langen Schlangen Männer an, starrten mit gesenkten Köpfen auf den nassen Gehweg und unterhielten sich leise. Sie warteten darauf, dass die Suppenküchen öffneten. Aus den Transportern des *Seattle Post-Intelligencer*, die durch die gepflasterten Strassen ratterten, wurden Zeitungsbündel abgeworfen. Zeitungsjungen mit Wollmützen auf dem Kopf schafften die Zeitungen zu belebten Kreuzungen, Strassenbahnhaltestellen und Hoteleingängen, boten sie dort feil und verkauften sie für zwei Cent das Stück. Unablässig brüllten sie die Schlagzeile des Tages: «Hilfsprogramm über fünfzehn Millionen aufgelegt.»

In der Barackenstadt, die sich einige Blöcke südlich des Yesler Way am Ufer der Bucht entlangzog, wachten Kinder in den feuchten Kar-

tons auf, die ihnen als Betten dienten. Ihre Eltern krochen aus den mit Dachpappe gedeckten Hütten nach draussen, in den Gestank der Kanalisation und des Uferschlicks. Sie zerkleinerten Kisten, warfen das Holz ins qualmende Feuer und blickten zum grau verhangenen Himmel hinauf. Der Himmel versprach noch sehr viel kälteres Wetter, und die Menschen fragten sich, wie sie einen weiteren Winter überstehen sollten.

Nordwestlich des Zentrums, in dem alten skandinavischen Viertel Ballard, bugsiierten schwarze Rauchwolken ausstossende Schlepper lange, aus Baumstämmen zusammengesetzte Flösse in Schleusen, die das Holz auf die Ebene des Lake Washington anhoben. Doch in den sonst so geschäftigen Werften und Bootswerkstätten neben den Schleusen herrschte Stille, geradezu als hätte man sie aufgegeben. In der Salmon Bay dümpelten Dutzende Fischerboote vor sich hin, die seit Monaten nicht mehr ausgefahren waren. Auf dem über Ballard aufragenden Phinney Ridge stieg kräuselnder Rauch aus Ofenrohren und Schornsteinen Hunderter bescheidener Häuser und verschmolz mit dem Nebel.

Man schrieb das vierte Jahr der Weltwirtschaftskrise. Jeder vierte arbeitsfähige Amerikaner hatte keine Arbeit und auch keine Aussicht, eine zu finden, und nur ein Viertel dieser zehn Millionen Menschen bekam irgendeine Art von Unterstützung. Die Industrieproduktion war um die Hälfte zurückgegangen. Ein bis zwei Millionen Menschen lebten auf der Strasse oder in Barackensiedlungen wie Hooverville in Seattle. In vielen amerikanischen Städten hatten die Banken für immer geschlossen. Die Ersparnisse zahlreicher amerikanischer Familien waren hinter den Türen dieser Banken auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Niemand konnte sagen, wann und ob die Not je enden würde.

Und das war vielleicht das Schlimmste. Ob Banker oder Bäcker, Hausfrau oder Obdachloser, alle litten Tag und Nacht unter der schreck-

lichen Ungewissheit, was am nächsten Tag sein würde, alle fürchteten, sie könnten jeden Moment den Boden unter den Füßen endgültig verlieren. Im März war ein seltsam passender Film in den Kinos angelaufen, der rasch zu einem Kassenschlager wurde: *King Kong*. Überall im Land standen Menschen jeden Alters vor den Kinos Schlange und gaben kostbare Vierteldollar- und 10-Cent-Münzen dafür aus, die Geschichte eines Monsters zu sehen, das die zivilisierte Welt überfiel, sich ihre Bewohner griff und über dem Abgrund baumeln liess.

Es gab einige Anzeichen der Besserung, aber sie waren schwach. Der Aktienmarkt hatte sich früher im Jahr ein wenig erholt, der Dow-Jones-Index hatte am 15. März einen Rekordsprung um 15,34 Prozent auf fast 62,10 Punkte gemacht. Aber zwischen 1929 und Ende 1932 war so viel Kapital vernichtet worden, dass die meisten Amerikaner glaubten – völlig zu Recht, wie sich später herausstellte –, der Dow Jones könne frühestens in einer Generation, also in fünfundzwanzig Jahren, wieder seinen vormaligen Höchststand von 381 Punkten erreichen.

Ins Weisse Haus war ein neuer Präsident eingezogen, Franklin Delano Roosevelt, ein entfernter Cousin des so überaus optimistischen und dynamischen Präsidenten Teddy Roosevelt. Voller Tatendrang und mit vielen neuen Parolen und Programmen hatte Franklin D. Roosevelt sein Amt angetreten. Doch sein Vorgänger Herbert Hoover hatte bei seinem Amtsantritt damals einen ähnlichen Optimismus verbreitet und vollmundig verkündet, die Armut werde eines Tages ganz aus dem Leben der Amerikaner verschwunden sein.

Es war also schwer einzuschätzen, was man von dem neuen Präsidenten Roosevelt halten sollte. Als er sich im Sommer an die Verwirklichung seiner Pläne machte, schlug ihm ein Chor feindlicher Stimmen entgegen. Er wurde als Radikaler beschimpft, als Sozialist und sogar

als Bolschewik. Die Botschaft war in allen Fällen dieselbe: Trotz der schlimmen Lage wollten nur wenige Amerikaner den Weg Russlands gehen.

Auch in Deutschland war ein neuer Mann an die Macht gekommen: Adolf Hitler. Was das bedeutete, war noch schwerer einzuschätzen. Hitler war wild entschlossen, sein Land trotz des Versailler Vertrags wiederzubewaffnen. Und während die meisten Amerikaner sich überhaupt nicht für europäische Angelegenheiten interessierten, machten die Briten sich zunehmend Sorgen. Es stand sogar die Befürchtung im Raum, die Schrecken des Weltkriegs könnten sich wiederholen. Zwar erschien es unwahrscheinlich, aber möglich war es.

Der trübe Himmel über Seattle hielt sich an diesem Tag nicht, bereits am späten Vormittag bekam die Wolkendecke Risse. Die ruhige Wasseroberfläche des Lake Washington, der sich hinter der Stadt erstreckte, verfärbte sich von Grau zu Grün und schliesslich Blau. Sonnenstrahlen fielen auf den auf einer Anhöhe oberhalb des Sees erbauten Campus der Universität von Washington und wärmten die Schultern der Studenten, die auf der weiten Rasenfläche vor der imposanten neuen, aus Stein erbauten Universitätsbibliothek sassen, ihr Mittagessen verzehrten, in Büchern lasen oder miteinander plauderten.

Die jungen Männer und Frauen sassen überwiegend getrennt. Die Männer trugen Hosen mit Bügelfalte, auf Hochglanz gewienerte Halbschuhe und Strickpullis. Sie assen und unterhielten sich angeregt über die Seminare, das bevorstehende grosse Footballspiel gegen die Universität von Oregon und den überraschenden Ausgang der World Series im Baseball vor zwei Tagen, als der kleine Mel Ott von den New Yorker Giants in der zehnten Spielrunde den entscheidenden Punkt gegen die Washington Senators erzielt hatte. Das zeigte zum einen, dass auch ein kleiner Mann etwas bewirken konnte, und zum anderen, wie

plötzlich eine Veränderung eintreten konnte, sei es zum Guten oder zum Schlechten.

Die jungen Frauen sassen ebenfalls grüppchenweise zusammen. Sie trugen Pumps mit flachen Absätzen, Strumpfhosen aus Kunstseide, wadenlange Röcke und lockere, an Ärmeln und Halsausschnitt mit Rüschen und Volants besetzte Blusen. Sie unterhielten sich wie die Männer über ihre Seminare und manchmal auch über Baseball. Wer am Wochenende ein Rendezvous gehabt hatte, sprach von den neuen Filmen im Kino – von Gary Cooper in *One Sunday Afternoon* im Paramount oder von Frank Capras *Lady für einen Tag* im Roxy.

Am Nachmittag setzte die Sonne sich dann endgültig durch und tauchte die Welt in ein warmes goldenes Licht. Zwei junge, überdurchschnittlich grosse Männer eilten über das Rasengeviert vor der Bibliothek. Der eine, ein Erstsemester oder Freshman namens Roger Morris, war schlaksig und ein Meter neunzig gross. Die Stirnlocke seines schwarzen Haarschopfs drohte ihm beständig in das längliche Gesicht zu fallen. Die dichten schwarzen Augenbrauen verliehen ihm auf den ersten Blick ein etwas finsternes Aussehen. Der andere, Joe Rantz, war ebenfalls Freshman und fast genauso gross, aber muskulöser, mit breiten Schultern und kräftigen Beinen. Die blonden Haare trug er kurz geschnitten. Er hatte ein kraftvolles Kinn, ebenmässige Gesichtszüge und graublaue Augen. Viele der auf dem Rasen sitzenden jungen Frauen folgten ihm verstohlen mit den Blicken.

Die jungen Männer, die beide Ingenieurwesen studierten, hatten an diesem sonnigen Nachmittag dasselbe Ziel. Sie umrundeten die Ecke der Bibliothek, gingen am Betonrund des Frosh Pond vorbei und einen Hang hinunter und überquerten den Montlake Boulevard, auf dem ein stetiger Verkehr schwarzer Coupes, Limousinen und Sportwagen herrschte. Anschliessend folgten sie einem ungepflasterten Weg durch

einen lichten Wald und zu dem sumpfigen Gelände am Ufer des Lake Washington. Unterwegs überholten sie andere Studenten, die in derselben Richtung unterwegs waren.

Sie gelangten zu einer Landspitze an der Stelle, an der ein Kanal namens Montlake Cut in die Union Bay im Westen des Lake Washington mündete. Dort stand ein seltsam aussehendes Gebäude. Die mit verwitterten Schindeln verkleideten Seitenwände mit ihren grossen Fenstern neigten sich schräg nach innen und wurden von einem Mansardendach bekrönt. Die beiden gingen um das Gebäude herum zu dessen Vorderseite, die aus riesigen Schiebetüren bestand, deren obere Hälften verglast waren. Von der Tür führte eine breite hölzerne Rampe zu einer langgestreckten Plattform hinunter, die parallel zum Ufer des Kanals im Wasser schwamm.

Es handelte sich um einen alten Flugzeughangar, den die US-Navy im Weltkrieg 1918 zur Unterbringung von Wasserflugzeugen des Naval Aviation Training Corps errichtet hatte. Der Krieg war zu Ende gewesen, bevor das Gebäude genutzt werden konnte, und so hatte man es im Herbst 1919 der Universität von Washington überlassen. Seitdem diente es als Bootshaus der Rudermannschaft der Universität. An diesem Nachmittag drängten sich auf der zum Wasser hinunterführenden Rampe und auf dem schmalen Streifen Land im Osten des Gebäudes aufgeregte junge Studenten, insgesamt hundertfünfundsiebzig, die meisten gross und schlank, ein rundes Dutzend aber auch deutlich kleiner und schwächlig.

Joe Rantz und Roger Morris betraten das Bootshaus. Entlang der seitlichen Wände des höhlenartigen Innenraums lagen auf hölzernen Gestellen vierfach übereinander lange, schnittige Rennboote. Das polierte Holz der umgedrehten Rümpfe glänzte in dem hellen Licht, das durch die Fenster fiel. Die Luft war trocken, es war still, und die beiden kamen sich vor wie in einer Kirche. Es roch süss nach Lack und frisch

gesägtem Red Cedar, dem Holz des Riesen-Lebensbaums. An den Deckenbalken hingen die bereits ein wenig verblassten, aber immer noch bunten Banner verschiedener Universitäten: Kalifornien, Yale, Princeton, Naval Academy (Navy), Cornell, Columbia, Harvard, Syracuse, MIT. In den Ecken standen Dutzende von Riemen aus Fichtenholz, drei bis vier Meter lange Holme mit einem weissen Ruderblatt an der Spitze. Vom Dachboden im hinteren Teil des Raums kam das Geräusch einer Raspel. Dort bearbeitete jemand ein Stück Holz.

Joe und Roger trugen sich in das Anmeldebuch für die Mannschaft der Freshmen ein, kehrten nach draussen in die Sonne zurück, setzten sich auf eine Bank und warteten auf weitere Anweisungen. Joe sah zu Roger, der vollkommen ruhig und zuversichtlich wirkte.

«Bist du denn nicht aufgeregt?», flüsterte Joe.

Roger erwiderte seinen Blick. «Ich habe eine Heidenangst. Ich tu nur so, um die anderen fertigzumachen.»

Joe lächelte, aber nur ganz kurz, denn er war selbst viel zu aufgeregt.

Er wusste, dass es für ihn an diesem Nachmittag um mehr ging als für die anderen jungen Männer, die mit ihm warteten. Die Mädchen auf dem Rasen vor der Bibliothek, die ihm so wohlwollende Blicke zugeworfen hatten, hatten vielleicht übersehen, was für ihn schmerzhaft offensichtlich war: dass seine Kleider nicht so waren wie die der meisten Studenten – seine Hose nicht ordentlich gebügelt, seine Schuhe weder neu noch frisch geputzt und sein Pullover alt und abgetragen. Joe machte sich keine Illusionen. Er wusste, dass er womöglich nicht lange hierbleiben würde. Wenn er im Bootshaus keinen Erfolg hatte, musste er die Welt gebügelter Hosen und modischer Strickpullover schon bald wieder verlassen, diese Welt interessanter Ideen, kluger Gespräche und verheissungsvoller Möglichkeiten. Dann würde er nie Chemieingenieur werden und nie seine Liebste aus der Highschool



heiraten können, die ihm nach Seattle gefolgt war, um mit ihm ein gemeinsames Leben aufzubauen. Wenn er hier scheiterte, hiess das im besten Fall, dass er in eine kleine, trostlose Stadt auf der Olympic-Halbinsel zurückkehren musste, mit der Aussicht auf ein einsames Leben in einem kalten, leeren, halbfertigen Haus. Dann musste er sich, so gut es ging, mit Gelegenheitsjobs über Wasser halten und zusehen, wie er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Wenn er grosses Glück hatte, fand er vielleicht wieder eine Beschäftigung als Strassenarbeiter beim Civilian Conservation Corps. Schlimmstenfalls musste er zusammen mit anderen Gescheiterten vor einer Suppenküche anstehen, in einer langen Schlange wie der im Yesler Way.

Ein Platz in der Freshman-Mannschaft dagegen bedeutete zwar kein Ruderstipendium, denn so etwas gab es damals in Washington nicht, dafür aber eine Teilzeitstelle irgendwo auf dem Campus. Und mit diesem Lohn und der kleinen Summe, die er in dem langen Jahr nach der Highschool im Schweisse seines Angesichts verdient hatte, kam er vielleicht durchs Studium. Doch wusste er, dass in einigen Wochen von den vielen hier versammelten Bewerbern um einen Platz in der Mannschaft nur noch wenige übrig sein würden. Schliesslich hatte das Freshman-Boot nur neun Plätze.

Der restliche Vormittag diente hauptsächlich der Erhebung von Fakten und Zahlen. Joe Rantz, Roger Morris und die anderen Aspiranten mussten sich wiegen und ihre Grösse messen lassen und Formulare zu etwaigen Krankheiten ausfüllen. Hilfstrainer und ältere Studenten standen mit Klemmbrettern neben ihnen und notierten die entsprechenden Angaben.

Geleitet wurde die Prozedur von einem schwächtigen jungen Mann, der ein grosses Megafon mit sich herumschleppte. Tom Bolles, Trainer der Freshmen, hatte selbst für Washington gerudert. Er hatte ein

freundliches schmales Gesicht und trug eine Nickelbrille. Er studierte Geschichte, bereitete sich auf seinen Masterabschluss vor und sah entschieden aus wie ein Gelehrter – weshalb einige Sportreporter aus Seattle ihn seit Neuestem den «Professor» nannten. In mancher Hinsicht hatte er in diesem Herbst wie in jedem anderen Herbst auch tatsächlich die Aufgabe eines Erziehers. Wenn seine Kollegen in der Basketballhalle oder auf dem Footballfeld im Herbst ihre künftigen Spieler empfangen, konnten sie davon ausgehen, dass diese den Sport schon in der Highschool ausgeübt hatten und zumindest die Grundregeln des jeweiligen Spiels kannten. Doch von den an diesem Nachmittag vor dem Bootshaus versammelten jungen Männern hatte fast keiner in seinem Leben schon einmal gerudert, ganz gewiss nicht ein so empfindliches und keinen Fehler verzeihendes Fahrzeug wie ein Rennruderboot mit Riemen, die doppelt so lang waren wie die Männer gross.

Die meisten kamen aus der Stadt wie die Jugendlichen auf dem Rasen vor der Bibliothek, sie waren die Söhne von Anwälten und Geschäftsleuten. Einige wenige hatten wie Joe auch Farmer, Waldarbeiter oder Fischer als Väter und waren in nebligen Küstendörfern, auf feuchten Milchbauernhöfen oder in rauchigen Sägewerken irgendwo im Hinterland aufgewachsen. Sie konnten mit Äxten und Heugabeln umgehen und grosse Fische aus dem Wasser ziehen, was ihnen kräftige Arme und breite Schultern beschert hatte. Ihre Kraft war ein Vorteil, wie Bolles wusste, aber zugleich war Rudern bekanntlich auch eine Kunst, und man brauchte dazu nicht nur Muskeln, sondern auch einen wachen Verstand. Tausenderlei Kleinigkeiten mussten erlernt, vollkommen beherrscht und genau auf die richtige Weise angewendet werden, um einen sechzig Zentimeter breiten Bootsrumph aus Red Cedar, der Menschen mit einem Gesamtgewicht von einer Dreivierteltonne trug, einigermaßen schnell und elegant durchs Wasser zu treiben. In

den kommenden Monaten musste er diesen Jungs oder den wenigen unter ihnen, die es in die Mannschaft schafften, all diese Kleinigkeiten beibringen. Und ausserdem noch einige wichtige Dinge. Hatten die Farmejungen dafür den notwendigen Grips? Und die Jungs aus der Stadt das Durchhaltevermögen? Die meisten nicht, wusste Bolles aus Erfahrung.

Ein weiterer hochgewachsener Mann beobachtete wortlos das Treiben von der breiten Tür des Bootshauses aus. Er war wie immer makellos gekleidet in einen dunklen Dreiteiler, ein frisches weisses Hemd und mit einem Filzhut. An einem Bändel, das er in der Hand hielt, liess er zum Zeichen seiner akademischen Qualifikation einen goldenen Phi-Beta-Kappa-Schlüssel kreisen. Alvin «Al» Ulbrickson war der Cheftrainer der Ruderer der Universität, ein Mensch, der es mit allem sehr genau nahm, und der Stil seiner Kleidung vermittelte eine einfache Botschaft: Hier war er der Boss, und es ging ihm ausschliesslich um die Sache. Er war erst dreissig Jahre alt – so jung, dass er sich von den Jungs, die auf sein Kommando hören sollten, deutlich abgrenzen musste. Anzug und Schlüssel halfen dabei. Hinzu kam, dass er auffallend gut aussah und eine Statur wie ein Ruderer hatte, der er auch gewesen war, ein ehemaliger Schlagmann einer Mannschaft aus Washington, die 1924 und 1926 bei den Landesmeisterschaften den Titel geholt hatte. Er war gross, muskulös und breitschultrig und hatte deutlich nordische Gesichtszüge mit hohen Wangenknochen, kantigem Kinn und kalten schiefergrauen Augen. Mit diesen Augen konnte er jeden jungen Mann, der es wagte, ihm zu widersprechen, rasch zum Schweigen bringen.

Er war im Stadtteil Montlake geboren, unweit des Bootshauses, und wenige Kilometer davon entfernt auf Mercer Island im Lake Washington aufgewachsen, bevor die Insel eine Enklave der Reichen geworden war. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, aus einer Familie, in der das Geld immer knapp war.

Um die Franklin High School besuchen zu können, hatte er vier Jahre lang täglich mit einem kleinen Boot gut drei Kilometer nach Seattle rudern müssen. Er war ein ausgezeichnete Schüler gewesen, der sich von seinen Lehrern eher unterfordert fühlte. Erst an der Universität und als Mitglied der Rudermannschaft war er in seinem Element gewesen. Sowohl die Anforderungen der Seminare wie auch die auf dem Wasser bestand er mit Auszeichnung, und als er 1926 das Studium abschloss, rekrutierte die Universität ihn sofort als Trainer der Freshmen und dann als Cheftrainer. Jetzt lebte er nur noch für das Rudern. Universität und Rudermannschaft hatten ihn zu dem gemacht, der er war. Beides war ihm geradezu heilig, und er sah es als seine Aufgabe an, dem Rudern neue Anhänger zu gewinnen.

Ulbrickson war ausserdem der wortkargste Mensch auf dem Campus, vielleicht sogar im ganzen Bundesstaat. Seine Verschlossenheit und die Unergründlichkeit seiner Miene waren geradezu legendär. Von seinen Vorfahren her halb Däne, halb Waliser, hatte er von den New Yorker Sportreportern den Spitznamen «dänischer Sauertopf» verpasst bekommen, aus Ratlosigkeit darüber, wie man ein brauchbares Zitat aus ihm herauskitzeln sollte. Seine Ruderer fanden den Namen passend, hüteten sich aber, ihn in seiner Gegenwart zu verwenden. Sie hatten grössten Respekt vor ihm, ohne dass er je die Stimme erhob, ja ohne dass er überhaupt viel mit ihnen gesprochen hätte. Seine wenigen Worte waren so sorgfältig gewählt und so wirkungsvoll platziert, dass sie entweder wie eine Klinge oder wie Balsam auf den niedergingen, dem sie galten. Er verbot seinen Jungs aufs Strengste, zu rauchen, zu fluchen und zu trinken, obwohl bekannt war, dass er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, gelegentlich selbst schwach wurde. Die Jungs hatten den Eindruck, dass er zuweilen überhaupt keine Gefühle hatte, zugleich brachte er es Jahr für Jahr fertig, in vielen von ihnen die tiefsten Gefühle der Zugehörigkeit zu wecken.



Al Ulbrickson

Als Ulbrickson an jenem Nachmittag die neuen Kandidaten begutachtete, trat Royal Brougham zu ihm, der Sportredakteur des *Post-Intelligencer*. Brougham war schwächling von Gestalt und galt als kluger Kopf. Er kannte Ulbricksons ständige ernste Miene und hatte seine eigenen Spitznamen für den Trainer: «Pokerface» oder «Mann mit dem steinernen Gesicht». Jetzt begann er ihn unnachgiebig mit Fragen zu löchern. Er wollte wissen, was der Trainer von den Neuen hielt, von den «langen Lulatschen», wie Brougham sie nannte. Ulbrickson schwieg und betrachtete die Jungs auf der Rampe mit gegen die Sonne

zusammengekniffenen Augen. Die Temperatur war auf fünfundzwanzig Grad geklettert, es war ungewöhnlich warm für einen Oktobernachmittag in Seattle, und einige Freshmen hatten die Hemden ausgezogen und wärmten sich in der Sonne. Andere schlenderten den Steg entlang, hoben die langen Riemen an, um ein Gefühl für sie zu bekommen, und staunten über ihr beträchtliches Gewicht.

Endlich wandte Ulbrickson sich Brougham zu und antwortete mit einem einzigen, nicht besonders aufschlussreichen Wort: «Erfreulich.»

Royal Brougham, der Al Ulbrickson inzwischen ziemlich gut kannte, überlegte rasch. Etwas an der Art, wie Ulbrickson das Wort aussprach, sein Tonfall, ein bestimmter Glanz in seinen Augen oder ein Zucken des Mundwinkels hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Am folgenden Tag übersetzte er die Antwort für seine Leser: «Was im Klartext heisst: ‚ganz hervorragende«

Während Al Ulbrickson an jenem Nachmittag im Bootshaus von Seattle die Neuzugänge begutachtete, sass achttausend Kilometer weiter östlich in einem Berliner Büro der neununddreissigjährige Architekt Werner March spätabends noch am Reissbrett.

Wenige Tage zuvor, am 5. Oktober, waren er und Reichskanzler Adolf Hitler auf einem westlich von Berlin gelegenen Gelände aus einer schwarzen, gepanzerten Mercedes-Limousine gestiegen. Begleitet wurden sie von Dr. Theodor Lewald, dem Vorsitzenden des Organisationskomitees der Olympischen Spiele in Deutschland, und Reichsinnenminister Wilhelm Frick. Der Ort, an dem sie ausgestiegen waren, lag ein wenig erhöht, rund dreissig Meter höher als das Stadtzentrum. Südlich davon erstreckte sich der alte Grunewald, in dem im 16. Jahrhundert deutsche Fürsten Hirsche und Wildschweine gejagt hatten und inzwischen Berliner aller Schichten wanderten, picknickten und Pilze suchten. Im Osten ragten über einem Meer von Bäumen die alten

Kirchtürme und Giebeldächer des Berliner Zentrums auf. Rot und golden leuchteten sie durch die klare Herbstluft.

Die Männer wollten sich das alte Deutsche Stadion ansehen, das für die Olympischen Sommerspiele 1916 erbaut worden war. Geplant und errichtet hatte das damals weltgrösste Stadion Otto March, der Vater von Werner March, aber die Spiele hatten aufgrund des Weltkriegs nicht stattgefunden – jenes Krieges, der Deutschland so tief gedemütigt hatte. Jetzt sollte das Stadion unter der Leitung des jüngeren March in Vorbereitung auf die Olympiade 1936, die Deutschland ausrichten würde, renoviert werden.

Hitler hatte die Spiele ursprünglich gar nicht haben wollen. Die ganze Idee war ihm zuwider. Noch im Jahr zuvor hatte er sie als Erfindung der Juden und Freimaurer verdammt. Der Kern der olympischen Idee – dass Sportler aller Länder und Rassen zu gleichen Bedingungen gegeneinander antreten sollten – widersprach der Grundüberzeugung seiner nationalsozialistischen Partei: dass nämlich die arische Rasse allen anderen Rassen deutlich überlegen sei. Die Vorstellung, Juden, «Neger» und anderes Gesindel aus der ganzen Welt könnten sich in Deutschland breitmachen, erfüllte ihn mit Abscheu. Doch in den acht Monaten seit seiner Wahl zum Reichskanzler hatte er seine Meinung geändert.

Bewirkt hatte das vor allem Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda. Der nur etwa ein Meter fünfundsechzig grosse Mann mit dem Klumpfuss und dem seltsam geformten Kopf, der zu gross wirkte für seinen kleinen Körper, sah nicht gerade aus wie ein mächtiger Politiker, doch gehörte er tatsächlich zu den wichtigsten und einflussreichsten Mitgliedern von Hitlers innerem Kreis.

Erst in dieser Woche hatte er dreihundert Berliner Journalisten die Bestimmungen des neuen Pressegesetzes der Nazis erläutert. Um in Deutschland Journalist zu sein, hatte er erklärt, müsse man zuallererst

eingetragenes Mitglied seiner Presseorganisation sein, des Reichsverbands der Deutschen Presse, und dort wurde niemand aufgenommen, der auch nur jüdische Grosseltern hatte oder mit einer Person mit jüdischen Grosseltern verheiratet war. Ohne vorherige Absegnung durch die Partei durfte nichts veröffentlicht werden. Insbesondere durfte nicht veröffentlicht werden, «was geeignet ist, die Kraft des Deutschen Reiches nach aussen oder im Innern, den Gemeinschaftswillen des deutschen Volkes, die deutsche Wehrhaftigkeit, Kultur oder Wirtschaft zu schwächen». Das lasse sich ganz einfach begründen, hatte Goebbels den entgeisterten Journalisten gelassen versichert, und sei auch durchaus notwendig: «Möglich, dass die Regierung in einzelnen Beschlüssen irrt, unmöglich aber anzunehmen, dass nach dieser Regierung etwas Besseres kommen könnte ... Glauben Sie, dem Volk einen Dienst zu erweisen, wenn Sie es selbst obendrein noch mit den Gewissenskämpfen, die die Regierung selbst mit sich herumträgt, beschweren?» Nur zur Sicherheit hatte die neue Regierung in derselben Woche in einem getrennten Erlass verfügt, dass mit dem Tod bestraft werden sollte, wer Artikel mit landesverräterischen Inhalten veröffentlichte.

Goebbels hatte allerdings noch viel weitreichendere Ziele, als nur die deutsche Presse gleichzuschalten. Stets an neuen und besseren Möglichkeiten interessiert, die von Berlin ausgehende Botschaft zu vermitteln, hatte er sofort erkannt, dass die Nationalsozialisten mit der Olympiade die einzigartige Gelegenheit bekamen, Deutschland der Welt als zivilisierten, modernen Staat zu präsentieren, als freundlich gesinntes, aber mächtiges Land, dem der Respekt und die Anerkennung der anderen Nationen gebührten. Und Hitler, der auf Goebbels hörte und genau wusste, in welche Richtung er Deutschland in naher Zukunft führen wollte, erkannte nach und nach, wie wichtig es war, der Welt ein attraktiveres Gesicht zu zeigen, als die SA-Leute in ihren



braunen Hemden und die SS in ihren schwarzen Uniformen das getan hatten. Zumindest konnte er sich mit der Olympiade Zeit erkaufen – Zeit, die Welt von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen, während er zugleich begann, Deutschland für den bevorstehenden Kampf militärisch und wirtschaftlich aufzurüsten.

An diesem Nachmittag stand er auf dem ehemaligen Olympiagelände und hörte Werner March zu, der erklärte, dass die Pferderennbahn neben dem alten Stadion einer Vergrößerung im Weg stehe. Hitler warf einen kurzen Blick auf die Rennbahn und erstaunte March mit der Erklärung, die Rennbahn müsse verschwinden und ein viel grösseres Stadion gebaut werden, eins, in dem mindestens hunderttausend Menschen Platz hätten. In der Umgebung des Stadions sollten darüber hinaus zahlreiche weitere Sportstätten für die verschiedenen Wettkämpfe entstehen, zusammengefasst zu einem einzigen «Reichssportfeld». Hitler sprach von einer «nationalen Aufgabe». Sie sollte Zeugnis ablegen vom Erfindungsgeist der Deutschen, von ihrer kulturellen Überlegenheit und wachsenden Macht. Wenn die Nationen der Welt sich 1936 hier versammelten, auf diesem erhöhten Gelände mit Blick auf Berlin, sollten sie die Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern der westlichen Zivilisation erblicken.

Fünf Tage waren seitdem vergangen, und der über seinem Zeichentisch brütende Werner March hatte nur noch Zeit bis zum nächsten Morgen. Dann wollte Hitler erste Pläne sehen.

In Seattle entliessen ungefähr zur selben Zeit Tom Bolles und seine Hilfstrainer ihre Schützlinge nach Hause. Die Tage wurden bereits kürzer, und um halb sechs ging die Sonne hinter der Montlake Bridge im Westen des Bootshauses unter. Die jungen Männer stiegen in kleinen Gruppen den Hang zum Hauptcampus hinauf und unterhielten sich leise über ihre Chancen, ins Ruderteam aufgenommen zu werden.

Al Ulbrickson stand auf dem Schwimmanleger und sah ihnen mit unbewegter Miene nach, während ihm zahlreiche Gedanken durch den Kopf gingen. In gewisser Weise verfolgte ihn immer noch die insgesamt katastrophale Saison 1932. Über hunderttausend Zuschauer hatten sich am Ufer des Sees gedrängt und das jährliche Kräftenessen zwischen Kalifornien und Washington verfolgt. Zu Beginn des Hauptrennens, des Rennens der ersten Mannschaften, hatte starker Wind geweht, und auf den Wellen hatten sich Schaumkronen gebildet. Schon kurz nach dem Start war Wasser ins Boot von Washington geschlagen. Auf halbem Weg fuhren die Ruderer mit ihren Rollsitzen bereits spritzend durch mehrere Zentimeter davon. Als das Boot sich der Ziellinie näherte, lag es achtzehn Längen zurück, und die Frage war nur, ob es sich bis zum Ziel überhaupt noch über Wasser halten konnte. Das gelang, aber trotzdem handelte es sich um die schlimmste Niederlage in der Geschichte der Ruderabteilung.

Im Juni desselben Jahres hatte Ulbricksons erste Mannschaft bei der jährlichen Regatta der Intercollegiate Rowing Association in Poughkeepsie, New York, eine Revanche versucht, war aber wieder von Kalifornien geschlagen worden, diesmal um fünf Längen. Später im Sommer unternahm die Mannschaft bei der Olympiaqualifikation auf dem Lake Quinsigamond in Massachusetts einen weiteren Versuch. Diesmal schied sie bereits im Vorlauf aus. Und als Krönung des Ganzen musste Ulbrickson im August in Los Angeles mit ansehen, wie sein Kollege aus Kalifornien, Ky Ebright, die begehrteste Trophäe des Sports gewann, die olympische Goldmedaille.

Danach hatte sich das Team rasch verändert. Im April 1933 konnte eine neue Mannschaft sich revanchieren und bezwang den Olympiasieger, die California Bears, in seinem heimischen Gewässer, dem Oakland Estuary. Eine Woche später wiederholte sie den Erfolg und be-

siegte im kalifornischen Long Beach die beiden Mannschaften aus Berkeley und Los Angeles über zweitausend Meter. Die Regatta von Poughkeepsie wurde 1933 wegen der Wirtschaftskrise abgesagt, doch Washington kehrte im Sommer noch einmal nach Long Beach zurück, um gegen die besten Mannschaften der Ostküste anzutreten: Yale, Cornell und Harvard. Washington belegte den zweiten Platz, Yale wurde mit zweieinhalb Metern Vorsprung *de facto* amerikanischer Meister. Die Mannschaft dieses Jahres war laut Ulbricksons eigener Aussage gegenüber dem Magazin *Esquire* die bei Weitem beste, die er je trainiert hatte. Sie hatte «jede Menge Tempo», wie die Zeitungen schrieben. Aufgrund der jüngsten Erfolge und des vielversprechenden Eindrucks einiger Freshmen, die an diesem Nachmittag zum Bootshaus gekommen waren, konnte Ulbrickson der kommenden Saison zuversichtlich entgegenblicken.

Ärgerlich blieb nur, dass kein Trainer von Washington es je geschafft hatte, an den Olympischen Spielen teilzunehmen. Angesichts der jüngsten Feindseligkeiten zwischen den Mannschaften aus Washington und Kalifornien waren die beiden Goldmedaillen der Kalifornier besonders bittere Pillen. Ulbrickson hatte den Blick deshalb bereits auf 1936 gerichtet. Mit einer Goldmedaille nach Seattle zurückzukehren hätte ihm mehr bedeutet als alles andere, auch wenn er das in der Öffentlichkeit natürlich nicht sagte.

Doch dazu musste er erst noch einige grosse Hindernisse aus dem Weg räumen. Der Cheftrainer der Kalifornier, Ky Ebright, blieb trotz seiner Misserfolge vom Vorjahr ein sehr gefährlicher Gegner. Er galt weithin als grosse Kapazität des Rudersports und hatte ein geradezu unheimliches Geschick darin, die grossen Rennen zu gewinnen, also die Rennen, auf die es ankam. Ulbrickson brauchte eine Mannschaft, die Ebrights Auswahl überlegen war und sie auch im olympischen Jahr schlagen konnte. Ausserdem musste er bei der Regatta der Intercolle-

giate Rowing Association in Poughkeepsie 1936 erneut die Eliteteams aus dem Osten schlagen – darunter vor allem Cornell, Syracuse, Pennsylvania und Columbia. Des Weiteren musste er in der Olympiaqualifikation womöglich noch Yale, Harvard oder Princeton besiegen, Schulen, die in Poughkeepsie gar nicht erst antraten. Yale hatte 1924 olympisches Gold gewonnen. Wahrscheinlich würden auch die privaten Rudervereine des Ostens bei der Qualifikation 1936 antreten, besonders der Pennsylvania Athletic Club und der New York Athletic Club. Und wenn er es bis nach Berlin schaffte, musste er dort gegen die besten Ruderer der Welt antreten – wahrscheinlich die Briten aus Oxford und Cambridge. Auch die Deutschen unter dem neuen Naziregime bauten angeblich ausserordentlich starke und disziplinierte Mannschaften auf, und die Italiener hatten 1932 die Goldmedaille nur knapp verfehlt.

Aber anfangen musste er hier in diesem Bootshaus, mit den jungen Studenten, die in diesem Augenblick im Abendlicht zum Campus zurückkehrten. Aus den noch unerfahrenen Freshmen musste er eine Mannschaft auswählen, die den ganzen Weg gehen konnte. Die Kunst bestand darin, die Kandidaten mit den dafür notwendigen Voraussetzungen zu finden: der Körperkraft, der fast übermenschlichen Kondition, dem unbezwingbaren Willen und den zur Beherrschung der Technik notwendigen intellektuellen Fähigkeiten. Und dazu musste noch das Wichtigste kommen: die Fähigkeit, den eigenen Ehrgeiz zu vergessen, das Ego hintanzustellen und nicht nur für sich selbst und den eigenen Ruhm, sondern auch für die anderen Jungs im Boot zu kämpfen.

## Kapitel 2



*Diese Baumriesen sind ein eindrucksvoller Anblick. Einige stehen seit tausend Jahren hier, und sie alle zeugen von einem jahrhundertelangen Überlebenskampf. Die Jahresringe im Holz verraten, was für Zeiten sie durchgemacht haben. In manchen Jahren sind sie fast eingegangen und kaum gewachsen, in anderen war das Wachstum viel ausgeprägter.*

- George Yeoman Pocock

Der Weg, den Joe Rantz an diesem Nachmittag 1933 über den Campus und zum Bootshaus zurücklegte, war nur der letzte Abschnitt eines viel längeren, härteren und zeitweise auch dunkleren Wegs, den er in seinem bisherigen noch jungen Leben gegangen war.

Dabei hatte es durchaus verheissungsvoll angefangen. Joe war der zweite Sohn von Harry Rantz und Nellie Maxwell. Harry war grossgewachsen, deutlich über ein Meter achtzig, mit grossen Händen und Füssen und muskulösem Körper. Er hatte ein offenes Gesicht mit nicht weiter auffälligen, aber freundlichen und regelmässigen Gesichtszügen. Frauen fanden ihn attraktiv. Er sah sein Gegenüber ernst und ruhig an, doch hinter dem ruhigen Blick verbarg sich ein ungewöhnlich leb-

hafter Geist. Harry war ein unverbesserlicher Tüftler und Erfinder, ein Liebhaber technischer Spielereien, der alle möglichen Maschinen und Vorrichtungen erfand und grosse Träume hegte. Er stellte sich mit Vorliebe schwierigen Aufgaben und war stolz auf neue Lösungen und Ideen, die anderen Menschen nicht in einer Million Jahre eingefallen wären.

Für Harry Rantz lag auf der Hand, dass man mit genügend Grips und Tatkraft so gut wie alles fertigbringen konnte. Noch vor Jahresende hatte er ein eigenes Auto entworfen und gebaut und fuhr damit vor den staunenden Blicken seiner Nachbarn stolz die Strasse entlang. Zum Lenken benützte er statt eines Steuerrads eine Pinne.

Im Jahr 1899 hatte er telefonisch geheiratet, nur weil es so aufregend neu war, sich mittels der spektakulären neuen Erfindung des Telefons von zwei verschiedenen Städten aus ein Eheversprechen zu geben. Nellie Maxwell war Klavierlehrerin und Tochter eines Priesters der Disciples of Christ. Der erste Sohn des Paares, Fred, wurde Ende 1899 geboren. 1906, auf der Suche nach einer angemessenen Wirkungsstätte für Harry, verliess die junge Familie Williamsport in Pennsylvania, brach nach Westen auf und liess sich in Spokane im Bundesstaat Washington nieder.

Spokane war damals in vielerlei Hinsicht noch nicht weit von der unzivilisierten Holzfällerstadt entfernt, die es im 19. Jahrhundert gewesen war. Der kalte, klare Spokane River stürzte weiss schäumend einige niedrige Wasserfälle hinunter, die Umgebung bestand aus Kiefernwäldern und offenem Gelände. Die Sommer waren glühend heiss, die Luft war trocken und duftete nach dem Vanillearoma der Kiefernrinde. Im Herbst fuhren von den endlosen Weizenfeldern im Westen her manchmal braune Staubstürme über das Land. Die Winter waren bitterkalt, das Frühjahr dauerte nur kurz und kam erst spät. An Samstagabenden versammelten sich das ganze Jahr über Cowboys und Holzarbeiter in



Harry, Fred, Nellie und Joe Rantz, um 1917

den Bars und Spelunken der Stadt, tranken Whiskey und torkelten anschliessend schimpfend nach Hause.

Doch nach Ankunft der Northern Pacific Railway Ende des 19. Jahrhunderts, die zum ersten Mal Zehntausende von Amerikanern in den Nordwesten brachte, war die Bevölkerung von Spokane rasch auf über hunderttausend gestiegen, und so entstanden neben der alten Holzarbeiterstadt vornehmere Viertel. Am Südufer des Flusses entwickelte sich ein blühendes Geschäftszentrum einschliesslich prächtiger Hotels, stattlicher Banken und einer Vielzahl vornehmer Kaufhäuser und Geschäfte.

Nördlich des Flusses entstanden Wohnviertel mit kleinen Holzhäusern auf gepflegten Rasenstücken. Harry, Nellie und Fred Rantz zogen in ein solches Haus in der Nora Avenue Nr. 1023, und hier wurde im März 1914 Joe geboren.

Harry eröffnete eine Werkstatt, in der er Autos baute und reparierte. Er konnte so gut wie jedes Auto reparieren, das stotternd oder von einem Maultier gezogen vor seinem Garagentor auftauchte. Doch spezialisierte er sich auf die Herstellung neuer Autos. Manchmal baute er das beliebte, mit einem Einzylindermotor ausgestattete McIntyre Imp Cyclecar, manchmal ein selbsterfundenes neues Auto. Kurz darauf sicherten er und sein Partner Charles Halstead sich auch die örtlichen Verkaufsrechte für sehr viel grössere Autos – brandneue Franklins –, und da die Stadt boomte, hatten sie in Werkstatt und Verkauf bald alle Hände voll zu tun.

Harry stand jeden Morgen um halb fünf auf und ging in die Werkstatt. Oft kehrte er erst nach sieben Uhr abends von dort zurück. Nellie gab wochentags Kindern aus der Nachbarschaft Klavierunterricht und versorgte Joe. Sie liebte ihre beiden Söhne über alles und machte es sich zur Aufgabe, sie vor Sünde und Torheit zu bewahren. Fred ging zur Schule und half samstags im Geschäft aus. Am Sonntagmorgen besuchte die ganze Familie die Central Christian Church. Nellie war dort erste Pianistin, Harry sang im Chor. An Sonntagnachmittagen unternahmen sie einen Ausflug. Insgesamt war es ein sehr zufriedenstellendes Leben – wenigstens teilweise hatte Harry den Traum verwirklicht, dessentwegen er in den Westen gekommen war.

Joe hatte seine frühe Kindheit allerdings ganz anders im Gedächtnis. Für ihn bestand sie aus ganz verschiedenen Erinnerungsfetzen, angefangen im Frühjahr 1918, kurz vor seinem vierten Geburtstag, mit einer



Erinnerung an seine Mutter, die auf einem verwilderten Feld neben ihm stand und heftig in ein Taschentuch hustete. Das Taschentuch verfärbte sich dabei leuchtend rot. Er erinnerte sich weiter an einen Arzt mit einer schwarzen Ledertasche und an den ständigen Kampfergeruch im Haus. Ein anderes Mal sass er mit baumelnden Beinen auf einer harten Kirchenbank, während seine Mutter weiter vorn in einer Kiste lag und nicht mehr aufstehen wollte. Er erinnerte sich, wie er in seinem Zimmer in der Nora Avenue auf dem Bett lag und sein grosser Bruder Fred bei ihm sass, während der Frühlingswind am Fenster rüttelte. Fred hatte leise über das Sterben und über Engel gesprochen, über die Universität und warum er Joe nicht nach Osten, nach Pennsylvania begleiten konnte. Als Nächstes hatte er mutterseelenallein tage- und nächtelang stumm in einem Zug gesessen, und draussen vor dem Fenster waren blaue Berge, grüne, morastige Felder, rostige Gleise und schwarze Städte mit vielen Kaminen vorbeigezogen. Ein rundlicher Schwarzer mit Glatze und einer gebügelten blauen Uniform hatte im Zug auf ihn aufgepasst, ihm belegte Brote gebracht und ihn abends in seiner Koje zugedeckt. Dann hatte er eine Frau kennengelernt, die sich als seine Tante Alma vorstellte. Und unmittelbar anschliessend hatte er einen Ausschlag auf Gesicht und Brust bekommen, ausserdem Halsweh und hohes Fieber. Wieder war ein Arzt mit einer schwarzen Ledertasche erschienen. Die Tage waren zu Wochen geworden, und er hatte nur in einer fremden Dachkammer bei ständig heruntergezogenen Jalousien im Bett gelegen – ohne Licht, ohne Bewegung und ohne ein Geräusch, von dem einsamen Rattern eines Zuges in der Ferne abgesehen. Keine Mama, kein Papa, kein Fred. Nur das gelegentliche Rattern des Zuges und ein fremdes Zimmer, das sich um ihn drehte. Damals hatte er die Last zum ersten Mal gespürt – eine Last von Sorgen, Zweifeln und Ängsten, die schwer auf seinen schmalen Schultern und seiner ständig verstopften Brust lastete.

Während er scharlachkrank in der Dachkammer einer Frau lag, die er kaum kannte, lösten sich in Spokane die letzten Reste seiner bisherigen Welt auf. Seine an Kehlkopfkrebs gestorbene Mutter lag in einem Grab, um das sich niemand kümmerte, Fred war fortgegangen, um sein Studium zu beenden. Sein Vater Harry war nach dem Scheitern seiner Träume in die kanadische Wildnis geflohen. Er verkräftete nicht, was er in den letzten Stunden seiner Frau hatte mit ansehen müssen. Nie hätte er gedacht, dass in einem Körper so viel Blut Platz hatte, mehr Blut, als er je aus seinem Gedächtnis löschen konnte.

Ein gutes Jahr später, im Sommer 1919, sass der fünf Jahre alte Joe zum zweiten Mal in seinem Leben im Zug. Diesmal kehrte er nach Westen zurück. Fred liess ihn holen. Er hatte sein Studium inzwischen abgeschlossen und, obwohl erst einundzwanzig, in Nezperce in Idaho eine Stelle als Schulinspektor bekommen. Ausserdem hatte er geheiratet. Seine Frau Thelma LaFollette, die eine Zwillingsschwester hatte, stammte aus einer wohlhabenden Familie, die Weizen im Osten des Bundesstaates Washington anbaute. Fred wollte seinem kleinen Bruder das Zuhause geben, das sie beide bis zum Tod ihrer Mutter und bis zur Flucht ihres untröstlichen Vaters nach Norden gehabt hatten. Als ein Schaffner Joe in Nezperce aus dem Zug half und ihn auf dem Bahnsteig absetzte, erinnerte er sich kaum noch an Fred. Thelma kannte er überhaupt nicht. Er hielt sie für seine Mutter, rannte auf sie zu und schlang die Arme um ihre Beine.

Im Herbst desselben Jahres kehrte Harry Rantz unerwartet aus Kanada zurück, kaufte ein Grundstück in Spokane, begann dort ein Haus zu bauen und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Um aus dem Haus ein richtiges Zuhause zu machen, brauchte er wie sein älterer Sohn eine Frau. Er fand, was er suchte, in dem anderen LaFollette-Zwilling. Thelmas Schwester Thula war einundzwanzig, ein bildhüb-

sches, schlankes Mädchen mit dem zarten Gesicht einer Elfe, einem widerspenstigen Schopf schwarzer Locken und einem bezaubernden Lächeln. Harry war siebzehn Jahre älter als sie, was aber weder ihn noch sie störte. Warum Harry sich zu Thula hingezogen fühlte, lag auf der Hand. Seine Anziehungskraft für Thula war weniger klar und ihren Angehörigen einigermaßen rätselhaft.

Harry stellte das Haus in Spokane fertig. Im April 1921 fuhr er mit Thula über die Staatsgrenze und heiratete sie am Ufer des Lake Coeur d'Alene in Idaho zum grossen Missfallen ihrer Eltern. Somit war Thula die Schwiegermutter ihrer Schwester.

Für Joe bedeutete die Heirat schon wieder ein neues Zuhause. Er verliess Nezperce und zog bei einem Vater ein, den er kaum, und einer jungen Stiefmutter, die er überhaupt nicht kannte.

Eine Zeit lang sah es so aus, als würde wieder Normalität in sein Leben einkehren. Das Haus, das sein Vater gebaut hatte, war geräumig und hell und roch angenehm nach frisch gesägtem Holz. Dahinter stand eine Schaukel, deren Sitz so breit war, dass an warmen Sommerabenden Joe zusammen mit seinem Vater und Thula darauf schaukeln konnte. Er konnte zu Fuss zur Schule gehen. Unterwegs nahm er eine Abkürzung durch ein Feld und klaute manchmal eine reife Melone, um sie nach der Schule zu essen. Auf einem leeren Grundstück in der Nähe verbrachte er lange Sommertage mit dem Graben verschlungener Tunnel – einer kühlen unterirdischen Welt, in die er sich vor der zuweilen sengenden trockenen Hitze in Spokane zurückziehen konnte. Und auch das neue Haus war wie das alte zu Lebzeiten seiner Mutter voller Musik. Harry hatte Nellies kostbarsten Besitz, ihren Konzertflügel, behalten und sass gern zusammen mit Joe daran und klimperte Schlager, die Joe voller Inbrunst mitsang: «Ain't We Got Fun» oder «Yaaka Hula Hickey Dula» oder «Mighty Lak' a Rose» oder Harrys Lieblingssong «Yes! We Have No Bananas».

Thula fand die Musik, die Harry und Joe so gern hörten, primitiv. Auch über Nellies Flügel in ihrem Haus war sie nicht besonders glücklich, und sie beteiligte sich nicht am gemeinsamen Singen. Sie konnte ungewöhnlich gut, ja ausgezeichnet Geige spielen. Ihre Eltern hatten ihr Talent so hoch geschätzt, dass sie nie hatte Geschirr spülen müssen, aus Furcht, das Seifenwasser könnte ihre Finger schädigen. Genauso wie ihre Eltern war sie überzeugt, dass sie eines Tages in einem grossen Orchester spielen würde, vielleicht in New York oder Los Angeles oder sogar in Berlin oder Wien. Nachmittags, wenn Joe in der Schule war und Harry bei der Arbeit, übte sie stundenlang ihre klassischen Stücke, deren süsser Klang durch die Fliegengitter der Fenster nach draussen auf die staubige, trockene Strasse drang.

Im Januar 1922 wurde das erste gemeinsame Kind von Harry und Thula geboren, Harry junior, im April 1923 ein zweiter Sohn, Mike. Zur Zeit seiner Geburt hatte das Familienleben im Haus Rantz seinen Glanz schon etwas eingebüsst. Das Zeitalter der grossen Träumer ging vor Harrys Augen zu Ende. Henry Ford hatte eine Möglichkeit gefunden, seine Autos auf einem sich bewegenden Band herzustellen, und andere folgten rasch seinem Beispiel. Massenfertigung, billige Arbeitskräfte und Grosskapital waren die neuen Schlagwörter. Harry fand sich auf der Seite der billigen Arbeitskräfte wieder. Seit einem Jahr arbeitete und wohnte er wochentags bereits in einer Goldmine in Idaho. Am Freitag fuhr er in seiner langgestreckten, schwarzen viertürigen Franklin-Cabrio-Limousine auf gewundenen Bergstrassen zweihundertzwanzig Kilometer heim nach Spokane, am Sonntagnachmittag kehrte er nach Idaho zurück. Er war froh über die Arbeit, denn sie bedeutete ein festes Einkommen, und er konnte seine handwerklichen Fähigkeiten einsetzen. Für Thula dagegen bedeutete die Veränderung lange, triste Wochen allein zu Hause, ohne Hilfe und ohne Gesprächspartner oder Gesellschaft beim Essen, von drei lärmenden Jungen ab-

gesehen – einem Säugling, einem Kleinkind und einem seltsam zurückhaltenden und misstrauischen Stiefsohn.

Dann, in einer dunklen, mondlosen Nacht kurz nach Mikes Geburt, während eines Wochenendbesuchs von Harry, wachte Joe plötzlich auf. Es roch nach Rauch, und irgendwo im Haus knisterten Flammen. Er nahm hastig das Baby in den Arm, zerrte Harry junior aus dem Bett und rannte mit beiden aus dem Haus. Kurz darauf tauchten auch sein Vater und Thula in angesengten Nachthemden auf und riefen verwirrt nach ihren Kindern. Als Harry sah, dass die Familie in Sicherheit war, stürzte er noch einmal in das brennende Haus. Einige lange Minuten vergingen, dann tauchte er wieder auf, eine schwarze Silhouette vor dem Garageneingang des Hauses. Vor sich her schob er Nellies Flügel – das letzte Andenken, das ihm aus seiner ersten Ehe geblieben war. Sein schweissglänzendes Gesicht war angstverzerrt. Noch einmal lehnte er sich gegen den Flügel, spannte sämtliche Muskeln an und schob ihn mit schierer Muskelkraft Zentimeter um Zentimeter durch die breite Tür. Als das Klavier schliesslich in Sicherheit war, versammelten sich Harry und seine Familie darum und beobachteten fassungslos, wie die Überreste des Dachs in das lodernde Feuer stürzten und ihr Haus bis auf die Grundmauern niederbrannte.

Bestimmt hatte Thula Rantz sich gewundert, warum Harry sein Leben ausgerechnet für ein altes Klavier riskierte. Und der inzwischen neunjährige Joe, der neben ihr stand, spürte, was er bereits fünf Jahre zuvor in der Dachkammer seiner Tante in Pennsylvania gespürt hatte – dieselbe Angst und Unsicherheit. Ein Zuhause, so schien es, war nichts, auf das man sich verlassen konnte.

In Ermangelung einer Alternative setzte Harry Rantz seine Familie in die Franklin-Limousine und fuhr mit ihr nach Nordosten zum Minencamp, in dem er seit einem Jahr als Werkstattmeister arbeitete. Die

1910 von einem gewissen John M. Schnatterly gegründete Mine lag im nördlichsten Zipfel Idahos, an der Grenze zu Montana, dort, wo der Kootenai River in südlicher Richtung aus British Columbia fliesst.

Ursprünglich hatte das Unternehmen Idaho Gold and Radium Mining Company geheissen, denn Schnatterly hatte behauptet, er sei auf eine millionenschwere Radiumader gestossen. Da kein Radium auftauchte, benannte Schnatterly die Firma ungeniert in Idaho Gold and Ruby Mining Company um. Bei den Rubinen handelte es sich offenbar um kleine Granate, die im Abfall der Mine gelegentlich auftauchten. Anfang der zwanziger Jahre hatte die Mine an Gold, Rubinen oder auch Granaten allerdings noch nicht viel zu Tage gefördert. Das hielt Schnatterly freilich nicht davon ab, ständig neue betuchte Investoren aus dem Osten anzuwerben, um sie anschliessend um Millionen Dollar zu erleichtern. Dadurch machte er sich eine ganze Reihe Feinde. Er wurde in drei Schiessereien verwickelt und verletzt, bevor schliesslich seine Jacht explodierte und er eines feurigen Todes starb. Niemand wusste, ob es sich um einen Unfall oder einen Racheakt handelte, aber alles sprach für das Zweite.

Praktisch alle der drei Dutzend Angestellten des Unternehmens wohnten mit ihren Familien in Schnatterlys Minencamp namens Boulder City. Es bestand aus windschiefen Gebäuden am steilen Hang des Boulder Creek, verbunden durch ein Netz hölzerner Stege – aus etwa dreissig kleinen, identischen Blockhäusern aus roh zugehauenen Stämmen mit daran angebautem Klohäuschen, einer Schmiede, einer Maschinenwerkstatt, einer Schlafbaracke für alleinstehende Männer, einer Kirche, einem mit Wasserkraft betriebenen Sägewerk und einem bescheidenen, selbstgebauten Wasserkraftwerk. Auf dem ebenen Gelände oberhalb der Camps stand unter Kiefern ein mit Schindeln aus Red Cedar verkleidetes Schulhaus mit einem Raum, doch gab es nur

wenige Kinder, die die Schule zumindest unregelmässig besuchten. Eine ungepflasterte Strasse mit tiefen Wagenspuren führte vom Schulhaus in gewundenen Serpentina an der Bergflanke hinunter und anschliessend über eine Brücke über den Kootenai zum in Montana gelegenen Ufer. Dort standen der Laden und die Kochbaracke der Mine.

Dem neunjährigen Joe bot das Minencamp eine erstaunliche Vielfalt an Freuden. Wenn sein Vater den riesigen Löffelbagger anliess und den Dampf spuckenden Koloss kreisen liess, sass er glücklich auf dem hinteren Ende der Maschine und fuhr Karussell. Wenn er genug hatte, zog Harry sich den Abend über in die Werkstatt zurück und baute ein Gokart. Am folgenden Nachmittag zog Joe das Gefährt die Strasse bis zur Kuppe des Berges hinauf, stieg ein und liess die Bremse los. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit jagte er die Strasse hinunter, bog schlitternd um die Haarnadelkurven und fuhr juchzend zum Fluss weiter und über die Brücke. Dort stieg er aus und machte sich erneut an den langen Aufstieg. Das Ganze wiederholte er so oft, bis er zuletzt vor Dunkelheit die Strasse nicht mehr sehen konnte. Sich draussen zu bewegen und den Wind im Gesicht zu spüren gab ihm das Gefühl zu leben – und vertrieb die Angst, die seit dem Tod seiner Mutter beständig an ihm nagte.

Wenn Joe nicht mit Fahren beschäftigt war, im Sägewerk aushalf oder die Zwergschule über dem Camp besuchte, erkundete er den Wald oder die fast zweitausend Meter hohen Berge des Kaniksu National Forest unmittelbar im Westen. Er suchte im Wald nach Geweihen und anderen Schätzen, schwamm im Kootenai oder arbeitete in dem Gemüsegarten, den er auf einer Parzelle innerhalb des Lattenzauns um das elterliche Blockhaus angelegt hatte.

Für Thula dagegen war Boulder City so ungefähr der elendste Ort der Welt. Im Sommer war es hier unerträglich heiss und staubig, im



Joe mit Harry, Thula, Mike und Harry junior vor der Gold and Ruby Mine

Frühjahr und Herbst nass und morastig. Dreckig war es das ganze Jahr über. Am schlimmsten war allerdings der Winter. Im Dezember strömte bitterkalte Luft von British Columbia durch das Tal des Kootenai und drang durch jeden kleinsten Spalt in den Wänden des löchri-gen Blockhauses und durch noch so viele Kleiderschichten oder Bettdecken, in die Thula sich einmummte. Ausserdem musste sie nach wie vor mit einem schreienden Säugling und einem gelangweilten, jammernden Kleinkind fertigwerden und mit einem Stiefsohn, der mit zunehmendem Alter immer widerspenstiger wurde und den sie allmählich als unerwünschtes Überbleibsel aus Harrys erster Ehe betrachtete, die ihrem Mann offenbar so viel bedeutet hatte. Da half es auch nicht, dass Joe zum Zeitvertreib unablässig an einer Ukulele zupfte und die Schläger sang und pffif, die er und sein Vater so liebten. Genauso wenig besserte sich ihre Laune, wenn Harry von der Arbeit nach Hause kam und Schmiere und Sägemehl im Haus verteilte.



Thula hatte eine sehr behütete Kindheit und Jugend gehabt, nicht nur wegen ihrer Schönheit und ihrer aussergewöhnlichen Begabung auf der Geige, sondern auch wegen ihres feinen Geschmacks und ihrer Empfindsamkeit. Sie war gebildet, künstlerisch veranlagt und strebte nach Höherem, als eine Getreidefarm zu bieten hatte. Jetzt sass sie in diesem Minencamp fest, und ihre einzige Gesellschaft bestand aus den ungebildeten, verhärmteten Frauen der Säger und Minenarbeiter. Ihr wurde immer schmerzhafter bewusst, dass ihr Traum vom grossen Symphonieorchester in weite Ferne gerückt war. Sie fand kaum Zeit zum Üben. Im Winter wollten ihre froststarrten Finger sich nicht über das Griffbrett bewegen, im Sommer waren sie von der trockenen Luft so rissig und wund, dass sie kaum den Bogen halten konnten. Die Geige lag meist im Regal und blickte spöttisch auf sie herunter, während sie endlose Stapel von Geschirr und schmutzigen Windeln wusch. Für ein solches Leben war ihre Schwester Thelma geschaffen, aber nicht sie. Doch Thelma wohnte jetzt bequem in einem schönen Haus in Seattle. Je mehr Thula über die Ungerechtigkeit dieser Situation nachdachte, desto stärker wuchs die Spannung im Haus.

Eines warmen Sommerabends kochte die Stimmung über. Thula war mit ihrem dritten Kind schwanger, hatte den Nachmittag überwiegend auf Händen und Knien verbracht und den Holzboden geschrubbt, und jetzt tat ihr der Rücken weh. Die Essenszeit näherte sich, und sie machte sich wie jeden Abend an dem mit Holz beheizten Herd zu schaffen, um ein Abendessen für Harry und die Kinder zuzubereiten. Angesichts ihres beschränkten Budgets und der dürftigen Auswahl der im Minenladen verfügbaren Lebensmittel hatte sie Schwierigkeiten, allabendlich eine anständige Mahlzeit auf den Tisch zu bringen. Noch schwieriger war es, das Essen so lange auf dem Tisch zu halten, bis auch ihre Kinder richtig gegessen hatten. Joe schoss in die Höhe und

verschläng das Essen schneller, als Thula es ihm hinstellen konnte. Sie sorgte sich deshalb ständig, ihre eigenen Jungs könnten zu kurz kommen.

Wütend schob sie die Töpfe auf der Herdplatte hin und her, um Platz zu schaffen. Was sie kochen wollte, wusste sie noch nicht. Da hörte sie plötzlich von draussen einen Schrei, gefolgt von einem langen, schmerzerfüllten Jammern – die Stimme des kleinen Mike. Thula liess den Topf, den sie gerade in der Hand hielt, fallen und rannte zur Tür.

Draussen kniete Joe auf allen vieren in seinem Gemüsegarten. Der Garten war ihm heilig, ein Ort, an dem er bestimmte und nicht Thula und auf den er mächtig stolz war. Wenn er einen Korb frischer Tomaten oder einen Armvoll Zuckermais ins Haus brachte und das Gemüse dann beim Abendessen auf dem Tisch sah, hatte er das Gefühl, einen Beitrag zum Unterhalt der Familie zu leisten und Thula zu helfen oder etwas wiedergutzumachen, mit dem er sie verärgert hatte. An diesem Nachmittag hatte er im Garten Unkraut gejätet. Als er sich einmal umgedreht hatte, musste er feststellen, dass der achtzehn Monate alte Mike ihm folgte, seine Bewegungen imitierte und glücklich die noch kleinen Karotten aus dem Boden zog. Joe hatte ihn wütend angeschrien, woraufhin Mike in sein herzerreissendes Jammern ausgebrochen war. Im nächsten Moment sah Joe Thula mit vor Wut gerötetem Gesicht in der Haustür auftauchen. Sie rannte die Stufen hinunter, riss Mike vom Boden hoch, eilte mit ihm ins Haus zurück und knallte die Tür hinter sich zu.

Als Harry später am Abend von der Arbeit nach Hause kam, erwartete Thula ihn an der Tür. Harry sollte mit Joe hinters Haus gehen und ihm eine Tracht Prügel verabreichen. Stattdessen ging Harry mit Joe nach oben, setzte ihn auf einen Stuhl und hielt ihm eine Standpauke. Diese in Thulas Augen lasche Bestrafung brachte das Fass zum Über-

laufen. Thula fühlte sich in die Enge getrieben und erklärte in ihrer Verzweiflung endlich, dass sie mit Joe nicht mehr unter demselben Dach leben könne und dass Harry sich zwischen ihr und Joe entscheiden müsse. Wenn sie an einem so gottverlassenen Ort bleiben sollte, müsse Joe ausziehen. Harry konnte sie nicht beschwichtigen. Der Gedanke aber, auch seine zweite Frau oder jedenfalls eine so schöne Frau wie Thula zu verlieren, war ihm unerträglich. Er ging also wieder nach oben und sagte seinem Sohn, er müsse ausziehen. Joe war damals zehn Jahre alt.

Am folgenden Morgen stieg Harry in aller Früh mit seinem Sohn die Strasse zur Schule auf dem Berg hinauf. Er liess Joe draussen auf der Treppe sitzen und ging nach drinnen, um mit dem Lehrer zu sprechen. Joe wartete in der Morgensonne. Nach einer endlosen langen Zeit kamen sein Vater und der Lehrer heraus und gaben sich die Hand. Sie hatten eine Abmachung getroffen. Als Gegenleistung für einen Schlafplatz in der Schule sollte Joe so viel Brennholz hacken, dass das Feuer in dem grossen steinernen Kamin der Schule Tag und Nacht versorgt war.

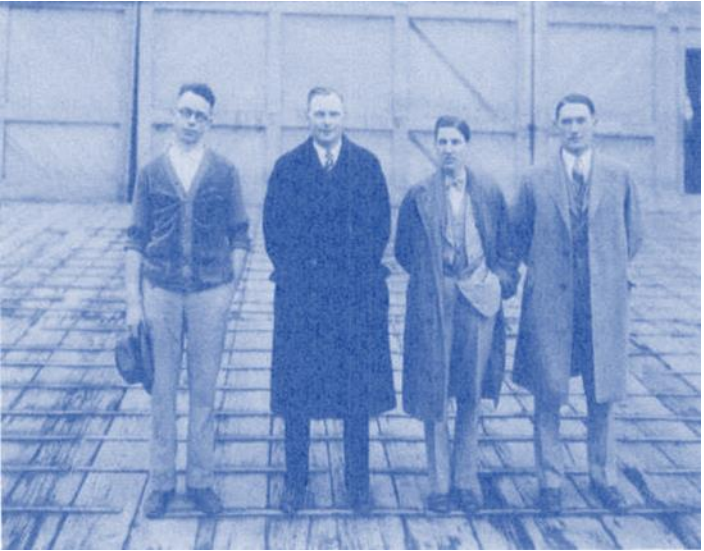
So begann Joes Leben im Exil. Da Thula auch nicht mehr für ihn kochte, stieg er jeden Morgen vor der Schule und dann wieder am Abend die Strasse zum Kochhaus am Fuss des Bergs hinunter und half der Köchin der Kantine, Mother Cleveland, bei der Arbeit. Im Gegenzug bekam er Frühstück und Abendessen. Seine Aufgabe war es, schwere Essenstabletts – morgens mit Pfannkuchen und Speck beladen, abends mit Fleisch und dampfenden Kartoffeln – vom Kochhaus zum benachbarten Speisesaal zu tragen, in dem die Minenarbeiter und Säger in ihren schmutzigen Overalls an langen Tischen sassen, sich lärmend unterhielten und gierig das Essen hinunterschlangen. Wenn sie damit fertig waren, schleppte Joe die schmutzigen Tablettins zum Kochhaus zurück. Wenn er abends zur Schule zurückkehrte, hackte er noch einmal Holz, machte seine Hausaufgaben und schlief, so gut es ging.

Er versorgte sich selbst und kam zurecht, aber seine Welt war geschrumpft und sehr einsam geworden. Im Camp gab es keine gleichaltrigen Jungs, mit denen er sich anfreunden konnte. Seine engsten Gefährten – und seit dem Umzug nach Boulder City seine einzigen – waren immer sein Vater und Harry junior gewesen. Jetzt, im Schulhaus, sehnte er sich nach der Zeit zurück, in der sie sich zu dritt gegen Thulas zunehmend schlechte Laune verbündet und zwischen den Kiefern hinter dem Haus heimlich Ball gespielt und herumgetobt oder, wenn Thula sie nicht hören konnte, auf dem Klavier ihre Lieblingslieder gespielt hatten. Noch mehr vermisste er die Zeit, die er mit seinem Vater allein verbracht hatte, wenn sie etwa am Küchentisch Gin Rommé gespielt hatten, während Thula Geige übte, oder den Motor des Franklin warteten, während sein Vater ihm zugleich die Funktion der einzelnen Teile erklärte. Am meisten fehlte ihm aber die Zeit, in der er mit seinem Vater abends auf der Veranda gesessen und zu dem überwältigenden Gewimmel von Sternen am schwarzen Nachthimmel von Idaho hinaufgeblickt hatte. Sie hatten beide geschwiegen, nur nebeneinandergesessen, die kalte Luft eingeatmet und darauf gewartet, dass sie eine Sternschnuppe sahen und sich etwas wünschen durften. «Du musst genau aufpassen», hatte sein Vater gesagt. «Man weiss nie, wann die Nächste kommt. Wenn man nicht aufpasst, übersieht man sie.» Joe vermisste das ganz schrecklich. Allein auf der Schulhaustreppe zu sitzen und die Sterne anzusehen war nicht dasselbe.

Er schoss in diesem Sommer weiter in die Höhe und bekam vom vielen Hinauf- und Hinuntersteigen kräftige Beine und vom ständigen Holzhacken und dem Tragen der Tablett in der Kantine einen muskulösen Oberkörper. An Mother Clevelands Tisch ass er mit Heisshunger. Trotzdem schien er immer noch mehr Hunger zu haben und dachte oft ans Essen.

Eines Herbsttages machte sein Lehrer mit ihm und den anderen Schülern einen naturkundlichen Ausflug in den Wald. Er führte sie zu

einem alten, verfaulten Baumstumpf, auf dem ein grosser weisser Pilz wuchs – eine ineinander verschlungene Masse cremeweisser Falten und Runzeln. Der Lehrer pflückte den Pilz vom Stamm, hielt ihn hoch und erklärte, es handle sich um eine Krause Glucke, *Sparassis radicata*. Die sei nicht nur essbar, sondern schmecke sogar ganz köstlich, wenn man sie langsam gare. Dass man auf einem Baumstumpf mitten im Wald kostenloses Essen finden konnte, traf Joe wie eine Offenbarung. Abends lag er auf seinem Feldbett im Schulhaus noch lange wach und starrte nachdenklich an die schwarzen Deckenbalken. Wer die Augen offen hielt, konnte an den unmöglichsten Orten wertvolle Dinge finden, überlegte er sich. Man musste das Gute nur erkennen, wenn man es sah, egal wie seltsam oder wertlos es auf den ersten Blick scheinen mochte und egal ob jemand anders eben erst achtlos daran vorbeigegangen war.



George Pocock, Rusty Callow, Ky Ebright und Al Ulbrickson

## Kapitel 3

*Jeder gute Rudertrainer vermittelt seinen Schützlingen auf seine Weise die Selbstdisziplin, die nötig ist, um aus Geist, Körper und Seele das Letzte herauszuholen. Deshalb hört man von den meisten ehemaligen Ruderern auch, sie hätten beim Training wichtigere grundsätzliche Dinge gelernt als in der Schule.*

- George Yeoman Pocock

So schön Wettkampfrudern anzusehen ist, es ist zugleich mörderisch anstrengend. Im Unterschied zu den meisten anderen Sportarten, für die vor allem bestimmte Muskelgruppen wichtig sind, braucht man zum Rudern buchstäblich alle Muskeln, auch wenn der Ruderer, wie Al Ulbrickson zu sagen pflegte, «auf seinem Allerwertesten kämpft». Und beim Rudern werden diese Muskeln nicht nur gelegentlich, sondern in schneller Folge und über eine längere Zeit immer wieder und ohne Pause eingesetzt. Royal Brougham vom *Seattle Post-Intelligencer* hat dazu einmal bemerkt, nachdem er den Freshmen aus Washington beim Training zugesehen hatte: «Beim Rennrudern gibt es keine Pause. Man kann nirgends anhalten, einen Schluck Wasser trinken und sich mit einem tiefen Atemzug frischer Luft stärken. Der Blick

klebt unverwandt am schweissnassen roten Nacken des Vordermanns, und man rudert, bis einem jemand sagt, dass es vorbei ist... Leute, das ist wirklich kein Sport für Waschlapfen.»

Beim Rudern verrichten die grossen Muskeln an Armen, Beinen und Rücken – insbesondere Quadrizeps, Trizeps, Bizeps, Deltamuskel, grosser Rückenmuskel und verschiedene Muskeln an Bauch, Oberschenkel und Gesäss – die Hauptarbeit. Sie treiben das Boot gegen den erbarmungslosen Widerstand von Wind und Wasser an. Zugleich leisten Dutzende kleinerer Muskeln an Nacken, Handgelenken, Händen und auch Füessen unausgesetzt die Feinarbeit. Sie halten den Körper beständig im Gleichgewicht, damit das nur sechzig Zentimeter breite Boot nicht umkippt. Infolge der Anstrengung dieser vielen grossen und kleinen Muskeln verbraucht der Körper mehr Kalorien und Sauerstoff als bei fast allen anderen menschlichen Betätigungen. Physiologen haben berechnet, dass man für ein 2'000-Meter-Rennen genauso viel Energie verbraucht wie für zwei Basketballspiele unmittelbar hintereinander, und das in nur sechs Minuten.

Ein durchtrainierter Ruderer, der an internationalen Wettkämpfen teilnimmt, muss pro Minute acht Liter Sauerstoff aufnehmen und verbrauchen können, egal ob Mann oder Frau. Untrainierte Männer schaffen im Durchschnitt höchstens vier bis fünf Liter. Ein olympischer Ruderer verbraucht in etwa so viel Sauerstoff wie ein Vollblutrennpferd. Dabei reicht dieser ausserordentlich hohe Verbrauch für die Leistung des Ruderers noch gar nicht aus. Zwar sind 75 bis 80 Prozent der von einem Ruderer bei einem 2'000-Meter-Rennen verbrauchten Energie aeroben Ursprungs, bereitgestellt durch Sauerstoff, aber die Rennen beginnen und enden gewöhnlich mit harten Sprints. Die dafür benötigte Energie übersteigt die Fähigkeit des Körpers zur Erzeugung von aerober Energie bei Weitem, egal wie viel Sauerstoff aufgenommen wird. Stattdessen muss der Körper anaerobe Energie produzieren. Da-



durch wiederum entstehen grosse Mengen an Milchsäure, die sich im Muskelgewebe rasch ansammeln. Als Folge davon kommt es oft fast vom Beginn des Rennens an zu heftigen Muskelschmerzen, die bis zum Ende anhalten.

Und nicht nur die Muskeln schmerzen. Das Skelett, an denen sie befestigt sind, ist ebenfalls einer gewaltigen Belastung ausgesetzt. Ohne entsprechendes Training und eine entsprechende Gewöhnung – und manchmal sogar trotzdem – sind Wettkampfruderer anfällig für eine ganze Reihe von Verletzungen und Beschwerden an Knien, Hüften, Schultern, Ellbogen, Brustkorb, Hals und vor allem Rücken, zum Beispiel Blasen, Sehnenscheiden- und Schleimbeutelentzündungen, Wirbelgleiten, Risse der Rotatorenmanschetten und Stressfrakturen vor allem der Rippen.

Das Resultat der übermässigen Belastung von Lunge, Muskeln und Knochen sind heftige Schmerzen. Und das sollte der Neuling im Wettkampfrudern vielleicht als Erstes und Wichtigstes lernen: dass Schmerzen nämlich dazugehören. Es geht nicht darum, ob man sie hat oder wie stark sie sind, sondern darum, was man tut und wie gut man damit fertigwird, wenn sie nach Lust und Laune mit einem umspringen.

All das sollte Joe Rantz und den anderen Studenten, die sich im Herbst 1933 um Aufnahme in die Freshman-Mannschaft der Universität bewarben, sehr rasch und mit allem Nachdruck klar werden.

Täglich machte sich Joe am Nachmittag nach dem Unterricht auf den langen Weg zum Bootshaus. Dort zog er sich um, anschliessend stieg er auf die Waage, ein tägliches Ritual. Das Wiegen sollte die Kandidaten einerseits daran erinnern, dass jedes zusätzliche Gramm im Boot durch einen entsprechenden Zuwachs an Kraft gerechtfertigt sein musste, und andererseits verhindern, dass sie übertrainierten und unter

ihr Optimalgewicht fielen. Anschliessend sah Joe auf einer Tafel nach, welcher Mannschaft er an diesem Tag zugeteilt war, und ging zu den anderen Jungs, die sich auf der hölzernen Rampe vor dem Bootshaus versammelt hatten, um zu hören, was Trainer Bolles an diesem Tag vor dem Training zu sagen hatte.

In den ersten Wochen war das täglich etwas anderes, abhängig von unberechenbaren Faktoren wie dem Wetter oder bestimmten technischen Fehlern, die Bolles beim Training am Vortag aufgefallen waren. Joe stellte schon bald fest, dass immer wieder zwei grössere, miteinander zusammenhängende Themen zur Sprache kamen. So bekamen sie einerseits zu hören, dass der Sport, für den sie sich entschieden hätten, geradezu unvorstellbar schwer sei, wenn man ihn ernst nehme, und dass in den kommenden Monaten ihr Körper und Charakter geprüft werde und nur wenige von ihnen mit einem fast schon übermenschlichen körperlichen und geistigen Durchhaltevermögen am Schluss das *W* auf der Brust tragen würden. Bis zu den Weihnachtsferien würden die meisten aufgeben und sich vielleicht einer körperlich und geistig weniger anstrengenden Sportart wie Football zuwenden. Aber manchmal sprach Bolles auch von Erfahrungen, die das ganze Leben veränderten. Sie könnten Teil eines grösseren Ganzen werden, in sich Fähigkeiten entdecken, von deren Existenz sie nichts gewusst hätten, und zu Männern werden. Manchmal senkte er die Stimme und sprach in einem ganz anderen Ton von fast mystischen Momenten auf dem Wasser – Momenten des Stolzes, der Euphorie und der tiefen Verbundenheit mit den Kameraden, Momente, an die sie sich immer erinnern und von denen sie noch ihren Enkeln erzählen würden. Momente sogar, die sie Gott näher bringen würden.

Während dieser Ansprachen sahen die Jungs gelegentlich einen Mann im Hintergrund stehen, der sie stumm betrachtete und aufmerksam lauschte. Einen Mann Anfang vierzig, grossgewachsen wie alle

auf der Rampe, mit einer Hornbrille und einem scharfen, durchdringenden Blick. Er hatte eine hohe Stirn und eine merkwürdige Frisur – die dunklen, gewellten Haare waren oben lang, aber hinten und seitlich bis hoch über die Ohren kurz geschnitten, sodass die Ohren übergross wirkten und er eine Art Topf auf dem Kopf zu tragen schien. Bekleidet war er fast immer mit einer Zimmermannsschürze, an der rotes Sägemehl und krause Hobelspäne hingen. Er sprach mit einem kultivierten, sehr vornehm klingenden britischen Akzent, wie man ihn vielleicht in Oxford oder Cambridge zu hören bekam.

Viele Jungs wussten, dass er George Pocock hiess und im Dachboden des Bootshauses Rennboote nicht nur für Washington, sondern für Rudervereine überall im Land baute. Dagegen wussten sie noch nicht, dass vieles von dem, was Bolles sagte, ja der eigentliche Kern seiner Gedanken, auf die tiefsinnigen Überlegungen des Briten zurückging.

George Yeoman Pocock wurde sozusagen schon mit Rudern in den Händen geboren. Er kam am 23. März 1891 in Kingston upon Thames zur Welt, in Sichtweite eines der schönsten Rudergewässer der Welt. Viele seiner Vorfahren waren Bootsbauer gewesen. Sein Grossvater väterlicherseits etwa hatte in Handarbeit Ruderboote für die professionellen Londoner Fährleute gebaut, die wie seit Jahrhunderten ihre Vorfahren Wassertaxi- und Fährdienste auf der Themse anboten.

Auch Pococks Grossvater mütterlicherseits war Bootsbauer. Er entwarf und baute verschiedene kleinere Schiffe, darunter die *Lady Alice*, eine in Teile zerlegbare Spezialanfertigung, die Sir Henry Stanley für seine Suche nach David Livingstone 1874 in Zentralafrika verwendete. Pococks Onkel Bill hatte in seiner Werkstatt unter der London Bridge das erste Rennruderboot mit glatter Aussenwand gebaut. Auch sein Va-

ter Aaron hatte sich als Bootsbauer betätigt und Rennboote für das Eton College gefertigt, wo die Söhne der Oberschicht seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts Ruderrennen veranstalteten. Und im alten Bootshaus von Eton an der Themse unmittelbar gegenüber Windsor Castle war George aufgewachsen. Mit fünfzehn hatte er einen Lehrvertrag bei seinem Vater unterschrieben, die folgenden sechs Jahre an dessen Seite gearbeitet und die stattliche Flotte von Rennbooten der Schule in Handarbeit gewartet und vergrössert.

Doch George baute nicht nur Boote, er lernte auch, sie zu rudern, und das sogar sehr erfolgreich. Er befasste sich eingehend mit der Rudertechnik der Themse-Fährleute, die sich durch kurze, aber kraftvolle Ruderschläge mit schnellem Eintauchen und schnellem Herausnehmen der Blätter aus dem Wasser auszeichnet, und übertrug sie auf das Fahren mit Rennruderbooten. Der Stil, den er entwickelte, erwies sich den längeren Schlägen, wie sie in Eton gelehrt wurden, schon bald als in vieler Hinsicht überlegen. Beim Herumalbern auf der Themse nach dem offiziellen Training stellten die adligen Schüler von Eton fest, dass George und sein Bruder Dick ihnen zwar gesellschaftlich nicht das Wasser reichen konnten, dafür aber mit ihrem Boot regelmässig schneller waren. Schon bald gaben die beiden Pococks einigen Schülern informellen Ruderunterricht, darunter dem jungen Anthony Eden, dem Prinzen Prajadhipok von Siam und Lord Grosvenor, dem Sohn des Herzogs von Westminster.

Umgekehrt lernte auch George Pocock etwas von den adligen Sprösslingen aus Eton. Er wollte bei allem, was er tat, immer so gut wie möglich sein – also jedes kleinste Werkzeug, das er in der Werkstatt seines Vaters kennenlernte, vollkommen beherrschen, mit der effizientesten Technik rudern und die elegantesten und schnellsten Rennboote bauen. Als er jetzt mit den britischen Klassenunterschieden konfrontiert wurde, fiel ihm auf, wie anders als die Schüler er und sein Vater sprachen. Er beschloss deshalb, den Cockney-Akzent abzulegen,

mit dem er aufgewachsen war, und sich stattdessen den klaren, «gebildeten» Akzent der Schüler zuzulegen, für die er arbeitete. Zum Erstauen fast aller gelang ihm das auch. Schon bald hörte man seine Stimme deutlich aus den der anderen in der Werkstatt heraus. Sie klang nicht affektiert, sondern stolz, Zeugnis seiner Hingabe an Formschönheit und Präzision und, wie sich herausstellen sollte, seines lebenslangen Strebens nach dem Ideal.

Beeindruckt von der Beharrlichkeit seines Sohns und seinen Fähigkeiten als Ruderer meldete Aaron Pocock ihn mit siebzehn für ein professionelles Rennen an, das Sportsman Handicap in dem an der Themse gelegenen Putney. George durfte dafür aus Holzresten im Bootshaus von Eton ein eigenes Boot bauen. Er vergass nie den Rat, den sein Vater ihm gab: «Niemand wird fragen, *wie lange* du daran gebaut hast. Man wird nur fragen, *wer* es gebaut hat.»

George liess sich also Zeit und baute in sorgfältiger Handarbeit einen Einer aus norwegischer Kiefer und Mahagoni. In Putney ruderte er, wie er es sich beigebracht hatte, und besiegte in drei Durchgängen ein Feld von achtundfünfzig Konkurrenten. Mit einem kleinen Vermögen kehrte er nach Hause zurück: dem Preisgeld in Höhe von fünfzig Pfund. Sein Bruder Dick übertraf ihn kurz darauf noch und gewann den renommierten Preis des fast zweihundert Jahre alten Doggett's Coat and Badge Race.

George wollte gerade selbst mit dem Training für dieses Rennen beginnen, da verlor sein Vater Ende 1910 unerwartet seine Stelle in Eton. Grund der Entlassung war, dass er mit seinen Arbeitern angeblich zu milde umging. Von einem Tag auf den anderen mittellos geworden, musste er sich in London nach einer anderen Stelle als Bootsbauer umsehen. Da George und Dick ihm nicht zur Last fallen wollten, beschlossen sie ebenso plötzlich, nach Westkanada auszuwandern, weil man

dort als Waldarbeiter angeblich bis zu zehn Pfund in der Woche verdiente. Sie packten also Kleider und einige wenige Bootsbauwerkzeuge zusammen und kauften von ihren Preisgeldern Fahrkarten für die Überfahrt nach Halifax auf dem Zwischendeck des Dampfers *Tunisian*. In Liverpool stachen sie in See.

Zwei Wochen später, am 11. März 1911, trafen sie nach einer Zugfahrt quer durch Kanada mit insgesamt vierzig kanadischen Dollar in Vancouver ein. In schmutzigen Kleidern, benommen und hungrig marschierten sie vom Bahnhof durch den kalten Regen in die Innenstadt. George wurde an diesem Tag zwanzig. Dick war ein Jahr älter. So plötzlich und unerwartet aus ihrer bisherigen Umgebung gerissen wussten sie nicht, was sie als Nächstes tun sollten. Verstärkt wurde ihr Unbehagen noch durch die offenbar primitive Grenzstadt, die so gar nichts mit der biedereren Umgebung von Eton zu tun hatte, in der es sich einigermaßen bequem gelebt hatte. Obwohl auch hier der britische König regierte, kam es ihnen vor, als wären sie auf einem anderen Planeten gelandet. Sie fanden schliesslich ein schäbiges Zimmer in einem Haus in der Innenstadt, das sie für achtzehn Dollar die Woche mieten konnten, und begaben sich sofort auf die Suche nach Arbeit. Da ihr letztes Geld nur noch für zwei Wochen Miete reichte, nahmen sie, was sie fanden.

Dick arbeitete als Zimmermann in der örtlichen «Klappmühle», einer Nervenklinik im nahegelegenen Coquitlam. George verdingte sich in einem Holzarbeitercamp am Adams River ausserhalb von Vancouver. Er war bald damit beschäftigt, einen Berg hinauf- und hinunterzuklettern, um den unersättlichen Appetit eines «Dampfesels» auf Brennholz und Wasser zu stillen. Nachdem er einen Monat lang unermüdlich Holz gesägt und Wassereimer paarweise vom Fluss heraufgeschleppt hatte, kündigte er und kehrte nach Vancouver zurück. Dort bekam er eine vergleichsweise angenehme Arbeit auf einer Werft, bei der er

nicht im Takt einer Dampfmaschine zu arbeiten brauchte. Doch war es eine harte, gefährliche Arbeit, die ihn schon bald zwei Finger kostete.

Im Jahr 1912 besserte sich die Lage der Brüder. Der Ruderclub Vancouver, der von ihrem Ruf in England gehört hatte, beauftragte sie, für jeweils hundert Dollar zwei Einer-Rennboote zu bauen. Die Pockocks richteten in einem alten, baufälligen Schuppen, der fünfzig Meter vom Ufer des Coal Harbour entfernt auf einem Floss stand, eine Werkstatt ein und wandten sich erneut der Arbeit zu, die zu ihrem Lebenswerk werden sollte – dem Bau erstklassiger Rennruderboote. Unermüdlich arbeiteten sie in ihrer Werkstatt im Erdgeschoss, nur abends zogen sie sich zum Schlafen in ein ungeheiztes Zimmer über der Werkstatt zurück.

Die Bedingungen waren keineswegs ideal. Durch das Dach sah man den Himmel, und durch breite Lücken zwischen den Wandbrettern drangen Wind und Regen. Zum Baden mussten sie durch das Schlafzimmerfenster ins kalte Salzwasser des Hafens springen. Für Trinkwasser mussten sie zu einem öffentlichen Brunnen in Stanley Park rudern. Von Zeit zu Zeit riss der Schuppen sich von seiner Verankerung los und trieb ziellos zwischen ankommenden und abfahrenden Ozeandampfern umher, während die Pockocks schliefen. Bei Niedrigwasser sass er auf der Uferböschung auf und neigte sich in einem 25-Grad-Winkel vom Bug zum Heck. Kam die Flut wieder herein, beschwerten die mit Wasser vollgesogenen Balken den Schuppen, der auf ihnen stand, und hielten ihn auf der Böschung fest. George beschrieb den täglichen Ablauf später: «Das Wasser stieg in der Werkstatt, während wir in den Raum darüber flüchteten und abzuschätzen versuchten, wann der nächste Akt des Dramas beginnen würde. Mit Gurgeln und Schmatzen lösten sich die Balken schliesslich vom zähen Schlamm. Das ganze Gebäude ging wie ein auftauchendes U-Boot nach oben, und das Wasser

floss durch die Türen am hinteren Ende ab. Dann konnten wir bis zum nächsten Gezeitenwechsel wieder arbeiten.»

Die Brüder stellten die beiden Boote trotzdem fertig. Die Kunde ihres handwerklichen Könnens verbreitete sich über ganz Kanada, und sie bekamen neue Aufträge. Mitte 1912 hatten die beiden – damals erst einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre alt – allmählich das Gefühl, wieder festen Boden unter die Füsse zu bekommen.

Als George Pocock an einem stürmischen grauen Tag durch das Fenster der schwimmenden Werkstatt blickte, sah er einen schlaksigen Mann mit einem vom Wind zerzausten Schopf rötlicher, bereits ergrauter Haare ungeschickt in einem Ruderboot näherkommen. Der Mann bewegte sich, als bestehe er nur aus Ellbogen und Knien. – Er schlug mit den Rudern um sich «wie eine orientierungslose Krabbe», bemerkte George später. Der Mann war ganz offensichtlich zu ihnen unterwegs, machte aber keine rechten Fortschritte. Er ruderte so ungeschickt und ineffektiv, dass die beiden Brüder zu dem Schluss kamen, er müsse betrunken sein.

Mit einem Bootshaken bekamen sie sein Boot schliesslich zu fassen und zogen es längsseits. Misstrauisch halfen sie ihm beim Aussteigen, doch er grinste sie an, hielt ihnen seine grosse Hand hin und rief: «Ich bin Hiram Conibear und trainiere die Rudermannschaft der Universität von Washington.»

Conibear, den man später Vater der Ruderabteilung der Universität nannte, war Trainer geworden, weil sonst niemand zur Verfügung stand und nicht weil er irgendeine Ahnung vom Rudern gehabt hätte. Er war zu einer Zeit Profifradfahrer gewesen, als bis zu acht Mann auf einem einzigen Fahrrad mit mehreren Sitzen sassen und auf ungeteerten Pisten in wildem Gedränge im Kreis herumfahren, was oft zu spektakulären und blutigen Zusammenstössen führte. Anschliessend war er



«Athletic Trainer» für Hochschulfootball und -leichtathletik geworden, eine Art Sportmediziner, und zuletzt, 1906, Athletic Trainer des Baseballweltmeisters Chicago White Sox. Bei seiner Ankunft in Washington 1907 als Leichtathletiktrainer und Athletic Trainer der Footballmannschaft bestand seine einzige Erfahrung im Rudern darin, dass er im Sommer 1905 vier Wochen lang auf dem Lake Chautauqua in New York auf einem Boot mit vier Riemen trainiert hatte. Trotzdem wurde er 1908 als Nachfolger zweier Teilzeitfreiwilliger Trainer der Rudermannschaft.

Conibear war Freunden zufolge, die ihn gut kannten, «arglos, direkt und furchtlos». Er stürzte sich mit für ihn charakteristischem Elan – einer «explosiven Begeisterung», wie George Pocock es später nannte – auf seine neue Arbeit. Da er kein Trainerboot hatte, rannte er am Ufer des Lake Washington auf und ab, brüllte seine Befehle durch ein Megafon, mischte grosszügig Baseballausdrücke mit Ruderausdrücken und einer beeindruckenden Bandbreite von Obszönitäten. Er fluchte und schimpfte so laut, dass die entrüsteten Anwohner sich schon bald bei der Universität beschwerten. Bestrebt, seine Anweisungen für das Rudern auf eine wissenschaftlichere Basis zu stellen, brütete er über Anatomie- und Physikbüchern. Aus dem Biologielabor beschaffte er ein menschliches Skelett, schnallte es auf einem Rudersitz fest, befestigte an den Händen mit Draht einen Besenstiel und beobachtete sorgfältig seine Bewegungen, während seine Assistenten, einige Studenten, es in Imitation verschiedener Ruderschläge bewegten. Sobald er überzeugt war, den Bewegungsablauf verstanden zu haben, wandte er seine Aufmerksamkeit den Booten selbst zu. Washington hatte bisher auf selbstgebaute Boote vertraut, die oft bauchig und langsam waren und zuweilen dazu neigten, bei übermässiger Beanspruchung auseinanderzufallen. Eins war so rund und kippte so leicht um, dass Homer Kirby, Schlagmann der Mannschaft von 1908, meinte, um die Balance zu hal-

ten, müsse man die Haare genau in der Mitte scheiteln und den Kautabak gleichmässig auf beide Backen verteilen.

Was Conibear jetzt wollte, waren lange, schlanke und schnittige Boote, wie man sie in England herstellte. Als er hörte, dass sich zwei englische Bootsbauer nördlich von Seattle, in Vancouver, niedergelassen hatten, machte er sich sofort auf die Suche.

Bei seinem Besuch in der schwimmenden Werkstatt teilte er den Pococks mit, dass er eine ganze Ruderflotte aufbauen wollte. Dazu brauchte er womöglich fünfzig, mindestens jedoch zwölf Rennachter. Die Pococks sollten unverzüglich nach Seattle umziehen. Dort würde er ihnen auf dem Campus eine Werkstatt zur Verfügung stellen – eine trockene Werkstatt auf festem Boden –, in der sie die Flotte bauen konnten.

Sprachlos, aber begeistert über den Umfang der in Aussicht gestellten Bestellung besuchten die Pococks Seattle und forderten anschließend ihren Vater in England telegrafisch auf, er möge schleunigst nach Washington kommen, denn sie hätten hier genug Arbeit für alle drei. Aaron hatte die Überfahrt über den Atlantik bereits angetreten, da bekamen George und Dick einen ernüchternden Brief von Conibear, der offenbar zu viel versprochen hatte. Wie sich herausstellte, reichte sein Geld nur für ein Boot statt für zwölf. Als Aaron davon erfuhr, erklärte er seinen Söhnen trocken: «Ihr dürft nicht vergessen, dass Mr Conibear Amerikaner ist.»

Trotz des radikal geschrumpften Auftragsvolumens hatten die Pococks sich bald auf dem Campus von Washington eingerichtet. Hiram Conibear stellte fest, dass er mit George Pocock sehr viel mehr bekommen hatte als einen fähigen Bootsbauer. George fing an, die Ruderer der Universität beim Training zu beobachten, und hatte bei ihren Schlagbewegungen bald Mängel ausgemacht, die auch noch so viele Experimente mit einem Skelett nicht beheben konnten. Er sagte zunächst nichts, weil es nicht seiner Art entsprach, unaufgefordert Rat-

schläge zu erteilen. Doch als Conibear die Pococks zu ihrer Meinung über seine Ruderer fragte, begann er zu reden. Er erklärte Conibear die Elemente des Ruderschlags, die er in seiner Kindheit von den Themse-Fährleuten gelernt und seinerseits den Schülern von Eton vermittelt hatte. Conibear hörte ihm aufmerksam zu und lernte rasch, und aus diesen Gesprächen entwickelte sich der «Conibear-Schlag», wie er später genannt wurde, charakterisiert durch eine kürzere Rücklage, eine schnellere Auslage und einen kürzeren, aber kräftigeren Durchzug. Am Ende eines Schlags sass der Ruderer aufrechter da und konnte schneller und mit weniger Aufwand nach vorn rollen und den nächsten Schlag beginnen. Der Schlag unterschied sich deutlich von dem an den Universitäten des Ostens (und in Eton) bisher verwendeten Schlag mit seiner übertriebenen Rücklage und der langen Rückholphase und führte fast sofort zu den ersten bedeutenden Siegen der Mannschaft aus Washington. Binnen Kurzem wurden auch die Universitäten im Osten auf den «Conibear-Schlag» aufmerksam und versuchten zu verstehen, wie etwas so Unorthodoxes so erfolgreich sein konnte.

Conibear starb nur wenige Jahre später, 1917. Er war auf dem Ast eines Pflaumenbaums in seinem Garten zu weit hinausgeklettert, um an eine Pflaume zu gelangen, und stürzte kopfüber auf den Boden. Doch inzwischen hatte Washington eine Rudermannschaft, die überall an der Westküste ernst genommen wurde und ein würdiger Gegner für Stanford, Kalifornien und British Columbia war. Nur zu einem «Cornell der Pazifikküste», von dem Conibear geträumt hatte, reichte es noch nicht.

Nach dem Ersten Weltkrieg zog Dick Pocock nach Osten und baute Rennboote für Yale. George dagegen blieb in Seattle. Von überall im Land gingen Bestellungen für seine hervorragend gearbeiteten Rennboote ein. Und in den folgenden Jahrzehnten konnte eine lange Folge

von Trainern und Rudermanschaften der Universität von Washington immer wieder feststellen, dass der Engländer, der im Dachboden ihres Bootshauses so still vor sich hin arbeitete, eine Menge über das Rudern zu sagen hatte. Er war eine ganz neue Erscheinung, ein «Ruderfreak», wie man heute sagen würde. Keiner verstand so viel von allem, was mit Rudern zu tun hatte – von der Physik von Wasser, Holz und Wind und von der Biomechanik von Muskeln und Knochen.

George Pococks Einfluss beschränkte sich allerdings nicht auf die technische Seite des Sports. Genau genommen begann er dort erst. Pocock sah über die Jahre Rudermanschaften kommen und gehen und erlebte, wie starke, selbstbewusste junge Männer sich abmühten, es in diesem fordernden Sport zur Meisterschaft zu bringen.

Er beobachtete sie, arbeitete mit ihnen, erteilte ihnen Ratschläge und hörte sich ihre Wünsche und Probleme an. Dabei erfuhr er eine Menge über das Seelenleben junger Männer. Er lernte, dort Hoffnung zu sehen, wo der Betreffende längst aufgegeben hatte, und Fähigkeiten zu entdecken, die hinter falschem Stolz oder Angst verborgen waren. Er erlebte, wie schnell Selbstvertrauen verloren gehen und wie befreiend Vertrauen sein konnte und was für eine Kraft die Kameradschaft verlieh, die manchmal zwischen zwei jungen Männern wuchs oder in einer ganzen Mannschaft, die mit aller Kraft danach strebte, das Beste zu leisten. Und er erkannte, wie ein solches Vertrauen, eine solche Kameradschaft, wenn sie auf die richtige Weise gefördert wurde, eine Mannschaft über das Normalmass hinausheben und bewirken konnte, dass neun junge Männer eins wurden – zu einer Einheit, die sich einer genaueren Beschreibung entzog, einem harmonischen Ganzen, das auch Wasser, Erde und Himmel einschloss. Die Anstrengung des Ruderns schlug dann in einen ekstatischen Rausch um. So etwas war selten, etwas Heiliges, auf das man nur demütig hoffen durfte.



Freshmen auf der *Old Nero*

Sobald Tom Bolles seine Ansprache beendet hatte und George Pocock in seine Werkstatt zurückgekehrt war, zogen die Jungs die langen Riemen mit den weissen Blättern aus den Gestellen und trugen sie zum Wasser hinunter. Sie waren noch weit davon entfernt, in die empfindlichen Rennboote steigen zu dürfen, deshalb warteten sie, bis sie an der Reihe waren, in das ehrwürdige Trainingsboot der Universität einzusteigen, die *Old Nero*. Dieses Boot – ein breiter Kahn mit einem flachen Boden, einem Durchgang in der Mitte und sechzehn Plätzen für Ruderovizen – war seit 1907 der erste Ort der Bewährung für Neulinge, also praktisch die gesamten dreissig Jahre seit Bestehen der Ruderabteilung der Universität.

Während die Kandidaten sich in den ersten Tagen an den Riemen abmühten, gingen Tom Bolles und Al Ulbrickson in grauen Flanellan-

zügen und mit Filzhüten auf dem Kopf zwischen ihnen auf und ab. Ulbrickson beobachtete sie weiter stumm und taxierend, Bolles dagegen herrschte sie in einem fort an. Sie sollten den Riemen so halten und nicht so, das Blatt musste im rechten Winkel zum Wasser stehen, sie sollten aufrecht sitzen, die Knie beugen und dann strecken, stärker durchziehen und sich dann wieder entspannen. Alles war sehr verwirrend und furchtbar anstrengend. Die *Old Nero* diente unter anderem dazu, Kandidaten, die von ihrer Konstitution her nicht für das Rudern geschaffen waren – «Weicheier», wie Ulbrickson sie nannte –, frühzeitig zu dieser Erkenntnis zu bringen, bevor sie teure Riemen und Rennboote ruinieren konnten. Sosehr die Jungs sich abmühten, sie brachten die *Old Nero* nur langsam und ruckweise aus dem Kanal hinaus auf die gekräuselte Wasseroberfläche des Lake Washington. Während sie damit beschäftigt waren, zu lernen und sich abzustimmen, lebten sie zugleich in der ständigen Furcht, einen der vielen schrecklichen Fehler zu machen, die Bolles ihnen unerbittlich vorhielt.

Auf einen Fehler brauchte Bolles sie gar nicht aufmerksam zu machen. Sie lernten schnell, dass sie, wenn sie mit dem Ruderblatt zu tief, im falschen Winkel oder nicht gleichzeitig mit den anderen eintauchten oder wenn sie am Ende des Schlags einen kurzen Moment zu lange im Wasser blieben, «einen Krebs fingen»: Der Riemen hing dann auf einmal im Wasser fest und liess sich nicht mehr bewegen, als hätte ein riesiges Krustentier sich aus der Tiefe des Sees danach gestreckt und ihn gepackt. Die *Old Nero* fuhr zwar weiter, aber der Riemen blieb stehen. Der Junge, der ihn hielt, bekam entweder einen heftigen Stoss gegen die Brust und flog aus seinem Sitz, oder er hielt den Riemen zu lange fest und wurde unsanft ins Wasser katapultiert. Bei jedem Ruderschlag bestand also die Möglichkeit einer nasskalten und spektakulären Demütigung in aller Öffentlichkeit.

Von den Neulingen hatte erst einer überhaupt je in seinem Leben gerudert, Roger Morris. Seine Familie hatte vor der Wirtschaftskrise auf der westlichen Seite von Bainbridge Island im Puget Sound ein kleines Ferienhaus besessen. Als Junge hatte Roger die Sommer dort verbracht und zum Spass in der Manzanita Bay gerudert, einer hübschen blauen Bucht im Windschatten der Olympic Mountains. Roger war gross und stark und konnte, wenn er wollte, mit seinem Boot überallhin fahren. Das hatte er eines Tages gezeigt, als er zwölf war. Er hatte Zahnschmerzen gehabt und wollte nach Hause zu seiner Familie in Fremont, einem Viertel von Seattle. Also war er fünfundzwanzig Kilometer gerudert – zuerst nach Norden durch die Agate Passage, dann zehn Kilometer nach Südosten über den breiten Puget Sound zwischen Frachtern und Fähren hindurch und weiter nach Osten durch die Ballard Locks, wo er sich mit seinem kleinen Boot zwischen Lachsfangschiffe, Schlepper und Flösse geschoben hatte, und schliesslich durch die Salmon Bay. Dann war er zum grossen Erstaunen seiner Mutter plötzlich durch die Tür getreten. An Bord der *Old Nero* stellte Roger allerdings rasch fest, dass sein improvisierter Ruderstil für das Erlernen des Rennruderschlags, wie Tom Bolles und Al Ulbrickson ihn lehrten, eher hinderlich war als hilfreich.

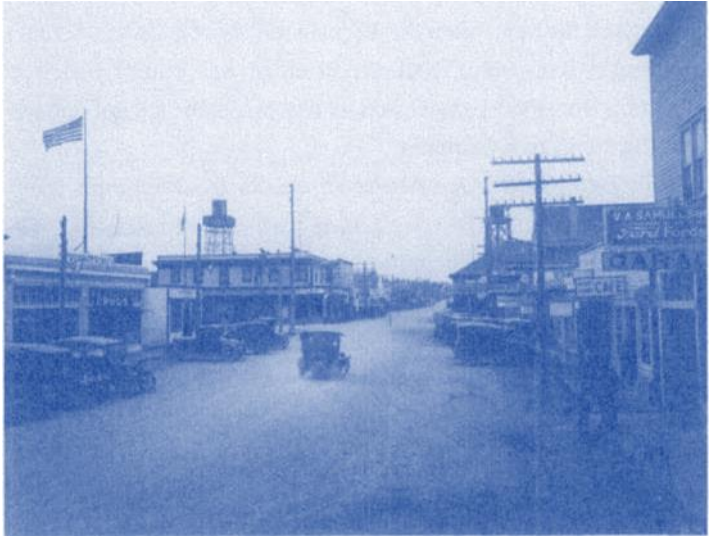
Auch die anderen Kandidaten hatten mit dem Ruderschlag ihre Schwierigkeiten. Um ihn einigermassen fliessend und kraftvoll auszuführen, musste man eine Reihe genau abgestimmter und sorgfältig koordinierter Bewegungen erlernen. Mit dem Gesicht zum Heck fing man an, indem man die Brust über die Knie beugte, die Arme vor sich ausstreckte und mit beiden Händen den Griff des langen Riemens packte. Der eigentliche Schlag begann mit der «Eintauchphase», dem Eintauchen des Ruderblatts ins Wasser. Dann lehnte man sich mit dem Rumpf zurück in Richtung Bug, wobei der Rücken kerzengerade bleiben sollte.

Sobald die Schultern senkrecht über dem Rumpf standen, begann der «Beinstoss». Man streckte die Beine und rollte mit dem Sitz auf zwei gefetteten Schienen in Richtung Bug. Gleichzeitig zog man den Riemen gegen den Wasserwiderstand in Richtung Brust. Man führte den Schlag also mit der kombinierten Kraft von Arm-, Rücken- und Beinmuskeln aus. Die volle «Rücklage» war erreicht, wenn der Riemen vor der Brust stand und der Rücken etwa fünfzehn Grad in Richtung Bug geneigt war. Dann wurden die Ruderblätter aus dem Wasser gehoben. Man senkte die Hände in Richtung Hüfte ab und hob das Ruderblatt rasch und entschlossen heraus, während man zugleich mit dem äusseren Handgelenk eine Drehbewegung ausführte, um das Blatt parallel zur Wasseroberfläche zu stellen. Anschliessend begann die «Rückholphase». Man ging mit den Schultern nach vorn, drückte mit den Armen in Richtung Heck gegen das Ruder und zog zugleich die Knie zur Brust. Dadurch rollte der Körper auf den Schienen wieder nach vorn und in die Anfangsposition. Zuletzt drehte man den Riemen wieder so, dass das Blatt für die nächste Eintauchphase senkrecht zum Wasser stand. Dann setzte man es genau gleichzeitig mit den anderen ins Wasser und wiederholte den ganzen Vorgang, immer wieder und in dem Takt, den der Steuermann durch das kleine, an seinem Kopf festgeschnallte Megafon vorgab. Bei richtiger Ausführung trieb man das Boot damit gleichmässig und kraftvoll durchs Wasser. Allerdings musste die Rumpfbewegung kontinuierlich erfolgen. Sie musste schnell ausgeführt werden und von allen einheitlich, mit der gleichen Geschwindigkeit und der gleichen Kraft. Das war in etwa so, als sollten acht Männer, die auf einem schwimmenden Baumstamm standen, der sich bei jeder Bewegung wegdrehen konnte, genau zur selben Zeit mit genau derselben Kraft acht Golfbälle in genau dieselbe Richtung schlagen, und das alles in ständiger Wiederholung alle zwei oder drei Sekunden.



Das Training dauerte drei Stunden am Nachmittag und zog sich, als die Tage kürzer wurden, bis in die dunklen, zunehmend kalten Oktoberabende hinein. Wenn die Jungs dann abends an Land gingen, waren ihre Hände mit Blasen übersät und bluteten, ihre Arme und Beine pochten, ihre Rücken schmerzten, und ihre Körper waren überzogen mit einer klammen Mischung aus Schweiß und Seewasser. Sie verstaute die Riemen auf den Gestellen, hängten die Rudertrikots zum Trocknen in einen mit Dampf beheizten Spind im Bootshaus, zogen sich an und machten sich auf den langen Rückweg zum Campus.

Ihre Zahl nahm jeden Abend ab, stellte Joe Rantz mit wachsender Befriedigung fest. Und noch etwas fiel ihm auf. Als Erste verschwanden die Jungs mit den Bügelfaltenhosen und den auf Hochglanz gewienerten Halbschuhen. Da zu dieser Zeit Bilder erfolgreicher Ruderer auf den Titelseiten von *Life* und *Saturday Evening Post* erschienen, hatten viele geglaubt, sie könnten durch Rudern ihren gesellschaftlichen Status verbessern und auf dem Campus damit punkten. Sie hatten nicht damit gerechnet, was für extreme Anforderungen der Sport stellte. Auf seinem nachmittäglichen Weg zum Bootshaus sah Joe auf dem Rasen vor der Suzzallo-Bibliothek immer mehr bekannte Gesichter von Jungs, die aufgegeben hatten und ihm verstohlen mit den Blicken folgten. Die Strapazen forderten ihren Tribut, aber Joe war das nur recht. Strapazen waren für ihn nichts Neues.



Im Zentrum von Sequim

## Kapitel 4



*Es ist schwer, mit einem solchen Boot so schnell zu fahren, wie man will. Der Gegner ist natürlich der Wasserwiderstand, man muss eine dem Gewicht von Besatzung und Gerät entsprechende Wassermenge verdrängen. Aber zugleich trägt einen dieses Wasser, und der Gegner ist der Freund. So ist das Leben: Die Probleme, die man überwinden muss, helfen einem zugleich und stärken einen, sodass man sie leichter überwinden kann.*

- George Yeoman Pocock

In einer stürmischen Nacht im November 1924 begannen die Wehen. Stöhnend lag Thula Rantz in ihrem Blockhaus der Gold and Ruby Mine auf dem Bett. Harry brach in das auf gewundenen Bergstrassen knapp dreissig Kilometer entfernte Bonners Ferry in Idaho auf, um einen Arzt zu holen. Auf der einzigen aus dem Ort führenden Strasse stiess er auf eine vom Wasser unterspülte Brücke. Mit Hilfe einiger Bergleute reparierte er sie, fuhr nach Bonners Ferry und kehrte mit dem Arzt gerade noch rechtzeitig zur Geburt seiner ersten Tochter Rose zurück. Doch hatte er für die Fahrt die ganze Nacht gebraucht.

Nun war für Thula das Mass voll. Sie wollte nicht mehr in dem Blockhaus bleiben und auch nicht mehr im Minencamp oder in Idaho.

Ein paar Wochen später beluden sie den Franklin, holten Joe vom Schulhaus ab, fuhren nach Seattle und zogen im Keller von Thulas Elternhaus am Alki Point ein. Zum ersten Mal seit einem Jahr wohnten sie wieder alle unter einem Dach.

Es ging nicht lange gut. Thula, die jetzt noch ein weiteres Kind versorgen musste, war in dem engen Keller nicht glücklicher als im Blockhaus, und wieder entlud sich ihr Ärger vor allem auf Joe. Als Harry eine Stelle als Mechaniker bei der Hama Hama Logging Company draussen am Hood Canal bekam, mit Auto und Fähre eine halbe Tagesreise westlich von Seattle gelegen, musste der immer noch zehnjährige Joe deshalb ebenfalls gehen. Harry brachte ihn bei einer Familie namens Schwartz in der Nähe des Holzarbeitercamps unter.

Im folgenden Jahr konnte Harry ein wenig Geld von der Arbeit beiseitelegen. Er machte damit eine Anzahlung auf eine Auto- und Reifenwerkstatt in Sequim im Norden der Olympic-Halbinsel. Die Werkstatt lag im Zentrum an der Washington Street, der Hauptdurchgangsstrasse durch den Ort. Wer von Seattle nach Port Angeles oder weiter auf die Halbinsel hinausfuhr, kam hier vorbei. Die Lage schien günstig, und Harry konnte wieder seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen: an Autos herumbasteln. Die Familie zog in die kleine Wohnung über der Werkstatt, Joe wurde in der Schule von Sequim angemeldet. An den Wochenenden half er seinem Vater mit den Autos. Er stellte Vergaser ein und vulkanisierte Gummi, teils um seine handwerklichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erweitern, teils um Thula aus dem Weg zu gehen. Als der Bürgermeister von Sequim Harrys Franklin kaputt fuhr, weil er einer jungen Frau nachgesehen hatte, und dabei den hölzernen Rahmen zerbrach, kaufte er Harry ein neueres Modell, und Harry gab den alten Franklin Joe, damit er lernen konnte, wie man Autos reparierte. Im selben Jahr wurde Harrys und Thulas zweite Tochter Polly

geboren. Sobald Harry mit seiner Werkstatt Fuss gefasst hatte, kaufte er ein sechzig Hektar grosses, frisch gerodetes Stück Land südwestlich der Stadt. Dort begann er, eigenhändig ein grosses Farmhaus zu errichten.

Sequim lag auf einer weiten Ebene zwischen den schneebedeckten Olympic Mountains im Süden und der breiten blauen Juan-de-Fuca-Strasse im Norden. Am Horizont war gerade noch Vancouver Island zu sehen. Die Stadt lag im Regenschatten der Berge und geschützt vor den aus Südwesten vom Pazifik kommenden Stürmen. Es regnete dort viel weniger als im westlichen Washington, und der Himmel war öfter blau als grau. Das Wetter war so trocken, dass die ersten Siedler hier an einigen Stellen sogar Kakteen vorgefunden hatten. In Städten wie Sequim kamen die Bewohner an den Wochenenden zusammen, um eine neue Kirche zu bauen. Oder man traf sich zum geselligen Eisessen am Sonntagnachmittag oder schwang am Samstagabend das Tanzbein beim Squaredance.

Das Haus, das Harry vor der Stadt auf einem von Baumstümpfen übersäten Grundstück errichtete, entwickelte sich zu einer Dauerbaustelle. Gemeinsam mit Joe hob Harry einen Graben aus, mit dem er verbotenweise Wasser aus einem Bewässerungskanal abzweigte, der sich aus dem nahen Dungeness River speiste. Mit Hilfe des umgeleiteten Wassers betrieb er eine Sägemühle. Er fällte die wenigen krummen Bäume, die die Holzfirma, die das Gelände vor Kurzem gerodet hatte, hatte stehen lassen, sägte sie zu Balken zu und baute daraus den Rahmen eines zweistöckigen Hauses, den er teilweise mit Schindeln aus Red Cedar verkleidete. Er holte glattgeschliffene Flusstaine aus dem Dungeness und errichtete damit einen gewaltigen steinernen Kamin. Das Haus war erst halb fertig, als er beschloss, die Autowerkstatt zu verkaufen und mit der Familie auf das neue Grundstück zu ziehen.

In den folgenden Jahren bauten Harry und Joe immer wieder ein bisschen weiter, wenn sie gerade Zeit dazu hatten. Sie bauten eine breite

Eingangsveranda und einen Holzschuppen, ein wackliges Hühnerhaus, das bald über vierhundert Hühner beherbergte, und einen klapprigen Kuhstall für ein halbes Dutzend Milchkühe, die zwischen den Baumstümpfen grasten. An das Wasserrad der Sägemühle schloss Harry ein Schwungrad und einen Generator an. Dann verlegte er ein Stromkabel ins Haus und hängte an den Balken Glühbirnen auf. Je nach Wasserstand des Grabens flackerte das Licht oder schien mit verschiedenen Graden der Helligkeit. Ganz fertig wurde Harry mit dem Haus nie.

Joe kümmerte das wenig. Er hatte wieder eine Art Zuhause und eine neue Welt zu erkunden. Hinter dem Haus gab es eine einen halben Hektar grosse Wiese, die im Sommer mit süss schmeckenden Waldbeeren bedeckt war. Im Frühjahr strömte das Wasser mit einer solchen Kraft über das Wasserrad seines Vaters, dass darunter ein fast drei Meter tiefer und sieben Meter langer Teich entstand. Schon bald kamen vom Dungeness durch den Bewässerungsgraben Lachs- und Forellenschwärme. Joe befestigte ein Netz an einer langen Stange, und wenn er Fisch essen wollte, holte er es einfach ein und hob einen Fisch aus dem Wasser. Im Wald unmittelbar hinter der Wiese tummelten sich Bären und Pumas. Das beunruhigte Thula. Sie machte sich verständlicherweise Sorgen wegen der kleinen Kinder. Joe dagegen war begeistert, wenn er die Bären nachts platschend im Teich fischen oder die Pumas nach ihren Partnern rufen hörte.

Er war ein guter und bei seinen Kameraden beliebter Schüler, kontaktfreudig, lebhaft, stets zu einem Scherz aufgelegt und gut gelaunt. Einige, die ihn besser kennenlernten, stellten allerdings fest, dass er ganz plötzlich und unerwartet ernst werden konnte – nie feindselig oder ablehnend, aber zurückhaltend, als gäbe es einen Teil in ihm, an den niemand rühren sollte.

Miss Flatebo, die Musiklehrerin, mochte ihn besonders gern. Durch Tausch und die Grosszügigkeit einiger Freunde erwarb er sich eine

bunte Sammlung alter Saiteninstrumente – eine Mandoline, verschiedene Gitarren, eine alte Ukulele und zwei Banjos. Täglich setzte er sich nach der Schule auf die Veranda und abends nach den Hausarbeiten noch einmal und brachte sich geduldig und gewissenhaft bei, diese Instrumente zu spielen. Nach einer Weile nahm er immer eine Gitarre in den Schulbus mit. Er sass hinten und spielte und sang Lieder, die ihm gefielen – ausgelassene Nummern aus dem Variete, die er im Radio gehört hatte, lange komische Balladen und traurige oder beschwingte Cowboysongs. Er unterhielt damit die anderen Schüler, die sich zu ihm nach hinten setzten, ihm zuhörten und mitsangen. Schon bald merkte er, dass er eine besondere Verehrerin hatte, ein hübsches, zierliches Mädchen namens Joyce Simdars mit blonden Locken, Stupsnase und einem entzückenden Lächeln. Sie sass immer öfter neben ihm, und die beiden sangen in schönster Zweistimmigkeit.

Während Sequim für Joe immer mehr zu einer Art Paradies wurde, war es für Thula eine weitere Enttäuschung und gegenüber Boulder City, dem Keller ihrer Eltern oder der Wohnung über der Autowerkstatt keine grosse Verbesserung. Jetzt sass sie in einem halbfertigen Haus fest, umgeben von verrottenden Baumstämpfen und allem möglichen wilden Getier, und war dem kultivierten Leben, das sie sich für sich wünschte, keinen Schritt nähergekommen. Alles an dem Leben als Bäuerin missfiel ihr – das tägliche Melken der Kühe, der ständige Güllegeruch, das unaufhörliche Einsammeln der Eier, das tägliche Putzen der Milchzentrifuge und das Flackern der Glühbirnen an den Deckenbalken. Dasselbe galt für das endlose Holzhacken für den Ofen, das frühe Aufstehen und die späten Abende. Ein Dauerärgernis waren auch Joe und seine Teenagerfreunde, die Tag und Nacht auf der breiten Veranda musizierten und Lärm machten.

Das ganze Elend gipfelte in einem einzigen schrecklichen Moment an einem nebligen Wintermorgen, als Thula mit einer heissen Pfanne

mit Schinkenfett, Kartoffeln und Zwiebeln vom Holzofen kam und über Harry junior stolperte, der auf dem Rücken auf dem Boden lag. Sie liess Pfanne und Inhalt auf Hals und Brust des Jungen fallen. Beide schrien gleichzeitig. Harry rannte nach draussen, riss sich das Hemd vom Leib und warf sich in eine Schneewehe, doch der Schaden war angerichtet – seine Brust war schlimm verbrannt und mit Blasen übersät. Er überlebte, bekam aber eine Lungenentzündung, lag Wochen in einem Krankenhaus und versäumte ein volles Schuljahr.

Ab da war die Atmosphäre in der Familie Rantz wieder zunehmend angespannt. Im Herbst 1929 traf Joe ein schwerer Verlust. Das Haus der Familie von Joyce Simdars brannte in der Nacht des 29. September in Abwesenheit der Familie bis auf die Grundmauern nieder. Joyce wurde zu einer Tante nach Great Falls in Montana geschickt, bis das Haus wiederaufgebaut werden konnte. Die Busfahrt zur Schule war auf einmal nur noch halb so schön.

Einen Monat später kam dazu eine noch ungleich schwerere Katastrophe. Die amerikanische Landwirtschaft steckte bereits seit einigen Jahren in der Krise. Der im Mittleren Westen produzierte riesige Überschuss an Weizen, Mais, Milch, Schweine- und Rindfleisch hatte zu einem dramatischen Preisverfall geführt. Weizen brachte nur noch ein Zehntel dessen ein, was er neun oder zehn Jahre zuvor eingebracht hatte. In Iowa kostete ein Scheffel Mais weniger als ein Päckchen Kaugummi. Und der Preisverfall breitete sich nach Westen aus. Zwar war die Lage in Sequim noch nicht so schlimm wie auf den Great Plains, aber schlimm genug. Die Farm der Familie Rantz hatte auch bisher schon wie so viele Farmen im Land kaum Gewinn abgeworfen. Doch als Harry und Thula Rantz am 30. Oktober in der *Sequim Press* lasen, was in den Tagen zuvor in New York passiert war, wussten sie, dass die Welt eine andere geworden war und die Stürme an der Wall Street



sie auch bald in Sequim in der nordwestlichsten Ecke des Landes erreichen würden.

In den folgenden Wochen geriet die Lage im Haus der Rantz' an der Silberhorn Road zunehmend ausser Kontrolle. Bereits eine Woche nach dem Zusammenbruch der Banken tauchten täglich streunende Hunde auf der Farm auf. Dutzende Familien hatten ihre Häuser und Farmen in Sequim einfach verlassen. Ihre zurückbleibenden Hunde mussten selbst sehen, wie sie zurechtkamen. Sie begannen jetzt in Rudeln, die Kühe der Rantz' zu jagen und nach ihren Beinen zu schnappen. Die verzweifelt muhenden Kühe rannten bis zur Erschöpfung zwischen den Baumstümpfen hin und her und gaben keine Milch mehr, die Haupteinnahmequelle der Farm. Zwei Wochen später brachen Nerze in das Hühnerhaus ein, töteten Dutzende von Hennen und liessen die blutigen Kadaver einfach zurück. Wenige Tage später kamen sie erneut, als bereite ihnen das Töten der Hennen Vergnügen, und jetzt schrumpfte auch das Eiergeld. Harry junior sagte später über diesen Herbst: «Nichts ging mehr, als hätte jemand zu Gott gesagt: ‚Mach sie fertig!‘»

Eines späten, regnerischen Nachmittags im November setzte der Schulbus Joe bei Einbruch der Dunkelheit vor dem Haus ab. Joe ging die Einfahrt zum Haus entlang und sprang über einige mit Regenwasser gefüllte Schlaglöcher. Dann sah er, dass der Franklin seines Vaters mit laufendem Motor vor dem Haus stand. Auf dem Wagendach war unter einer Plane etwas festgezurr. Beim Näherkommen sah er, dass auf dem Rücksitz zwischen Koffern seine jüngeren Geschwister sassen und ihn durch die beschlagenen Scheiben anstarrten. Thula sass auf dem Vordersitz und starrte geradeaus auf das Haus. Dort stand auf der Veranda Harry und blickte Joe entgegen. Joe stieg die Treppe hinauf. Das Gesicht seines Vaters war angespannt.

«Was ist los, Pop?», fragte Joe. «Wohin fahren wir?»

Harry senkte den Blick auf die Dielen der Veranda, dann hob er ihn wieder und blickte über Joes Schulter in den dunklen, nassen Wald.

«Wir können hier nicht bleiben, Joe. Es geht einfach nicht. Jedenfalls will Thula nicht bleiben. Sie ist fest entschlossen.»

«Aber wohin fahren wir?»

Harry sah ihn an.

«So genau weiss ich das noch nicht. Erst mal nach Seattle, dann vielleicht nach Kalifornien. Aber die Sache ist die, Joe: Thula will, dass du hierbleibst. Ich würde ja bei dir bleiben, aber das geht nicht. Die Kleinen brauchen ihren Vater mehr als du. Du bist ja sowieso schon fast erwachsen.»

Joe erstarrte. Unverwandt sah er mit seinen graublauen Augen in das Gesicht seines Vaters, das auf einmal vollkommen ausdruckslos und wie versteinert war. Benommen und unfähig zu sprechen, versuchte er zu begreifen, was er gerade gehört hatte. Er spürte einen Knoten im Magen. «Kann ich nicht einfach mitkommen?», brachte er schliesslich heraus.

«Nein, das geht nicht. Denn eins ist mir über das Leben klar geworden: Glücklich sein kann man nur allein, das muss man lernen.»

Harry ging zum Auto, stieg ein, schloss die Tür und fuhr an. Mike und Harry junior spähten vom Rücksitz aus durch das ovale Rückfenster. Joe sah die roten Rücklichter kleiner werden und schliesslich im trüben Regen verschwinden. Er ging ins Haus und machte die Tür hinter sich zu. Der ganze Abschied hatte nicht einmal fünf Minuten gedauert. Der Regen prasselte auf das Dach. Im Haus war es kalt und feucht. Die Glühbirnen an den Deckenbalken gingen flackernd an und dann endgültig aus.

Der Regen trommelte immer noch auf das Dach des halbfertigen Hauses in Sequim, als Joe am nächsten Morgen aufwachte. Im Lauf der

Nacht war Wind aufgekommen, der pfeifend durch die Wipfel der Kiefern hinter dem Haus fuhr. Joe blieb lange im Bett liegen, lauschte auf den Wind und dachte an die Tage, die er in der Dachkammer seiner Tante in Pennsylvania im Bett verbracht hatte. Damals hatte er auf das melancholische Rattern der Züge in der Ferne gelauscht. Angst und Einsamkeit hatten schwer auf ihm gelastet und ihn aufs Bett gedrückt. Jetzt hatte er dasselbe Gefühl wieder. Er wollte nicht aufstehen, am liebsten wäre er für immer liegen geblieben.

Doch dann stand er trotzdem auf. Er machte im Ofen Feuer, setzte Wasser auf, briet Speck und kochte Kaffee. Während er ass und der Kaffee seine Geister belebte, legte sich allmählich seine Benommenheit, und eine neue Erkenntnis dämmerte ihm. Er öffnete die Augen, überlegte und begriff, was zu tun war. Zugleich verspürte er eine wilde Entschlossenheit. Er hatte es endgültig satt, immer wieder in diese Lage zu geraten – in der er Angst hatte und verletzt und einsam war und sich endlose Fragen nach dem Warum stellte. Was immer in Zukunft geschah, dazu sollte es nie mehr kommen. Ab jetzt würde er seinen eigenen Weg gehen und selbst herausfinden, wie er glücklich sein konnte, wie sein Vater gesagt hatte. Er wollte seinem Vater und sich beweisen, dass er das schaffte. Ausserdem wollte er kein Einsiedler sein. Dazu mochte er andere Menschen zu sehr, und Freunde waren eine gute Hilfe gegen die Einsamkeit. Aber er würde sich nie wieder von ihnen oder von seinen Eltern oder sonst jemandem diktieren lassen, wer er zu sein hatte. Er wollte leben, aber aus eigener Kraft.

Der Duft und Geschmack des Specks hatte seinen Appetit mächtig angeregt, er hatte noch Hunger. Er stand auf und durchsuchte die Küche nach Essbarem. Viel fand er nicht – einige Kartons mit Haferflocken, ein Glas Essiggurken, ein paar Eier von den Hühnern, die die Überfälle der Nerze überlebt hatten, einen halben Kohlkopf und etwas Fleisch-

wurst im Kühlschrank, nicht viel für einen fünfzehnjährigen, schon fast eins achtzig grossen Jugendlichen.

Er machte sich ein paar Haferflocken, setzte sich wieder und dachte weiter nach. Sein Vater hatte immer gesagt, es gebe für jedes Problem eine Lösung. Er hatte aber auch gesagt, dass man sie nicht immer dort fand, wo man sie erwartete, dass man manchmal an unerwarteten Orten suchen und in ungewohnten Bahnen denken müsse. Joe erinnerte sich an den Pilz auf dem Baumstumpf in Boulder City. Er würde allein zurechtkommen, wenn er seinen Verstand gebrauchte, die Augen nach Chancen offen hielt und nicht zuliess, dass andere Menschen über sein Leben bestimmten.

In den folgenden Wochen und Monaten lernte er, sich allein durchzuschlagen. Er rammte eiserne Pfosten in den Boden, um den Hühnerstall gegen künftige Überfälle der Nerze zu sichern, und sammelte die wenigen Eier, die die Hühner noch legten, jeden Morgen sorgfältig ein. Er suchte in dem nassen Wald nach Pilzen, und weil es in der letzten Zeit viel geregnet hatte, fand er ganze Körbe voll davon – schöne, geriffelte und orangefarbene Pfifferlinge und dicke, fleischige Steinpilze, die er in dem Schinkenfett briet, das Thula in einer Dose aufbewahrt hatte. Er sammelte die letzten Brombeeren des Herbstes, zog die restlichen Fische aus dem Teich hinter dem Wasserrad, pflückte Wasserkresse, fügte die Beeren hinzu und machte daraus Salate.

Doch Beeren und Wasserkresse standen nicht endlos zur Verfügung, er brauchte auf jeden Fall auch etwas Geld in der Tasche. In dem alten Franklin, den sein Vater zurückgelassen hatte, fuhr er in die Stadt. Er parkte in der Washington Street, setzte sich auf die Kühlerhaube und spielte Banjo und sang in der Hoffnung, dass die Menschen ein wenig Geld für ihn übrig hatten. Er stellte rasch fest, dass 1929 niemand Geld übrig hatte.

Die Krise hatte an der Wall Street begonnen, aber rasch das ganze Land von Küste zu Küste erfasst. Die Innenstadt von Sequim bot ein Bild des Elends. Zwar hatte die State Bank of Sequim noch geöffnet, aber auch sie sollte in wenigen Monaten schliessen. Täglich machten weitere Läden dicht. Als Joe sang, setzten sich Hunde auf den hölzernen Gehweg, sahen ihm zu und kratzten sich das verlauste Fell. Schwarze Autos fuhren hüpfend die ungepflasterte Strasse entlang und durch die Schlammputzen, dass braune Wasserfontänen aufstiegen, aber die Fahrer schenkten Joe keine Beachtung. Sein einziger Zuhörer war ein bärtiger Mann, der allgemein nur «der verrückte Russe» genannt wurde und schon seit jeher barfuss und vor sich hin murmelnd durch die Strassen der Stadt wanderte.

Joe zerbrach sich weiter den Kopf. Vor Monaten hatten er und sein Freund Harry Secor eine Stelle im Dungeness entdeckt, an der sich in einem tiefen, grünen, von wirbelndem Wasser erfüllten Becken grosse, zum Teil deutlich über einen Meter lange Königslachse zum Laichen versammelten. In der Scheune fand er einen Fischhaken, den er ab da heimlich in der Tasche mit sich herumtrug.

An einem nebligen Samstagmorgen zwängten er und Harry sich in aller Früh durch ein nasses Dickicht aus Pappeln und Erlen, das den Dungeness säumte, ohne von dem Wächter gesehen zu werden, der den Fluss während der Laichzeit regelmässig kontrollierte. Aus einer jungen Erle schnitten sie eine stabile Stange, befestigten den Fischhaken daran und näherten sich dem rasch dahinströmenden, kalten Fluss. Joe zog die Schuhe aus, krepelte die Hosenbeine hoch und watete vorsichtig in die seichten Stromschnellen oberhalb des Teichs hinein. Sobald er dort angekommen war, begann Harry grosse Flusskiesel in den Teich zu werfen und mit einem Stock auf das Wasser einzuschlagen. Die Fische flohen in Panik stromaufwärts in Richtung der Stromschnel-

len. Joe zielte auf den grössten, stiess die Stange ins Wasser und bekam ihn hinter den Kiemen zu fassen, dort, wo der Haken keine verräterischen Spuren hinterliess. Dann watete er spritzend und mit viel Geschrei aus dem Wasser und zog den zappelnden Lachs auf eine Kiesbank.

Abends verspeiste er ihn ganz allein bei sich zu Hause. Dann machte er sich daran, die Lachswilderei zu einem Geschäft auszubauen. Jeden Samstagnachmittag marschierte er die fünf Kilometer in die Stadt. Über die Schultern hatte er sich an einer Weidenrute einen oder mehrere Riesenlachse gehängt, deren Schwänze hinter ihm über den Boden schleiften. Er lieferte seinen Fang an der Hintertür der Fleischerei Lehman und einigen weiteren Hintertüren in Sequim ab. Dort verkaufte er sie für Bargeld oder tauschte sie gegen Butter, Fleisch oder Benzin für den Franklin ein oder was immer er in der jeweiligen Woche benötigte. Seinen Kunden versicherte er hoch und heilig, er habe den Fisch ganz ordnungsgemäss mit der Angel gefangen.

Später im Winter tat sich eine weitere unternehmerische Gelegenheit auf. Die Prohibition war in vollem Gang, und die Grenze zu Kanada verlief in nur fünfundzwanzig Kilometern Entfernung in der Mitte der Juan-de-Fuca-Strasse, deshalb trafen im Hafen von Sequim alle möglichen Spirituosen ein. Ein grosser Teil davon gelangte in die Flüssterkneipen von Seattle, aber ein Schmuggler, Byron Noble, hatte sich auf lokale Kunden spezialisiert. Er erschien immer freitagabends mit seinem langen, schlanken schwarzen Chrysler am Stadtrand und depониerte Flachmänner mit Gin, Rum oder Whiskey an bestimmten Zaunpfosten, wo seine Kunden sie dann abholten. Schon bald wussten auch Joe und Harry Secor, wo sie suchen mussten.

In Schwarz gekleidet und an kalten Nächten dick verummmt folgten sie Noble auf seiner nächtlichen Runde, gossen den Inhalt einzelner Flaschen in Einweckgläser und ersetzten den Alkohol durch Löwen-

zahnwein, den sie in Joes Scheune selbst angesetzt hatten. Nobles Kunden sollten nicht merken, dass jemand den Alkohol geklaut hatte, sondern glauben, sie hätten eine schlechte Lieferung erwischt. Trotzdem achteten die beiden darauf, nicht zu oft an derselben Stelle zuzuschlagen, aus Angst, Noble oder seine Kunden könnten ihnen mit einer Schrotflinte auflauern. Nach der nächtlichen Sammelaktion verteilte Joe die Einweckgläser mit dem guten Alkohol dann an den Zaunpfosten der Kundschaft, die er selbst heimlich aufgebaut hatte.

Wenn er nicht Fisch wilderte oder Schnaps klaute, nahm er jede ehrliche Arbeit an, die er kriegen konnte. Er grub Tunnel unter die Baumstümpfe auf den Wiesen der Nachbarn und stemmte sie mit Eisenstangen aus der Erde. Wenn die Stangen nicht ausreichten, steckte er einige Stangen Dynamit in die Tunnel, zündete sie und rannte schnell weg. Das Dynamit explodierte, und die Baumstümpfe flogen zusammen mit einer schwarzen Wolke aus Erde und Steinen in die Luft. Er grub von Hand Bewässerungsgräben. Mit einer zweischneidigen Axt an einem langen Stiel zerteilte er die dicken Stämme, die im Frühjahr auf dem Dungeness in Richtung Meer trieben, zu Zaunlatten. Er grub Brunnen und baute Scheunen, kroch durch Gebälk und schlug Nägel ein. Er trieb Milchzentrifugen mittels einer Handkurbel an und schleppte 60-Kilo-Kannen mit Milch und Sahne über Milchfarmen und lud sie auf Laster, die sie zur Genossenschaftsmolkerei von Dungeness-Sequim transportierten. Im Sommer arbeitete er unter einem blassblauen Himmel auf den trockenen Feldern der Umgebung, mähte mit einer Sichel Heu, lud es mit einer Heugabel auf Fuhrwerke und zog es mittels einer Winde tonnenweise zu den Dachböden der Scheunen seiner Nachbarn hinauf.

Er wurde dabei immer kräftiger, und auch sein Selbstvertrauen wuchs. Zusätzlich besuchte er weiter die Schule und schrieb gute Noten. Die Abende verbrachte er jedoch allein zu Hause. Immer wieder

kehrte er in das leere, halbfertige Haus zurück, setzte sich an das Ende des langen Tisches, an dem seine Familie sich lärmend zum Essen versammelt hatte, und nahm seine einsame Mahlzeit zu sich. Anschließend spülte er seinen Teller, trocknete ihn ab und legte ihn wieder an seinen Platz auf dem Tellerstapel, den Thula zurückgelassen hatte. Dann setzte er sich an den alten Flügel seiner Mutter im Wohnzimmer und klimperte ein paar Töne und einfache Melodien, die verloren durch das dunkle Haus hallten. Oder er sass auf der Eingangstreppe, spielte Banjo und sang leise vor sich hin.

In den folgenden Monaten war er in Sequim ständig auf der Suche nach neuen Jobs. Gleich in der Silberhorn Road fand er eine Teilzeitarbeit: Er half seinem älteren Nachbarn Charlie McDonald. McDonald lebte vom Holz – er fällte die gewaltigen Pappeln, die in den kiesigen Niederungen des Dungeness wuchsen. Die Arbeit war mörderisch anstrengend. Die Bäume waren so riesig und hatten einen so grossen Durchmesser, dass Joe und Charlie manchmal eine Stunde brauchten, um nur einen zu fällen. Sie zogen dazu eine über zwei Meter lange Zweimannsäge durch das weiche weisse Kernholz, bis die Bäume endlich umfielen. Anschliessend hackten Joe und Charlie die Äste ab und lösten mit langen Eisenstangen die Rinde von den Stämmen. Dann spannten sie Charlies Zugpferde Fritz und Dick davor und zogen die Stämme aus dem Wald. Von dort wurden sie zu einer Zellstoffmühle in Port Angeles transportiert.

Im Austausch für seine Arbeit ass Joe manchmal mit der Familie McDonald zu Abend. McDonalds kleine Töchter Margaret und Pearlie hatten ihn schon bald ins Herz geschlossen, deshalb blieb er nach dem Essen meist noch bis spätabends, spielte auf seinem Banjo und sang Lieder für sie oder spielte Domino, Mahjongg oder Mikado mit ihnen.



Kurz darauf fand er eine weitere Verdienstmöglichkeit, die ihm auch selbst Spass machte. Er gründete mit zwei Schulfreunden, Eddie Blake und Angus Hay junior, eine Band, in der er Banjo spielte, Eddie Schlagzeug und Angus Saxophon. Das Trio spielte im Olympic-Kino in Sequim in den Pausen Jazz und durfte dafür die Filme ansehen. Sie spielten auch zum Squaredance in der Grange Hall in Carlsborg auf. An Samstagabenden musizierten sie im nahen Blyn. Dort hatte ein Farmer seinen Hühnerstall mit Hilfe einiger Lichterketten in das beliebteste Tanzlokal von Sequim verwandelt. Mädchen hatten dort freien Zutritt, Jungs mussten fünfundzwanzig Cent zahlen, Joe und seine Bandkollegen zahlten nichts, wenn sie spielten. Joe bedeutete das sehr viel. Ein paar Wochen zuvor war Joyce Simdars aus Montana zurückgekehrt, und er konnte sich in dem Lokal mit ihr verabreden. Schon bald musste er zu seinem Verdruss allerdings feststellen, dass sie nur selten mitkommen durfte – nur wenn ihre Mutter sie begleiten konnte, die dann kerzengerade auf dem breiten, gepolsterten Rücksitz des Franklin sass und die gefährliche Situation aufmerksam im Auge behielt.

Joyce Simdars wünschte sich nichts so sehr, als dass ihre Mutter in ihrer Wachsamkeit nachlassen würde.

Im Haus der Simdars herrschten strenge Sitten, die sich auch auf Joyces Erziehung erstreckten. Ihre Eltern stammten von deutschen und schottischen Einwanderern ab, die sich als Pioniere in Sequim niedergelassen hatten. Sie glaubten beide, dass Arbeit ihr eigener Lohn sei, dass sie den strauchelnden Charakter auf den rechten Pfad lenke und dass man gar nicht zu viel arbeiten könne. Joyces Vater war auf dem besten Weg, sich zu Tode zu schuften. Er hatte ein schwaches Herz und entzündlichen Rheumatismus, pflügte seine Felder aber trotzdem auf altmodische Art mit einem Gespann Maultiere. Gegen Ende seines Le-

bens zogen die Maultiere ihn mehr oder weniger über die Felder, und zwar vom ersten Morgengrauen bis zum Abend und das während der Pflanzzeit an sechs Tagen in der Woche.

Doch vor allem die Mutter mit ihren religiösen Ansichten tyrannisierte Joyce. Enid Simdars lebte nach den strengen Vorschriften der Christian Science, einer Lehre, der zufolge die materielle Welt und das damit einhergehende Böse nur eine Illusion war und die geistige Welt das einzige Reale. Daraus folgte unter anderem, dass nur das Gebet Gebrechen wie das Rheuma von Joyces Vater heilen konnte. Ärzte waren Zeitverschwendung. Etwas anderes traf Joyce persönlich noch mehr. Enid glaubte, dass es nur eine «gute Joyce» geben könne, dass eine «böse Joyce» theologisch gar nicht möglich sei, dass es sich dabei per definitionem um einen Schwindler in Gestalt ihrer Tochter handeln müsse. Wenn Joyce unartig war, hörte sie für ihre Mutter auf zu existieren. Die böse Joyce musste auf einem Stuhl sitzen und wurde nicht mehr beachtet. Sie musste sitzen bleiben, bis die gute Joyce von selbst wieder auftauchte. Ihre ganze Kindheit über hatte Joyce sich mit der Vorstellung geplagt, dass sie es nicht verdiente, geliebt zu werden, sobald sie etwas Schlimmes dachte oder getan hatte, und dann sogar Gefahr lief, nicht mehr zu existieren. Jahre später erinnerte sie sich noch, wie sie schluchzend auf dem Stuhl gesessen und sich ständig vergewissert hatte, dass sie noch lebte.

Sie arbeitete deshalb am liebsten ausser Haus. Hausarbeit verabscheute sie, weil die bei der Familie Simdars nie ausging und sie dabei wie unter einer Glasglocke ständig den misstrauischen Blicken der Mutter ausgesetzt war. Verschlimmert wurde die Situation noch dadurch, dass Joyce an Arthritis litt, seit sie fünfzehn war, offenbar ein genetisches Erbe des Vaters. Das endlose Geschirrspülen, Boden-schrubben und Fensterputzen mit seinen monotonen Bewegungen verschlimmerten die Schmerzen in den Händen und Handgelenken noch.



Joyce Simdars mit sechzehn

Bei jeder Möglichkeit floh sie deshalb nach draussen, um im Gemüsegarten zu arbeiten oder zusammen mit dem Vater die Tiere zu versorgen. Ihr Vater war zwar kein Mensch überschwänglicher Gefühle und streichelte lieber den Familienhund als eins seiner Kinder, schien sich auf seine Weise aber über ihre Anwesenheit zu freuen, und Joyce fand die Arbeit auf dem Hof sowieso interessanter als die Hausarbeit. Denn dabei musste man oft ein praktisches Problem lösen oder sich sonst etwas einfallen lassen, und das forderte ihre beträchtlichen intellektuellen Fähigkeiten heraus, die sich damals entfalteten und sie auch zu einer ungewöhnlich guten Schülerin auf fast schon akademischem Ni-

veau machten. Sie beschäftigte sich eingehend mit allen möglichen Themen, die ihr Interesse weckten, von der Fotografie bis Latein. Sie liebte logisches Denken und zerlegte gern Dinge und setzte sie wieder zusammen, ob das nun eine Rede von Cicero war oder eine Windmühle. Doch am Ende des Tages musste sie immer wieder in das dunkle, beengende Haus zurückkehren, wo Geschirr, weitere Hausarbeiten und ihre wachsame Mutter auf sie warteten.

Als sie Joe Rantz kennenlernte, der hinten im Bus Gitarre spielte, lustige Lieder sang und so breit grinste, dass man seine weissen Zähne sah, als sie sein übermütiges Lachen hörte und den verschmitzten Blick sah, den er ihr durch den Gang zuwarf, hatte sie sich deshalb sofort zu ihm hingezogen gefühlt. Er war für sie das Fenster in eine luftigere, sonnigere Welt und geradezu die Verkörperung der Freiheit.

Sie wusste, in was für ärmlichen Verhältnissen er lebte und wie schlecht seine Aussichten waren, dieser Armut je zu entkommen. Viele Mädchen hätten einen solchen Jungen gemieden, und vielleicht sollte sie das ja auch tun. Doch je öfter sie erlebte, wie er mit seiner Situation umging, wie stark er war und wie einfallsreich und dass er sich genauso wie sie gern der Herausforderung durch praktische Probleme stellte, desto mehr bewunderte sie ihn. Nach einiger Zeit kam dazu die Erkenntnis, dass er genauso wie sie selbst an ständigen Selbstzweifeln litt. Am meisten zog sie aber die einfache und unbestreitbare Tatsache an, dass er sie offenbar mochte, so wie sie war, mit ihren guten und schlechten Seiten. Eines Tages, beschloss sie, würde sie wiedergutmachen, was das Schicksal ihm angetan hatte.

Im Sommer 1931 bekam Joe einen Brief von seinem Bruder Fred, der inzwischen Chemielehrer an der Roosevelt High School in Seattle war. Joe sollte nach Seattle zu Fred und Thelma ziehen und das letzte Schul-

jahr dort absolvieren. Mit dem Abschluss einer so renommierten Schule wie Roosevelt, meinte Fred, könnte er womöglich sogar an der Universität von Washington studieren. Dann stand ihm alles offen.

Doch Joe zögerte. Seit Fred ihn damals, als er fünf gewesen war, in Nezperce bei sich aufgenommen hatte, hatte er immer das Gefühl gehabt, dass sein Bruder ihn zu sehr vereinnahmte, dass er ihm nicht nur helfen, sondern gleichzeitig über sein Leben bestimmen wollte. Fred schien ihn irgendwie für nicht besonders lebensstüchtig zu halten und glaubte offenbar, ihn noch über Verschiedenes ins Bild setzen zu müssen. Joe spürte aber eben wieder Boden unter den Füßen und begann, allein zurechtzukommen, und er wusste nicht, ob er sich von Fred oder sonst jemandem sagen lassen wollte, wie er zu leben hatte. Genauso wenig wusste er, ob er mit Thulas Zwillingsschwester zusammenleben wollte. Und an ein Studium hatte er bisher noch überhaupt nicht gedacht. Auf der anderen Seite war Freds Angebot aber auch verlockend. Joe war immer gut in der Schule gewesen, hatte einen unersättlichen Wissensdurst und stellte sich gern intellektuellen Herausforderungen. Ausserdem wusste er, dass Sequim ihm kaum je die Zukunft ermöglichen würde, die er sich immer häufiger für sich vorstellte – eine Zukunft mit Joyce Simdars und einer eigenen Familie als Mittelpunkt. Für diese Zukunft musste er Joyce zumindest vorübergehend verlassen.

Also vernagelte er das Haus in Sequim, sagte Joyce, dass er am Ende des Schuljahrs zurückkommen würde, fuhr mit der Fähre nach Seattle, zog bei Fred und Thelma ein und ging auf die Roosevelt High School. Sein Leben veränderte sich dramatisch. Zum ersten Mal, seit er sich erinnern konnte, bekam er drei richtige Mahlzeiten am Tag und hatte wenig zu tun, ausser zur Schule zu gehen und seine Hobbys zu pflegen. Er warf sich mit Elan auf beides. Wieder erbrachte er ausgezeichnete

Leistungen und gehörte bald zu den besten Schülern. Er trat in einen Chor ein, sang mit Begeisterung, machte Musik und nahm an Aufführungen teil. Ausserdem wurde er Mitglied der Turnerriege der Männer und glänzte aufgrund seines ungewöhnlich muskulösen Oberkörpers an den Ringen, am Reck und am Barren. Abends ging er manchmal mit Fred und Thelma in die Stadt. Sie assen in richtigen Restaurants, sahen Hollywoodfilme und gingen sogar in Musicals im Theater an der Fifth Avenue. Joe genoss das bequeme und privilegierte Leben in vollen Zügen und fühlte sich in seinen Zielen bestätigt – er wollte tatsächlich mehr vom Leben als das, was Sequim ihm zu bieten hatte.

Eines Tages im Frühjahr 1932, als Joe gerade in der Turnhalle am Reck Riesenfelgen übte, sah er einen grossgewachsenen Mann in einem dunkelgrauen Anzug und mit einem Filzhut an der Tür stehen und ihn beobachten. Der Mann verschwand wieder, doch wenige Minuten später kam Fred und rief Joe zu sich.

«Gerade ist ein Mann zu mir in die Klasse gekommen und hat nach dir gefragt», meinte er. «Sagte, er komme von der Universität. Er gab mir das hier. Du sollst ihn aufsuchen, wenn du mit dem Studium anfängst. Er könnte jemanden wie dich vielleicht gebrauchen.»

Fred gab Joe eine Visitenkarte. Joe überflog sie mit einem Blick:

ALVIN M. ULBRICKSON  
CHEFTRAINER RUDERN  
SPORTFAKULTÄT DER UNIVERSITÄT VON WASHINGTON

Joe dachte kurz nach und ging dann zu seinem Spind und steckte die Karte in seinen Geldbeutel. Ein Versuch konnte nicht schaden. Rudern war bestimmt auch nicht anstrengender, als Pappeln zu fällen.

Im Sommer 1932 schloss Joe die Schule mit Auszeichnung ab und kehrte nach Sequim zurück. Wenn er wirklich studieren wollte, brauchte er Geld für Miete, Bücher und Studiengebühren. Allein für das erste Studienjahr musste er ein Jahr lang Geld verdienen. Über das zweite, dritte und vierte Jahr würde er sich später Sorgen machen.

Er freute sich, wieder zu Hause zu sein. In Seattle hatte Fred ihm jeden Schritt diktiert, mit den besten Absichten, gewiss, aber Joe hatte sich durch die ständigen Hinweise und Ratschläge von der Auswahl der Fächer bis zum Binden einer Krawatte trotzdem eingeengt gefühlt. Fred hatte sogar vorgeschlagen, mit bestimmten Mädchen der Schule auszugehen. Das Mädchen der Simdars draussen in Sequim sei ja doch ein wenig zu provinziell, und er solle sich vielleicht nach etwas Anspruchsvollerem umsehen, einem Mädchen aus der Stadt. Und noch etwas hatte Joe gestört. Im Lauf des Jahres war ihm der Verdacht gekommen, der schliesslich zur Gewissheit wurde, dass Fred und Thelma genau wussten, wo sein Vater, seine Stiefmutter und seine Halbgeschwister wohnten – nämlich ganz in der Nähe. Manchmal hatte er Bemerkungen mit angehört, oder die anderen hatten abrupt das Thema gewechselt, den Blick abgewendet oder mit gedämpfter Stimme telefoniert. Joe hatte die beiden darauf ansprechen wollen, es sich dann aber immer wieder anders überlegt und das Thema verdrängt. Er wollte gar nicht wissen, dass sein Vater in der Nähe wohnte und trotzdem keinen Kontakt zu ihm aufnahm.

In Sequim arbeitete er rund um die Uhr. Im Sommer bekam er zu seiner Freude Arbeit beim Civilian Conservation Corps. Für fünfzig Cent die Stunde half er, den neuen Olympic Highway zu asphaltieren. Die Bezahlung war anständig, die Arbeit mörderisch. Acht Stunden täglich schaufelte er dampfenden Asphalt aus Lastern und verteilte ihn mit einem Rechen vor den Dampfwalzen. Die von dem Belag aufstei-

gende Hitze mischte sich mit der Sonnenglut, als hätten beide es auf sein Leben abgesehen. An den Wochenenden machte er Heu mit Harry Secor und hob Bewässerungsgräben für Farmer in der Gegend aus. Im Winter war er mit Charlie McDonald im Wald und fällte Pappeln.

Seine Rettung war, dass jeden Nachmittag Joyce nicht bei sich zu Hause in Happy Valley, sondern in der Silberhorn Road unten am Fluss aus dem Schulbus stieg. Anschliessend suchte sie Joe im Wald. Hatte sie ihn gefunden, umarmte er sie immer fest, wie sie sich noch siebzig Jahre später auf dem Sterbebett erinnerte. Er roch nach nassem Holz, Schweiss und Wildnis.

Als sie eines strahlenden Tages Ende April wieder zu ihm in den Wald kam, fasste er sie an der Hand und führte sie zu einer kleinen Wiese bei den Pappeln am Südufer des Dungeness. Dort musste sie sich ins Gras setzen und warten. Joe ging ein paar Schritte, hockte sich hin und durchkämmte das Gras sorgfältig mit den Fingern. Joyce wusste, nach was er suchte. Er war schon immer verblüffend gut darin gewesen, vierblättrige Kleeblätter zu finden, die er ihr dann als kleines Zeichen seiner Zuneigung überreichte. Sie hatte keine Ahnung, wie er das machte. Er behauptete immer nur, es habe mit Glück nichts zu tun, man müsse nur die Augen offen halten. «Man findet sie nur dann nicht, wenn man nicht ernsthaft sucht», pflegte er zu sagen. Joyce hörte das gern. Es fasste in wenigen Worten zusammen, was sie am meisten an ihm liebte.

Sie legte sich ins Gras, schloss die Augen und genoss die warme Sonne im Gesicht. Nach kurzer Zeit hörte sie ihn zurückkommen. Sie setzte sich auf und lächelte ihm entgegen.

«Ich habe eins gefunden», rief er und strahlte.

Er hielt ihr die geschlossene Faust hin, und sie streckte die Hand aus, um das Kleeblatt zu empfangen. Doch als er die Faust langsam öffnete, lag darin kein Kleeblatt, sondern ein goldener Ring mit einem kleinen, aber vollkommenen Diamanten, der in der Frühlingssonne funkelte.



## Kapitel 5

*Rudern ist vielleicht von allen Sportarten die anstrengendste. Sobald ein Rennen beginnt, gibt es keine Pause mehr und kein gegenseitiges Abwechseln. Rudern geht an die Grenzen der menschlichen Kondition. Der Trainer muss seinen Schülern deshalb das Geheimnis jener besonderen Kondition vermitteln, die sich aus Verstand, Körper und Seele speist.*

- George Yeoman Pocock

Der Herbst 1933 näherte sich seinem Ende, und die Temperatur in Seattle fiel auf unter fünf Grad tagsüber und minus fünf Grad nachts. Der Himmel war bewölkt, und es nieselte ununterbrochen. Ein scharfer Wind blies von Südwesten und übersäte den Lake Washington mit Schaumkronen.

Für die Jungs, die an den Riemen der *Old Nero* weiter um einen Platz in der Freshman-Mannschaft kämpften, bedeutete das schlechte Wetter eine zusätzliche Strapaze. Regen prasselte auf sie nieder, die Riemen klatschten auf die stürmischen Wellen und wirbelten eisige Gischt auf, die der Wind ihnen in Gesicht und Augen trieb. Ihre Hände waren so taub, dass sie jederzeit vom Riemen abrutschen konnten. Ohren und Nasen waren vollkommen gefühllos. Das eisige Wasser des Sees ent-

zog ihnen Wärme und Kraft schneller, als sie beides produzieren konnten. Ihre schmerzenden Muskeln verkrampften sich, sobald sie auch nur kurz innehielten. Die Kandidaten schieden in Scharen aus.

Am 30. Oktober waren von den ursprünglich hundertfünfundsiebzig Konkurrenten um einen Platz in den ersten beiden Freshman-Booten noch achtzig übrig. Es gab auch noch ein drittes und viertes Boot, aber niemand, der dort sass, konnte sich Chancen ausrechnen, an den Rennen im Frühjahr teilzunehmen oder in die endgültige Mannschaft aufgenommen zu werden. Auf Tom Bolles' Anweisung zogen die besten Kandidaten von der *Old Nero* in «Rennbarken» um. Sowohl Joe Rantz als auch Roger Morris gehörten zu den Auserwählten.

Die Barken sahen ähnlich aus wie die Rennboote, in denen die Jungs letztlich sitzen wollten, hatten aber einen ein paar Zentimeter breiteren Rumpf und einen flacheren Boden und Kiel. Sie lagen zwar deutlich stabiler im Wasser als Rennboote, waren aber trotzdem schwierig zu handhaben und zu manövrieren und kippten leicht um. Es galt das Gleiche wie bereits zu Anfang: Die Jungs mussten eine Reihe ganz neuer Fähigkeiten erlernen, nur um nicht umzuschlagen. Aber zunächst einmal war die Hauptsache, dass sie nicht mehr in der *Old Nero*, sondern in einer Art Rennboot sassen. Joe platzte fast vor Stolz, als er sich zum ersten Mal hineinsetzte und die Füsse in die Schuhe auf den Stemmblettern steckte.

Sowohl für Joe wie auch für Roger war der Umstieg auf das neue Boot eine süsse Belohnung für die Strapazen seit Beginn ihrer Ausbildung. An jedem Werktag legte Roger den vier Kilometer langen Gewaltmarsch von seinem Elternhaus in Fremont zur Universität zurück. Dort absolvierte er seine Seminare in Maschinenbau und anschliessend das Rudertraining. Danach kehrte er zu Fuss nach Hause zurück, um dort noch bei der Hausarbeit zu helfen und seine Schularbeiten zu machen. An Freitag- und Samstagabenden spielte er, um seine Studienge-

bühren zahlen zu können und seine Familie finanziell zu unterstützen, Saxophon und Klarinette in einer Swingband, den Blue Lyres, mit der er in der Highschool angefangen hatte. An den Wochenenden half er im Umzugsunternehmen der Familie aus, der Franklin Transfer Company, und schleppte überall in der Stadt Sofas, Betten und Klaviere aus Häusern und wieder in sie hinein. Da in Amerika damals die Hälfte aller Hypotheken nicht bedient werden konnten und täglich tausend Hypotheken zwangsvollstreckt wurden, war das oft eine traurige Arbeit.

Roger war ein merkwürdiger Kerl – ruppig, unverblümt und fast ruppelhaft. Man wurde nicht leicht mit ihm warm, aber manchmal ass Joe mit ihm in der Mensa. Dabei unterhielten sie sich gelegentlich ein wenig befangen über ihre Seminare, oft sasssen sie aber auch nur schweigend da. Mit der Zeit entwickelte sich zwischen ihnen eine gewisse Zuneigung und gegenseitiger Respekt. Mit den anderen Jungs im Bootshaus verband Joe dagegen nicht viel. Zwar waren die Jungs mit den schicken Kleidern schon verschwunden, aber er hatte immer noch das Gefühl aufzufallen. Er trug täglich denselben Pullover, den einzigen, den er besass, und musste sich jeden Tag in der Umkleidekabine entsprechende abfällige Kommentare anhören. «He, Penner», spotteten die anderen, «wie lebt es sich draussen in deinem Slum? Gehst du mit deinem Pullover auf Mottenfang?» Joe gewöhnte sich deshalb an, frühzeitig zu kommen und sich umzuziehen, bevor die anderen eintrafen.

Jeden Nachmittag eilte er von seinen Seminare zum Rudertraining. Danach eilte er wieder zurück, diesmal zu seiner Arbeit im Sportgeschäft auf dem Campus, in dem er bis Mitternacht alles Mögliche verkaufte, von Schokoriegeln bis zu «Schützern der lebenswichtigen Zone», wie es in der Werbung des Ladens verbrämt hiess. Danach trotete er im Regen und bei Dunkelheit die University Avenue entlang

zum YMCA, wo er im Austausch für ein kleines, zellenähnliches Zimmer, in dem gerade ein Schreibtisch und ein Bett Platz hatten, als Hausmeister arbeitete. Ein umgebauter Kohlenkeller war in ein ganzes Labyrinth solcher feuchter, dunkler Zimmer unterteilt worden, in denen eine bunte Mischung von Studenten und Studentinnen hauste. Darunter war auch eine frühreife, blendend aussehende Schauspielstudentin namens Frances Farmer, die knapp zwei Jahre später auf der Kinoleinwand zu sehen sein sollte. Doch hatten die Kellerbewohner kaum Kontakt untereinander. Joe diente das Zimmer lediglich dazu, seine Hausaufgaben zu machen und seine schmerzenden Glieder ein paar Stunden auszustrecken, bevor er am Morgen dann erneut zum Unterricht aufbrach. Mit einem Zuhause hatte das Zimmer nichts zu tun.

So anstrengend der Herbst 1933 für Joe auch war, er bestand nicht nur aus Arbeit und Einsamkeit. Joyce wohnte in der Nähe, und das tröstete ihn.

Sie war nach Seattle gezogen, um bei ihm zu sein, aber auch um ihre eigenen Träume zu verfolgen. Sie war eine gute Schülerin gewesen und hatte andere Ziele als die meisten Mädchen, mit denen sie in Sequim zur Schule gegangen war. Zwar strebte sie keinen Beruf ausserhalb von zu Hause an. Sie wollte eine Familie und Kinder. Aber sie hatte nicht die Absicht, so zu leben wie ihre Mutter, in einer ausschliesslich aus Hausarbeit bestehenden und davon begrenzten Welt. Sie wollte auch ein geistiges Leben, und das sollte ihr die Universität ermöglichen.

Ironischerweise musste sie, um ihr Ziel zu erreichen, noch mehr Hausarbeit verrichten. Als sie im September dieses Jahres mit der Fähre in Seattle eintraf, brauchte sie unbedingt ein Dach über dem Kopf und einen Job, mit dem sie das Geld für Studiengebühren, Essen und Bücher verdienen konnte. Sie schrieb sich an der Universität ein

und zog zunächst zu ihrer Tante Laura, doch stellte sich schnell heraus, dass in diesen harten Zeiten eine zusätzliche Esserin die ohnehin knappen Mittel ihrer Tante über Gebühr beanspruchte. Zwei Wochen lang stand Joyce täglich im Morgengrauen auf und überflog die wenigen Anzeigen des *Seattle Post-Intelligencer*, in denen Haushaltshilfen gesucht wurden. An vielen Tagen waren es nicht einmal ein halbes Dutzend, während die Stellengesuche sich über mehrere lange Spalten erstreckten.

Abgesehen von ihrem wachen Verstand konnte Joyce ihrem künftigen Arbeitgeber eigentlich nur noch ihre Dienste als Putzfrau und Köchin anbieten, den Beschäftigungen, die sie am wenigsten mochte. Also konzentrierte sie sich auf Anzeigen für Haushaltshilfen. Sobald sie auf eine entsprechende Anzeige stiess, zog sie ihre Sonntagskleider an und ging, da sie kein Geld für den Bus ausgeben wollte, zu Fuss mehrere Kilometer zum vornehmen Stadtteil Laurelhurst östlich des Campus oder zum steilen Capitol Hill, wo in ruhigen, schattigen Nebenstrassen imposante viktorianische Häuser standen. An der Tür wurde sie von hochnäsigen Frauen der Oberschicht empfangen und in stickige Wohnzimmer geführt. Dort musste sie auf einem verschnörkelten Sofa Platz nehmen und wurde nach Referenzen und Erfahrungen aus früheren Angestelltenverhältnissen gefragt, die sie nicht vorweisen konnte.

Eines heissen Nachmittags nach einem weiteren entmutigenden Vorstellungsgespräch in Laurelhurst beschloss Joyce, einfach so an Türen zu klopfen. Hier stand jede Menge stattlicher Villen, vielleicht brauchte jemand ja Hilfe und hatte es nur noch nicht geschafft, eine Anzeige in die Zeitung zu setzen. Sie ging also die Strasse auf und ab. Ihre geschwellenen, arthritischen Füsse schmerzten, sie schwitzte unter den Achseln, und ihre Haare waren nass und zerzaust. Immer wieder ging sie auf langen Einfahrten zu gewaltigen Eingangsportalen und klopfte leise.

An einer Tür machte ihr am späteren Nachmittag ein hagerer älterer Herr auf, ein stadtbekannter Richter. Er hörte sie an und musterte sie eingehend, fragte aber nicht nach Referenzen oder Erfahrungen. Ein längeres unbehagliches Schweigen folgte, während der Richter sie weiter musterte. Schliesslich sagte er heiser: «Kommen Sie morgen Vormittag wieder, dann werden wir sehen, ob die Uniform der letzten Haushaltshilfe Ihnen passt.»

Die Uniform passte, und Joyce hatte eine Stellung.

An Wochenenden, wenn sie ein wenig Freizeit hatte, konnte sie jetzt zusammen mit Joe für einige Cent in eine Strassenbahn steigen, ins Zentrum fahren und dort für weitere vierzig Cent einen Film mit Charlie Chan oder Mae West sehen. Freitags war Colledgeabend im Club Victor, man brauchte keinen Eintritt zu zahlen und konnte zu den Stücken der Kapelle unter Leitung von Vic Meyers tanzen. Samstags gab es oft Footballspiele, und danach musste natürlich in der Turnhalle der Frauen getanzt werden. Joe und Joyce waren fast immer dabei, und Joe spendierte Joyce die fünfundzwanzig Cent Eintritt. In einer Basketballhalle zur plärrenden Musik der Schulband zu tanzen war allerdings nicht besonders romantisch und unterschied sich nicht wesentlich von den Tanzabenden im überfüllten, stickigen Hühnerstall damals in Sequim. Viel lieber hätte Joe seine Liebste in die angesagten Lokalitäten der Stadt eingeladen, die von vielen ihrer Freundinnen besucht wurden, Orte, wo Joyce ein Kleid aus Chiffon hätte tragen können und Joe einen Anzug, wenn sie solche Kleider besessen hätten. An solchen Orten konnte man die ganze Nacht zur Musik der Dorsey Brothers und von Guy Lombardo tanzen. Joyce behauptete, sie mache sich nichts daraus, aber Joe schmerzte es, dass er sie nicht dorthin ausführen konnte.

Mitte November herrschte überall auf dem Campus grosse Aufregung, denn das jährliche Footballspiel gegen die Universität von Oregon anlässlich der Begrüssung der neuen Studenten stand bevor.

Davor traten Joe und seine Ruderkameraden noch in einem eigenen Footballspiel gegen die erste Rudermannschaft der Universität an und wurden von den älteren Studenten vernichtend geschlagen. Die Freshmen sollten die Niederlage nicht vergessen, und sie schworen sich, dass sie sich auf dem Wasser rächen würden. Doch zunächst mussten die Verlierer traditionsgemäss ein Bankett für die Sieger ausrichten. Die Studentenzeitung *University of Washington Daily* vermerkte aus diesem Anlass spöttisch: «Das Menü dürfte leicht zu erraten sein, denn die Freshmen haben am Sonntag beim Rudern jede Menge Krebse gefangen.»

Die düstere Stimmung im Land sollte sich noch weiter verschlechtern. Als die Farmer in North und South Dakota am 11. November nach einer stürmischen Nacht aufwachten, sahen sie etwas ihnen völlig Unbekanntes: Der ganze Himmel war schwarz, weil der Sturm die Erde ihrer Felder aufgewirbelt hatte. Die Staubwolke zog ostwärts, und am folgenden Tag verdunkelte sich der Himmel über Chicago. Wenige Tage später blickten die Bewohner im Norden des Bundesstaats New York zu ihrem Erstaunen zu einem rostfarbenen Himmel auf. Damals wusste noch niemand, dass dieser Staub, der erste «schwarze Blizzard», nur der Vorbote einer grossen Katastrophe war, des zweiten Akts der langen Tragödie der dreissiger und frühen vierziger Jahre. Dem Sturm vom November 1933 sollten bald weitere, noch heftigere Stürme folgen, die einen grossen Teil des Mutterbodens der grossen Ebenen wegwehten. Hunderttausende von Menschen wurden obdach- und heimatlos und wanderten auf der Suche nach Arbeit, die es nicht gab, über den Kontinent nach Westen – sie hatten ihr Land verloren, ihre Lebensgrundlage und ihr Selbstvertrauen.

Und aus Deutschland drang immer lauter ein fernes, unheilvolles Grollen, ein Vorspiel des dritten und schlimmsten Akts der Tragödie.

Am 14. Oktober war Deutschland auf Hitlers Veranlassung überraschend aus dem Völkerbund ausgetreten. Gleichzeitig wurden die Abrüstungsgespräche mit Frankreich und dessen Verbündeten abgebrochen. Diese beunruhigende Wende bedeutete, dass der Versailler Vertrag im Wesentlichen ausser Kraft gesetzt war, und untergrub damit die Fundamente, auf denen der Frieden in Europa seit 1919 beruhte.

Auf den Strassen der deutschen Städte wurden in diesem Herbst Amerikaner und andere Ausländer, die den Hitlergruss verweigerten, von SA-Leuten angegriffen. Die USA, Grossbritannien und Holland warnten Berlin daraufhin vor «ernsthaften Konsequenzen», sollten die Übergriffe fort dauern. Im Spätherbst drangen entsprechende Berichte bis nach Seattle. Richard Tyler, Dekan der Ingenieurwissenschaften an der Universität von Washington und eben erst selbst aus Deutschland zurückgekehrt, schilderte seine Eindrücke in einem Artikel im *Daily*. «Die Menschen in Deutschland haben heute selbst in unwichtigen Angelegenheiten Angst, ihre Meinung zu sagen», schrieb er. Wer etwas sage, das den Nazis nicht genehm sei, könne ohne Verfahren verhaftet und eingesperrt werden. Weder Tyler noch seine Leser wussten, dass die Nazis tatsächlich schon Tausende politischer Regimekritiker in einem Lager eingesperrt hatten, das sie im März in Dachau, einer Kleinstadt nahe München, errichtet hatten.

Tylers Bericht und die noch unheilvolleren Berichte Dutzender anderer, vor allem jüdischer Emigranten aus Deutschland, stiessen in diesem Herbst in Amerika allerdings auf taube Ohren. Als die Studenten der Universität darüber abstimmten, ob die Vereinigten Staaten sich mit Frankreich und Grossbritannien gegen Deutschland verbünden sollten, war das Ergebnis dasselbe wie bei ähnlichen Umfragen anderswo im Land: 99 Prozent waren dagegen. Am 15. November fasste der populäre Komiker und Schauspieler Will Rogers die amerikani-



sche Haltung angesichts der Aussicht eines zweiten französisch-deutschen Konflikts mit einem einfachen, treffenden Bild zusammen. «Die Vereinigten Staaten», schrieb er, «sollten die beiden alten Kater mit den über den Zaun zusammengebundenen Schwänzen alleine kämpfen lassen und lieber die Kratzer heilen, die wir davongetragen haben, als wir sie das letzte Mal voneinander losbinden wollten.»

Am Nachmittag des 28. November, dem letzten Trainingstag des Herbstsemesters, versammelten die Freshmen sich zu einer letzten, kalten Trainingseinheit. Nach ihrer Rückkehr zum Bootshaus sagte Bolles, sie sollten noch dableiben, denn sie würden jetzt erfahren, wer es in die ersten beiden Boote geschafft habe. Dann verschwand er in Al Ulbricksons Büro.

Die Jungs sahen sich an. Durch die beschlagenen Scheiben des verglasten Kämmerchens, das als Trainerbüro diente, beobachteten sie, wie sich Ulbrickson und Bolles in ihren Flanellanzügen über einen Schreibtisch beugten und ein Blatt Papier studierten. Im Bootshaus stank es nach Schweiss, nassen Socken und Schimmel wie jeden Nachmittag, seit das regnerische Wetter angefangen hatte. Durch die Fenster über ihnen drang das letzte schwache Licht des Nachmittags. Während die beiden Trainer in ihrem Büro miteinander beratschlagten, kehrte im Bootshaus nach und nach unbehagliches Schweigen ein. Zu hören war nur ein leises Klopfen. Droben auf dem Dachboden im hinteren Teil des Bootshauses nagelte Pocock den Rahmen eines neuen Rennbootes zusammen. Roger Morris trat schweigend neben Joe.

Dann kam Bolles aus dem Büro und stieg auf eine Bank. In der Hand hielt er das Blatt Papier. Die Jungs versammelten sich in einem Halbkreis um ihn.

Er begann damit, dass es sich nur um eine vorläufige Auswahl handle, dass noch nichts entschieden sei und sie weiter um die Plätze kämpfen müssten, die er gleich bekannt geben würde, dass also nie-

mand sich etwas einbilden solle, wenn er gleich seinen Namen höre. Niemand solle glauben, dass er damit fest aufgenommen sei. Nichts war endgültig. Dann begann er die Namen auf der Liste vorzulesen, zuerst die für das zweite Boot – die Namen der Jungs, die die stärksten Herausforderer der Favoriten im ersten Boot sein würden.

Als Bolles mit dem zweiten Boot fertig war, warf Joe Roger einen Blick zu. Roger starrte trübsinnig zu Boden. Sie waren beide nicht aufgerufen worden. Sie mussten allerdings nicht mehr lange warten, denn jetzt verlas Bolles die Namen für das erste Boot: «Bugsitz: Roger Morris. Platz zwei: Shorty Hunt. Platz drei: Joe Rantz ...» Während Bolles weiterlas, ballte Joe für einen kurzen Moment triumphierend die Faust. Mehr wollte er vor den Jungs, die nicht ausgewählt worden waren, nicht feiern. Neben ihm liess Roger leise den angehaltenen Atem entweichen.

Während die anderen Jungs sich zu den Duschen begaben, hoben die, die für das erste Boot ausgewählt worden waren, ein Übungsboot von seinem Gestell, stemmten es über die Köpfe und marschierten damit zum dämmrigen See hinunter. Sie wollten ihren Erfolg mit einer Runde Rudern feiern. Die Sonne verschwand hinter dem Horizont, und ein leichter, aber schneidend kalter Wind kräuselte das Wasser. Sie befestigten ihre Füsse an den Stembrettern und ruderten nach Westen, durch den Kanal und die Portage Bay auf den Lake Union hinaus, dessen Wasser ruhiger war als das des grossen Lake Washington.

Die Temperatur näherte sich dem Gefrierpunkt, und draussen auf dem Wasser fühlte sich die Luft sogar noch kälter an. Doch Joe nahm es nur ganz am Rande wahr. Das Boot glitt über die Oberfläche des Sees, der Lärm der Stadt blieb hinter ihnen zurück, und er tauchte in eine vollkommene Stille ein, die nur von den rhythmischen Rufen des Steuermanns unterbrochen wurde. Gleichmässig und lautlos fuhr sein

Rollsitz auf den gefetteten Schienen vor und zurück. Seine Arme und Beine bewegten sich geschmeidig, fast mühelos. Wenn das weisse Blatt seines Riemens in das schwarze Wasser eintauchte, gab es nur ein leises Geräusch.

Am Nordende des Sees rief der Steuermann: «Ruder – halt!» Die Jungs hörten auf zu rudern, das Boot wurde langsamer und blieb stehen, und die langen Riemen lagen neben ihnen auf dem Wasser. Über ihnen jagten von heftigen Böen getriebene dunkle, von silbernem Mondlicht umrandete Wolken über den Himmel. Schweigend und schwer atmend sassen die Jungs da, weisse Atemwolken vor den Gesichtern. Selbst jetzt, wo sie nicht mehr ruderten, atmeten sie noch im selben Rhythmus, und einen kurzen Moment lang hatte Joe das Gefühl, als wären sie alle Teil eines einzigen atmenden und denkenden Wesens. Im Westen krochen Autoscheinwerfer über den aus stählernen Streben zusammengesetzten Bogen der neuen Aurora Bridge, im Süden tanzten die bernsteinfarbenen Lichter des Stadtzentrums auf den Wellen. Auf dem Queen Anne Hill blinkten die rubinroten Lichter der Funktürme. Joe atmete die kalte Luft tief ein, den Blick unverwandt auf das Bild vor ihm gerichtet. Dann verschwammen die Lichter auf einmal, denn zum ersten Mal, seit seine Familie ihn verlassen hatte, waren ihm Tränen in die Augen getreten.

Er senkte den Blick auf das Wasser und machte sich an seiner Dolle zu schaffen, damit die anderen es nicht sahen. Er wusste nicht, woher die Tränen kamen und was sie zu bedeuten hatten. Aber etwas in ihm hatte sich verändert, wenn auch nur für einen Moment.

Die Jungs atmeten wieder ruhiger und unterhielten sich leise. Sie machten ausnahmsweise einmal keine Witze und alberten nicht herum, sondern redeten über den Anblick der nächtlichen Stadt vor ihnen. Dann rief der Steuermann: «Alles vorwärts!» Joe wandte sich wieder dem Heck des Bootes zu, glitt auf seinem Sitz nach vorn, senkte das

weisse Blatt des Riemens in das schwarze Wasser, spannte die Muskeln an und wartete auf den Befehl, der ihn nach vorn und in die schimmernde Nacht hineintreiben würde.

Am 2. Dezember 1933 begann es in Seattle zu regnen, wie es noch nie geregnet hatte und auch seither nicht mehr geregnet hat. Im folgenden Monat war der Himmel nur an einem einzigen Tag nicht wolkenverhangen, und nur an vier Tagen regnete es nicht. Am Ende des Monats waren auf dem Gelände der Universität sechsunddreissig Zentimeter Regen gefallen. Im Zentrum waren es sogar neununddreissig. Noch nie hatte es in einem Monat mehr geregnet. An einigen Tagen nieselte es nur, an anderen goss es in Strömen, aber immer fiel Wasser vom Himmel.

Die Flüsse im Westen des Bundesstaats traten über die Ufer, schwemmen Farmhäuser fort, wuschen Millionen Tonnen Erde in den Puget Sound und überfluteten die Geschäftsviertel der an Flüssen gelegenen Gemeinden von der kanadischen Grenze bis hinunter nach Columbia. Nördlich von Seattle brach der Hochwasser führende Skagit River in der Nähe seiner Mündung durch aus Erde aufgeschüttete Deiche und überflutete achttausend Hektar besonders fruchtbaren Ackers mit Salzwasser.

In vielen schönen, an Hängen gelegenen Stadtvierteln von Seattle wie Alki, Madrona und Magnolia rutschten Häuser die unterspülten Steilufer hinunter und fielen in den Lake Washington oder den Puget Sound. Strassen rissen auf und folgten den Häusern nach unten. Im Zentrum überschwemmte das Regenwasser die Kanalisation, stieg durch die Gullys nach oben und überflutete die Strassen und Geschäfte des besonders tief gelegenen asiatischen Viertels. In der Barackenstadt am Ufer der Elliott Bay löste der endlose Regen das Zeitungspapier auf, mit dem man die Ritzen der dünnen Mauern ausgestopft hatte.

Wasser drang durch den verwitterten Stoff alter Zelte, tropfte durch rostige Wellblechdächer und durchnässte alte Matratzen auf feuchten Böden, sodass die, die darauf schliefen, erbärmlich froren.

Inmitten dieses Aufruhrs der Elemente und gleich nach den Abschlussprüfungen des ersten Vierteljahres nahm Joyce Urlaub von ihrer Arbeit und kehrte zusammen mit Joe über die Weihnachtsferien nach Sequim zurück. Joe besuchte die McDonalds und sah nach dem Haus in der Silberhorn Road, wohnte aber in Joyces Elternhaus in einer Kammer unter dem Dach. Sobald er sich eingerichtet hatte, zeigte Joyces Mutter ihm einen Artikel, den sie aus der lokalen Zeitung ausgeschnitten hatte. «Joe Rantz in erste Mannschaft aufgenommen», lautete die Überschrift. Die ganze Stadt würde schon über ihn reden, sagte sie.

**Teil zwei**

**1934**

# **Selbstbehauptung**



Tom Bolles

## Kapitel 6

*Ich hatte immer den Ehrgeiz, der beste Rennbootbauer der Welt zu werden, und ich glaube ohne falsche Bescheidenheit sagen zu können, dass ich dieses Ziel erreicht habe. Wenn ich die [Boeing-]Aktien verkaufen würde, würde ich wahrscheinlich meinen Antrieb verlieren. Ich wäre dann reich, aber ein zweitklassiger Handwerker. Ich will lieber ein erstklassiger Handwerker bleiben.*

- George Yeoman Pocock

Im Januar kehrten Joe und Joyce nach Seattle zurück, wo es immer noch fast täglich regnete. Zu Beginn des Rudertrainings am 8. Januar erfuhren Joe und die siebzehn anderen Jungs der ersten beiden Freshman-Boote, dass sie jetzt zum ersten Mal aus den Übungsbooten in die richtigen Rennboote umsteigen durften, in eben jene eleganten Boote aus Red-Cedar-Holz, die George Pocock in seiner Dachwerkstatt im hinteren Teil des Bootshauses baute.

Sie stellten auch fest, dass das Training vom Herbst, das ihnen so mörderisch anstrengend vorgekommen war, noch gar nichts war im Vergleich zu dem, was Al Ulbrickson und Tom Bolles jetzt mit ihnen vorhatten. In den folgenden Monaten sollten sie vor allem in Rennen



gegeneinander und gegen die Junior- und die erste Mannschaft der Universität antreten. Danach folgten vielleicht Rennen gegen die Universität von British Columbia oder einige Teams aus dem Nordwesten. Die eigentliche Rennsaison war kurz und der Einsatz hoch: Mitte April würde eine Mannschaft von Freshmen – also die Jungs, die dann das erste Boot besetzten – bei der jährlichen Pacific Coast Regatta auf dem Lake Washington gegen den Erzrivalen antreten, die Universität von Kalifornien in Berkeley. Wenn sie in diesem Rennen siegten – und nur dann –, waren sie die beste Mannschaft des Westens. Dann würden sie wahrscheinlich die Gelegenheit bekommen, bei den amerikanischen Meisterschaften der Freshmen in Poughkeepsie im Juni gegen die Naval Academy und die Eliteuniversitäten des Ostens anzutreten. Aber das war es dann auch schon. Die ganze Saison – neun Monate der Vorbereitung – gipfelte in nur zwei grossen Rennen.

In Bolles' sechs Jahren als Trainer der Freshmen hatte noch keine Mannschaft von ihm auf dem Lake Washington ein Rennen gegen Kalifornien oder eine andere Mannschaft verloren. Und das sollte auch so bleiben, egal wie gut die Kalifornier angeblich waren – und sie sollten tatsächlich sehr gut sein, wie Bolles gehört hatte. Er wusste auch, dass Ky Ebrights Jungs schon seit Ende August trainierten und dass Ebright sie schon seit Ende Oktober in Rennbooten gegeneinander antreten liess, zu einer Zeit, als man in Washington noch vorsichtig die Barken ausprobiert hatte. Ebright hatte sich auch in der Presse der Bay Area ungewöhnlich ausführlich darüber ausgelassen, dass seine Leute den Konkurrenten aus Washington in Grund und Boden rudern würden. Ab jetzt, erklärte Bolles seinen Jungs, würden sie bis zum Rennen sechs Tage die Woche trainieren, bei jedem Wetter.

Es regnete, und sie ruderten. Sie ruderten durch schneidenden Wind, eisige Graupelschauer und gelegentlich Schnee und immer bis in die

Nacht hinein. Das kalte Regenwasser lief ihnen den Rücken hinunter, sammelte sich auf dem Boden des Bootes und schwappte unter den Rollsitzen hin und her. Ein lokaler Sportreporter, der ihnen im Januar beim Training zusah, schrieb, es habe «geregnet und geregnet und geregnet. Und dann ging alles noch einmal von vorn los.» Ein anderer schrieb, sie hätten «die Boote umkippen können und wären genauso schnell vorangekommen. Über dem Wasser war es fast genauso nass wie darunter.» Hartnäckig begleitete Bolles sie über den Lake Washington und durch den Montlake Cut zum Lake Union und vorbei an den nassen schwarzen Rümpfen der alten Holzschoner, von deren Bugspriet das Wasser tropfte. Er stand im offenen Cockpit seines auf und ab hüpfenden Motorbootes *Alumnus*, bekleidet mit einer leuchtend gelben Regenjacke, und rief ihnen durch sein Megafon Befehle zu, bis seine Stimme heiser war.

Wieder gab es Jungs, die zwar das bitterkalte Training im Oktober und November durchgehalten hatten, jetzt aber nach dem Training die Ruder weglegten, erschöpft den Hang hinaufstiegen und nicht wiederkamen. Aus vier Mannschaften wurden drei, und am Ende des Monats hatte Bolles manchmal Schwierigkeiten, das dritte Boot zu füllen. Die Jungs in Joes Boot hielten alle durch, aber die Kameradschaft, die sie bei ihrem ersten gemeinsamen Ausflug zum Lake Union im November gespürt hatten, verging schnell. Der Optimismus jenes Abends wich Ängsten, Selbstzweifeln und Gezanke. Bolles musterte die Kandidaten unablässig prüfend und überlegte, wen er im Boot behalten sollte und wen nicht.

Al Ulbrickson trainierte mit den älteren Studenten genauso hart. Er brauchte im April gegen Kalifornien und im Juni gegen die Universitäten des Ostens eine Junior- und eine erste Mannschaft. Doch was er im verregneten Januar und dann im stürmischen Februar im Training sah, stellte ihn keineswegs zufrieden, vor allem nicht die Leistung der

ersten Mannschaft. Er pflegte sich nach jedem Training in sein Büro zu setzen und Notizen in ein Tagebuch einzutragen. Diese persönlichen Bemerkungen sagten oft weit mehr, als er sich öffentlich zu äussern erlaubte. Neben abfälligen Bemerkungen über das Wetter finden sich dort zunehmend scharfe Kommentare über den mangelnden Kampfsgeist der älteren Studenten in den Rennen gegeneinander wie etwa «zu wenig Initiative», «zu viel Gejammer», «nicht genug Pfeffer», «Wille war nicht stark genug».

Am 16. Februar hatte Ulbrickson endlich ein Erfolgserlebnis, allerdings aus einer unerwarteten Richtung. Auf dem Rückweg zum Bootshaus an diesem Abend ging das Boot der ersten Mannschaft längsseits mit Tom Bolles' erstem Freshman-Boot. Noch etwa drei Kilometer vom Ufer entfernt begannen die beiden Mannschaften plötzlich spontan ein Rennen nach Hause. Das Anfängerboot hielt zunächst mit der ersten Mannschaft mit und ruderte mit derselben Schlagzahl. Ulbrickson, der den Teams in seinem Motorboot folgte, war darüber nicht sonderlich überrascht, denn er wusste, dass Bolles seine Leute hart rannahm. Da aber beide Mannschaften schon seit einigen Stunden trainierten, erwartete er, dass die jüngeren, weniger erfahrenen Studenten früher schlappmachen würden. Stattdessen zogen die Freshmen einen knappen Kilometer vom Bootshaus entfernt plötzlich das Tempo an und verschafften sich einen Vorsprung von einer viertel Bootslänge. Damit hatten sie Ulbricksons Aufmerksamkeit, aber auch die von Harvey Love, dem Steuermann der ersten Mannschaft, der hektisch eine höhere Schlagzahl ausrief.

Die erste Mannschaft gab in den letzten dreissig Sekunden alles und konnte bei Erreichen des Anlegers am Bootshaus gerade noch mit den Anfängern gleichziehen. Am Abend notierte Ulbrickson bissig: «Die Mannschaft hat sich zum ersten Mal richtig angestrengt.»

Tausend Kilometer weiter südlich, auf dem Oakland Estuary, dem Heimatgewässer der Ruderer aus Kalifornien, stand Ky Ebright vor bemerkenswert ähnlichen Problemen. Nur ein Mitglied der Mannschaft, die 1932 olympisches Gold gewonnen hatte, ruderte noch für Kalifornien, und die Mannschaft schaffte bestenfalls mittelmässige Zeiten. Ebright wusste nicht genau, woran es lag. «Alle haben genau die richtige Grösse und jede Menge Kraft, trotzdem sehe ich sie nicht auf dem Podest», klagte er gegenüber dem *San Francisco Chronicle*. Dazu kam noch, dass die Freshmen die erste Mannschaft in den vergangenen Wochen verschiedentlich in Zeitfahrten und Übungsrennen geschlagen hatte.

Ky Ebright war in mehrerlei Hinsicht das Gegenteil von Al Ulbrickson. Ulbrickson, der frühere Schlagmann – einer der besten, die Washington je hervorgebracht hatte –, war gross, athletisch und bemerkenswert gutaussehend. Ebright, ein ehemaliger Steuermann, war klein und schwächig, trug eine Brille und hatte scharfe Gesichtszüge mit einer vorspringenden Nase und einem fliehenden Kinn. Ulbrickson kleidete sich konservativ, meist mit Hut und einem Dreiteiler aus Flanell. Ebright trug ebenfalls Flanellanzüge, kombinierte sie aber völlig unpassend mit einem Südwestler aus Öltuch oder einem breitrempigen Hut, den er vorne hochschlug. Ulbrickson war bis zur Unhöflichkeit verschlossen, Ebright hielt mit seiner Meinung nicht hinterm Berg, was auch unhöflich sein konnte. Einer seiner Schützlinge, Buzz Schulte, erinnerte sich: «Er schrie herum, feuerte an und schmeichelte, was eben gerade nötig war, um die Jungs zu motivieren.»

Manchmal haute Ebright in seiner Verzweiflung das Megafon auf das Dollbord des Trainerbootes, einmal warf er es sogar auf einen Ruderer, der aus dem Takt geraten war. Das nicht besonders aerodynamische Gerät verfehlte sein Ziel allerdings bei Weitem und landete im Schoss von Steuermann Don Blessing, der es verärgert über den Angriff auf seinen Kameraden mit dem Knie über den Bootsrand ins Wasser be-

förderte. Das Megafon versank in der Tiefe, und Ebright explodierte. «Blessing! Was fällt Ihnen ein! Das Megafon war teuer. Warum machen Sie es kaputt?»

Doch Ky Ebright war trotz aller Kanten und Ecken wie Al Ulbrickson ein bemerkenswerter Trainer und wie Ulbrickson dazu bestimmt, als bedeutende Persönlichkeit in die Geschichte des Sports einzugehen. Die ihm anvertrauten jungen Männer hatte er tief ins Herz geschlossen. Am Abend des Tages im Jahr 1928, an dem seine Mannschaft in Amsterdam olympisches Gold gewann, trat er aufgewühlt zu Blessing, legte den Arm um den jüngeren Mann und sagte mit vor Rührung erstickter Stimme: «Ich habe Sie oft zusammengestaucht und verärgert, Don, aber Sie sind der grossartigste Steuermann, der grossartigste Schüler, den ich je hatte, und ich möchte Ihnen nur sagen, wie viel mir das bedeutet.»

«Mir kamen die Tränen», sagte Blessing später. «Ich meine, er war für mich Gott.» Das war Ebright für die meisten seiner Schützlinge, darunter Robert McNamara, der spätere US-Verteidigungsminister, und Filmstar Gregory Peck, der 1997 zum Gedenken an Ebright fünf- undzwanzigtausend Dollar für die Ruderabteilung von Kalifornien stiftete.

Ebright wuchs wie Ulbrickson in Seattle auf, besuchte die dortige Universität und begann dort 1915 als Steuermann mit dem Rudern. Mit einer Mannschaft aus Washington degradierte er die Kalifornier einmal mit demütigenden fünfzehn Bootslängen Vorsprung. Er tauchte auch nach dem Studium noch regelmässig im Bootshaus auf und stand Studenten und Trainern mit Rat und Tat zur Seite, ohne je ein offizielles Amt zu bekleiden. Als der Cheftrainer von Washington, Ed Leader, 1923 als Trainer nach Yale ging, wäre Ebright gern sein Nachfolger geworden, aber man übergab ihn zugunsten von Russell «Rusty» Callow.

Wenig später wurde in Washington bekannt, dass der Trainer von Kalifornien, Ben Wallis, Berkeley verliess und man dort überlegte, die

Ruderabteilung nach jahrelangen eher bescheidenen Erfolgen ganz zu schliessen. Die Freunde und Förderer der Abteilung waren alarmiert. Berkeley hatte seit 1868 eine Ruderabteilung, eine der ältesten des Landes. Stanford hatte den Sport in den zwanziger Jahren aufgegeben. Wenn Berkeley jetzt auch noch dichtmachte, so die Befürchtung, hatte Washington an der Westküste keinen ernsthaften Konkurrenten mehr und musste womöglich ebenfalls schliessen. Doch schien eine Lösung in Sicht: In Kalifornien suchte man einen guten Trainer, Ebright wollte eine Trainerstelle, und Washington brauchte einen Rivalen. Im Endergebnis wurde Ky Ebright im Februar 1924 Cheftrainer von Kalifornien, mit der Aufgabe, die Ruderabteilung der Universität wieder auf Vordermann zu bringen. Er warf sich mit Feuereifer auf seine neue Aufgabe.

Im Jahr 1927 hatte man in Berkeley schon wieder so weit Fuss gefasst, dass man den Kampf gegen Washington um die Vorherrschaft an der Westküste aufnehmen konnte. Es kam zu Reibereien zwischen den Teams. In Washington hatten einige Leute von Anfang an das Gefühl, Ebright habe durch seinen Weggang nach Kalifornien die Einrichtung verraten, die ihn gross gemacht hatte. Andere meinten, ob nun zu Recht oder Unrecht, Ebright sei immer noch gekränkt, weil man ihn in Washington verschmäht habe, und räche sich nun auf seine Weise. Je besser Kalifornien wurde, desto stärker wurden die Auseinandersetzungen und Eifersüchteleien, und die Beziehungen zwischen den Abteilungen verschlechterten sich weiter. Schon bald bekämpften die beiden Rivalen sich «erbittert und bis aufs Messer», wie Ebright es später unverblümt ausdrückte.

Zum Teil hatte der Streit überraschenderweise mit einem ganz besonders integren Menschen des Rudersports zu tun. Ky Ebright wusste von

seiner Zeit in Washington, was George Pocock für die dortige Ruderabteilung bedeutete. Als er nun mit dem Aufbau einer eigenen Abteilung beschäftigt war, verursachte ihm das zunehmend Unbehagen.

Zu diesem Unbehagen trug sein Misstrauen gegenüber der Ausrüstung seiner Mannschaft bei. Wie fast alle Rudertrainer des Landes kaufte Ebright Ende der zwanziger Jahre mehr oder weniger alles bei Pocock, der neben seiner Werkstatt im Bootshaus der Universität noch ein unabhängiges Geschäft betrieb. Pococks Rennboote aus Red Cedar und seine Riemen aus Fichtenholz galten damals in ganz Amerika bezüglich Verarbeitung, Haltbarkeit und vor allem Schnelligkeit auf dem Wasser als unübertroffen. Die Boote entsprachen dem neuesten Stand der Technik und waren so elegant und stromlinienförmig, dass es aussah, als bewegten sie sich schon, während sie noch auf ihren Gestellen lagen. Mitte der dreissiger Jahre kostete ein Rennachter von Pocock so viel wie ein bei General Motors von Cadillac gebauter neuer LaSalle. Doch Ebright argwöhnte aufgrund von Gerüchten, die seinem Vater zu Ohren gekommen waren, Pocock schicke ihm zweitklassige oder mangelhafte Ware, um den stärksten Rivalen von Washington zu schwächen. Wütend schrieb er ihm: «Laut meinem Vater haben Sie gesagt, das Rennboot, das hoffentlich Washington benutzen würde, sei viel besser als das Boot, das Sie in diesem Jahr für Kalifornien gemacht haben.» In den folgenden Monaten trafen immer wieder Briefe aus Berkeley bei Pocock ein, deren Ton zunehmend schärfer und anklagender wurde. Der Engländer beantwortete sie stets höflich und diplomatisch und erklärte, Kalifornien bekomme genau die gleiche Ausrüstung wie Washington oder sonst jemand auf seiner Kundenliste. «Lassen Sie sich von mir versichern, dass Washington jederzeit die Boote mit Ihnen tauschen würde», schrieb er. «Auf keinen Fall dürfen Sie und Ihre Leute denken, Sie würden Ihre Boote vom Gegner bekommen.

Keineswegs. Die Qualität meiner Arbeit hat absoluten Vorrang, egal an wen ich liefere.»

Doch Ebright blieb misstrauisch und überhäufte Pocock weiter mit Vorwürfen. «Dass unsere Leute so empfinden, wie ich es schildere, ist die natürlichste Sache von der Welt – dass sie nämlich ihre Ausrüstung vom Gegner bekommen. Das kränkt sie und macht es für uns schwer, ein gleichberechtigter Gegner zu sein.»

Pocock befand sich in der Zwickmühle. 1931 hatten infolge der Wirtschaftskrise im ganzen Land viele Ruderabteilungen dichtgemacht oder den Kauf von Ausrüstung drastisch zurückgefahren. So begehrt seine Rennboote waren, er hatte selbst Mühe, im Geschäft zu bleiben, und musste Bittbriefe an die Trainer schreiben, um Aufträge zu bekommen.

Ebright schien die Gelegenheit nutzen zu wollen, sich für die Pocock unterstellte Benachteiligung zu rächen. In der Korrespondenz mit dem Bootsbauer drohte er, seine Ausrüstung künftig bei einem englischen Hersteller zu kaufen, verlangte Preiszugeständnisse und wollte Konstruktionsänderungen. Pocock erklärte ihm immer wieder, das Geschäft laufe so schlecht, dass er keinen Rabatt geben könne: «Das hat in diesem Jahr noch niemand verlangt, der ein Boot bestellt hat. Dass die Boote ihren Preis wert sind, ist bekannt.» Doch Ebright liess nicht locker: «Sie werden die alten Preise nicht mehr lange bekommen, weil niemand sie mehr zahlen kann ... die Gans, die goldene Eier legt, gibt es nicht mehr.»

Was Ebright aber bei dem Gedanken an das Ruderprogramm von Washington am meisten ärgerte, waren nicht die Qualität oder der Preis der von Pocock gelieferten Ausrüstung, sondern die Beratung, die die Ruderer von Washington im Unterschied zu seinen Jungs von Pocock bekamen. Ebright wusste, dass Pocock so viel vom Rudersport verstand wie kaum ein anderer, von einzelnen Elementen der Technik bis



hin zu den psychischen Faktoren, die über Sieg und Niederlage entschieden, und er fand, dieses Wissen dürfe nicht nur Washington gehören. Bei Begegnungen der beiden Teams wurmte es ihn zu sehen, wie der Engländer auf dem Steg hockte und mit den Jungs aus Washington sprach oder in Ulbricksons Boot mitfuhr und sich zum Trainer beugte und ihm etwas zuflüsterte. «Ich wiederhole, dass Sie nie mit unserer Mannschaft zum Training mitgekommen sind», schimpfte er, angesichts der geografischen Lage ein etwas absurder Vorwurf. «Sie sollten uns begleiten und uns Ratschläge geben, wie Sie das mit der Mannschaft von Washington auch tun.»

Für Pocock bedeuteten Integrität, handwerkliches Können und vor allem Ehre alles. Ebright's Briefe kränkten ihn. Es gab keinen logischen Grund, warum er Kalifornien gegenüber zu mehr verpflichtet sein sollte als der hochwertigen Ausrüstung, mit der er die Mannschaft weiterhin versorgte. Dazu kam noch etwas. Als die Kalifornier auf der Suche nach einem neuen Trainer im Herbst 1923 in Washington vorstellig geworden waren, hatten sie den Job zuerst George Pocock angeboten. Aber Pocock hatte geglaubt, dem Rudersport besser dienen zu können, wenn er weiter Rennboote baute, und deshalb Ky Ebright empfohlen.

Trotzdem bemühte er sich jetzt, die Wogen zu glätten. Bei jeder Begegnung der beiden Abteilungen nahm er sich bewusst Zeit, mit den Ruderern aus Kalifornien zu sprechen. Er half ihnen, ihre Boote für die Rennen vorzubereiten, plauderte mit dem Trainerstab der Kalifornier und gab ihnen Tipps. Aber Ebright's Vorwürfe gegen Pocock waren im Bootshaus von Washington nicht unbemerkt geblieben, und 1934 waren die Beziehungen zwischen den beiden Abteilungen so angespannt wie noch nie zuvor.

Im Frühjahr kam Tom Bolles mit den Freshmen nicht mehr voran, die Entwicklung schien sogar in die umgekehrte Richtung zu gehen. «Es

kommt mir so vor, als würden sie täglich langsamer», klagte Bolles verärgert.

Eine besondere Herausforderung beim Rudern besteht darin, dass ein Mannschaftsmitglied, das schlappmacht, gleich die ganze Mannschaft mit nach unten zieht. Beim Baseball oder Basketball kann eine Mannschaft gewinnen, auch wenn ihr Starspieler einen schlechten Tag hat. Beim Rudern sind dagegen alle aufeinander angewiesen. Die Bewegungen des Einzelnen sind so eng mit den Bewegungen der ganzen Mannschaft verbunden und synchronisiert, dass jeder Fehler und jede Schwäche sich auf das Tempo, auf die Balance des Bootes und letztlich den Erfolg der ganzen Mannschaft auswirkt. Solche Fehler beruhen meist auf mangelnder Konzentration des Einzelnen.

Um wieder zu ihrer Form zu finden, legten sich die Freshmen von Washington deshalb ein Mantra zu, das ihr Steuermann George Morry beim Rudern skandierte. Morry rief im Takt der Schläge immer wieder: «M-I-B, M-I-B, M-I-B!» Die Buchstaben standen für «*mind in boat*» («Gedanken im Boot») und sollten die Ruderer daran erinnern, dass sie sich mit ihren Gedanken von dem Augenblick an, in dem sie in das Rennboot stiegen, bis zu dem Augenblick, in dem sie die Ziellinie überquerten, auf das konzentrieren mussten, was im Boot passierte. Die Welt des Ruderers muss auf den schmalen Raum zwischen den Seiten seines Bootes schrumpfen, seine Konzentration hat ausschliesslich dem Ruderer vor ihm und der Stimme des Steuermanns und dessen Kommandos zu gelten. Nichts ausserhalb des Bootes – nicht das Boot auf der Nachbarbahn, nicht die anfeuernden Rufe der Zuschauer und nicht das Rendezvous vom Vorabend – darf den Ruderer ablenken, wenn er Erfolg haben will. Doch diesmal schien alles Rufen nichts zu nützen. Bolles beschloss deshalb, dass er sich mit den Grundlagen des Ruderns beschäftigen musste, der Mechanik, die ein Boot zum Fahren brachte – oder eben nicht.

Im Grossen und Ganzen tut jeder Ruderer eines Achters dasselbe – er zieht einen Riemen mit einer möglichst flüssigen Bewegung durchs Wasser, und das mit so viel Kraft und so oft, wie der Steuermann es verlangt. Doch gibt es feine Unterschiede in den Anforderungen, je nachdem, auf welchem Platz der Ruderer sitzt. Weil das Boot sich notgedrungen in die Richtung bewegt, in die der Bug fährt, kann der Ruderer auf dem Bugsitz mit jeder Abweichung und Unregelmässigkeit seines Schlags Kurs, Geschwindigkeit und Stabilität des Bootes am meisten stören. Er muss deshalb nicht nur so stark wie die anderen sein, sondern auch technisch erfahren und imstande, den Riemen immer wieder perfekt durchs Wasser zu ziehen. Dasselbe gilt in geringerem Mass für die Ruderer auf den Plätzen zwei und drei. Die Plätze vier, fünf und sechs werden oft als «Maschinenraum» der Mannschaft bezeichnet. Die Ruderer auf diesen Plätzen sind meist die grössten und stärksten des Bootes. Auch sie müssen eine gute Technik haben, aber letztlich hängt die Geschwindigkeit des Bootes von ihrer Körperkraft ab und der Effizienz, mit der sie diese auf die Riemen und das Wasser übertragen. Der Ruderer auf dem siebten Platz ist eine Mischform. Er muss fast so stark wie die Ruderer im Maschinenraum sein, aber auch besonders wachsam gegenüber allem, was auf dem Boot geschieht. Er muss den vom Ruderer auf Platz acht, dem Schlagmann, vorgegebenen Rhythmus und die von ihm eingesetzte Kraft genau aufnehmen und diese Informationen zuverlässig an den Maschinenraum übermitteln. Der Schlagmann sitzt mit dem Gesicht zum Steuermann, der zum Bug blickt und das Boot lenkt. Theoretisch rudert der Schlagmann immer in dem vom Steuermann vorgegebenen Rhythmus, aber letztlich bestimmt er ihn. Denn die anderen richten sich nach ihm. Eine eingespielte Mannschaft funktioniert wie eine gut geölte Maschine. Jeder Ruderer ist ein wichtiges Glied der Kette, die wie bei einem Fahrrad die Maschine antreibt.

Um den Freshmen aus ihrer Krise zu helfen, musste Bolles aufmerksam nach schwachen Gliedern der Kette suchen und sie reparieren. Ein schwaches Glied schien in diesem Frühjahr Joe Rantz zu sein. Bolles hatte ihn abwechselnd auf Platz drei und Platz sieben gesetzt, aber es hatte nichts genützt. Es schien sich um ein technisches Problem zu handeln. Bolles hatte Rantz bisher noch nicht beibringen können, den Riemens so zu drehen, dass das Blatt kurz vor dem Eintauchen ins Wasser, also vor Beginn des Durchzugs, genau senkrecht zur Wasseroberfläche stand. Wenn das Blatt nicht im 90-Grad-Winkel eintauchte, beeinträchtigte das die Kraft des Durchzugs und damit die Geschwindigkeit des ganzen Bootes. Zum senkrechten Eintauchen brauchte man kräftige Handgelenke und eine gute Feinmotorik. Joe kriegte es einfach nicht hin. Ausserdem hatte er einen sehr eigenen Ruderstil, zwar sehr kraftvoll, aber eben eigenwillig und nach konventionellen Massstäben ziemlich ineffektiv.

In seiner Verzweiflung nahm Bolles Joe eines Nachmittags vor einer Fahrt über den Lake Washington aus dem ersten Boot. Das Boot war daraufhin deutlich langsamer. Ein wenig ratlos liess Bolles Joe auf der Rückfahrt wieder einsteigen. Erstes und zweites Boot lieferten sich ein Wettrennen, das das erste Boot mit Joe deutlich gewann. Jetzt war Bolles vollkommen durcheinander. Vielleicht war das Problem gar nicht Rantz' Handgelenk, sondern sein Kopf.

Für Joe war der Vorfall eine warnende Erinnerung daran, dass sein Platz in der Mannschaft und, davon abhängig, die Fortsetzung seines Studiums keineswegs sicher waren. Wenige Tage später, am 20. März, meldete ein Artikel des *Post-Intelligencer*: «Rantz rückt auf Platz drei vor.» Joe schnitt den Artikel aus, klebte ihn in ein Album, das er für solche Zwecke angelegt hatte, und schrieb daneben: «Ist mein Platz sicher? Die Zeitung meint, ja, aber so sicher ist das nicht.» Alles, wofür er gearbeitet hatte, konnte an einem einzigen Nachmittag vorbei sein.

Belastend war auch, dass er sich weiterhin wie der arme Verwandte der anderen vorkam. Da es kalt blieb, musste er seinen zottigen Pullover fast täglich zum Training tragen, und die anderen Jungs zogen ihn deswegen ständig auf.

Ihr Spott bekam zusätzliche Nahrung, als sie ihn eines Abends in der Mensa essen sahen. Joe hatte sich den Teller mit Hackbraten, Kartoffeln und Mais vollgepackt, fiel heiss hungrig über das Essen her und schaufelte es in sich hinein. Als er den Teller leer gegessen hatte, fragte er den Jungen neben ihm, ob er seinen übrig gebliebenen Hackbraten haben könnte, und verschlang ihn genauso schnell.

In der Mensa war es laut, er bemerkte deshalb nicht, dass sich hinter ihm Leute versammelten, und hörte sie auch nicht kichern. Als er schliesslich aufmerksam wurde und den Kopf hob, sah er zunächst den Jungen, der ihm am Tisch gegenüber sass, grinsen. Seinem Blick folgend drehte er sich um. Hinter ihm standen im Halbkreis ein halbes Dutzend Jungs vom Bootshaus und hielten ihm feixend die Teller mit ihren Essensresten hin. Joe fühlte sich gedemütigt und bekam rote Ohren. Doch dann wandte er sich wieder seinem Teller zu, senkte den Kopf und ass weiter, schaufelte sich weiter das Essen in den Mund, kaute mechanisch und blickte starr und trotzig vor sich hin. Er hatte fast immer Hunger und würde das gute Essen auf keinen Fall nur wegen einiger Idioten in feinen Pullovern stehen lassen. Dazu hatte er zu viele Gräben ausgehoben, zu viele Pappeln gefällt und zu oft im kalten, nassen Wald nach Beeren und Pilzen gesucht.

Ende März schien die Krise überwunden. Die Ergebnisse des Zeitfahrens verbesserten sich wieder, und Bolles schien allmählich die richtige Auswahl und Sitzverteilung gefunden zu haben. Am 2. April liess er die Jungs wieder auf Zeit fahren. Joe sass nach wie vor auf Platz drei. Abends schrieb er in sein Tagebuch: «Zwei Meilen in 10:36 Mi-

nuten. Noch acht Sekunden schneller, und wir sind die schnellste Freshman-Mannschaft aller Zeiten!!!»

Den Rest der Woche war es zu windig zum Rudern, doch am 6. April legte sich der Wind, und Ulbrickson beschloss, erste, Junior- und Freshman-Mannschaft auf dem Lake Washington gegeneinander antreten zu lassen. Bei dieser Gelegenheit konnte er dann gleich überprüfen, ob die Zwangspause ihre Leistung beeinträchtigt hatte.

Als zusätzliches Hindernis gab er der Juniormannschaft, die bisher keine besonders vielversprechenden Leistungen gezeigt hatte, am Start drei Längen Vorsprung vor den anderen beiden Booten. Die Freshmen sollten das Rennen an der 2-Meilen-Markierung beenden, der Standardlänge für Freshman-Rennen. Die Trainer bekamen auf diese Weise als Vorbereitung für die Begegnung mit Kalifornien eine möglichst genaue Zeit unter Rennbedingungen. Die anderen beiden Mannschaften sollten bis zur 3-Meilen-Markierung weiterfahren.

Die Boote wurden also startklar gemacht, dann brüllte Ulbrickson in sein Megafon: «Achtung – los!» Harvey Love, der Steuermann der ersten Mannschaft, unterhielt sich noch und bekam das Signal nicht gleich mit. Sofort hatten die Freshmen eine halbe Bootslänge Vorsprung vor den älteren Studenten. Alle drei Boote begannen mit einer gemässigten Schlagzahl, die sie eine Meile lang beibehielten. Auch ihre Position zueinander veränderte sich nicht – die Junioren fuhren drei Längen voraus, gefolgt von den Freshmen und einer halben Bootslänge dahinter der ersten Mannschaft, deren Bug sich auf Höhe von Platz fünf des Freshman-Bootes befand. Doch dann fiel der Bug langsam auf Platz sechs zurück, auf Platz sieben, auf den Platz des Schlagmanns und zuletzt den des Steuermanns. Nach anderthalb Meilen klaffte zwischen dem Heck des Freshman-Bootes und dem Bug der ersten Mannschaft eine kleine Lücke, und die Freshmen näherten sich dem Boot der Juni-

ormannschaft vor ihnen, noch ohne die Schlagzahl zu erhöhen. Eine Viertelmeile später befahl Steuermann George Morry seinen Leuten, die, wie er wusste, noch einige Kraftreserven hatten, die Schlagzahl zu erhöhen. Sie überholten die Junioren und gingen in Führung. An der 2-Meilen-Marke rief Morry: «Ruder – halt!», und die Ruderer, die inzwischen zwei volle Bootslängen Vorsprung vor den anderen Booten hatten, hörten auf zu rudern und legten die Blätter auf dem Wasser ab. Das Boot wurde langsamer und blieb stehen. Die anderen beiden Boote fuhrn daran vorbei, und die Freshmen stiessen triumphierend die Fäuste in die Luft.

Bolles blickte auf seine Stoppuhr, las die Zeit für die zwei Meilen der Freshmen ab und sah noch einmal hin. Er hatte gewusst, dass die Mannschaft Biss hatte, aber jetzt wusste er, dass sie das Zeug zu etwas ganz Besonderem hatte. Auch die Kalifornier schienen eine gute Mannschaft zu haben, Ky Ebright hatte der Presse gegenüber einige entsprechende Andeutungen fallen lassen. Aber das würde sich in einer Woche zeigen, am 13. April. Bolles beschloss jedenfalls, die Zeit auf seiner Stoppuhr vorerst für sich zu behalten.

Bestimmte physikalische Gesetze gelten für alle Rudertrainer. Die Geschwindigkeit eines Rennruderbootes wird vor allem von zwei Faktoren bestimmt: der Kraft, die durch den gemeinsamen Durchzug der Riemen erzeugt wird, und der Schlagzahl, also der Anzahl der Ruderschläge pro Minute. Von zwei genau gleich schweren Booten, die mit derselben Schlagzahl fahren, fährt das schneller, dessen Mannschaft kraftvoller durchzieht. Ziehen beide Mannschaften mit der gleichen Kraft durch, fährt das Boot mit der höheren Schlagzahl schneller. Schlagzahl und Kraft des Durchzugs entscheiden über den Sieger. Aber natürlich sind Ruderer auch nur Menschen, und keine Mann-

schaft kann eine hohe Schlagzahl und einen kraftvollen Durchzug endlos lange durchhalten. Entscheidend kommt dazu noch, dass die vielen einzelnen Bewegungen der Mannschaft bei höherer Schlagzahl schwerer zu synchronisieren sind. Jedes Rennen ist also ein Balanceakt. Kraft und Schlagzahl müssen aufs Genaueste aufeinander abgestimmt werden. Das optimale Rennen bleibt vielleicht für immer ein Ideal, aber was Bolles an diesem Tag erlebte – eine Mannschaft, die souverän mit hoher, aber konstanter Schlagzahl und sehr viel Kraft ruderte –, liess ihn hoffen. Diese Mannschaft würde eines Tages vielleicht ganz vorn mitspielen.

Er war nicht nur von den körperlichen Fähigkeiten der jungen Männer beeindruckt, sondern mochte auch ihren Charakter. Ihre raue, optimistische Art, mit der sie es bis hierhergeschafft hatten, schien symptomatisch für ihre Wurzeln im Westen. Sie waren die wahren Söhne der Holzstädte, Milchfarmen, Minencamps, Fischerboote und Werften. Sie gingen, redeten und sahen aus, als hätten sie ihr Leben grösstenteils im Freien verbracht. Trotz der harten Zeiten und der ärmlichen Verhältnisse, aus denen sie stammten, lachten sie gern und reichten Fremden bereitwillig die schwierige Hand. Sie waren immer zu einem Scherz aufgelegt und betrachteten jedes Hindernis als eine neue Herausforderung. Insgesamt hatte die Mannschaft grosses Potenzial, vor allem wenn sie die Gelegenheit bekam, im Osten zu rudern.

Am selben Nachmittag stiegen Ky Ebrights Mannschaften mit ihren Rennbooten im Southern Pacific Railroad Depot in Oakland in den Zug und traten die Reise nach Norden Richtung Seattle an.

Ebright wusste, dass es im Nordwesten in der vergangenen Zeit sehr windig gewesen war, und hatte der Presse der Bay Area gegenüber immer wieder geklagt, seine Jungs hätten mit stürmischen Gewässern keine Erfahrung. Er kannte die Eigenheiten des Lake Washington aus



seiner Zeit als Steuermann nur zu gut. Das Wetter im Oakland Estuary war demgegenüber ruhig und freundlich gewesen, typisch für die Region und frustrierend zugleich. Als es kurz nach Ankunft der Kalifornier in Seattle wieder windig wurde, verlor Ebright deshalb keine Zeit. Am 10. April schickte er alle drei Mannschaften auf den stürmischen See hinaus, um sich einen Eindruck davon zu verschaffen, wie sie mit den Wellen zurechtkamen. Wie sich herausstellte, kamen sie sehr gut damit zurecht, vor allem die Freshmen. Sie flogen förmlich dahin, die Ruder kamen zwischen den Schlägen gut aus dem Wasser, und auch die Eintauchphase zu Beginn jedes Schlags bereitete ihnen keine Schwierigkeiten. Sie lieferten eine Reihe guter Zeitfahrten ab, deren Ergebnisse Ebright allerdings der Presse vorenthielt. Jedenfalls bestätigte der Probelauf, was Ebright und sein Freshman-Trainer Russ Nagler, ebenfalls ein ehemaliger Steuermann aus Washington, bereits seit einiger Zeit andeuteten: dass sie womöglich noch nie eine so gute Freshman-Mannschaft trainiert hatten, eine Mannschaft, die noch besser war als die Jungs, die 1932 olympisches Gold gewonnen hatten.

Auf die Frage eines Reporters des *San Francisco Chronicle* am 6. April nach den Chancen der Mannschaft antwortete der Cheftrainer der Kalifornier mit erstaunlicher Offenheit. «Ebright begann zu strahlen und rief: ‚Sie werden die Anfänger aus Washington fertigmachen.‘»

Tom Bolles und Al Ulbrickson hatten den entsprechenden Artikel gelesen und sahen dem Training der Kalifornier scheinbar besorgt vom Ufer aus zu. Sie trainierten am selben Tag auch mit ihren Mannschaften vor den Augen der Presse und von Ebright, doch riefen sie die Freshmen schon nach einer Meile wieder zurück, nachdem sie beim Rudern nur auffällig langsam vorangekommen waren und ihr Boot aufgrund des Wellengangs mit Wasser halbvoll geschlagen war. Bolles war mit düsterer Miene zur Anlegestelle zurückgekehrt und hatte, wie

es gar nicht typisch für ihn war, von sich aus die am Bootshaus versammelten Sportreporter angesprochen und eine kurze und düstere Prognose zu den Freshmen abgegeben: «Es sieht so aus, als müssten wir den anderen hinterherrudern.»

Irreführung war Teil der Taktik. Man konnte ein Rennboot ganz leicht so manipulieren, dass die Riemen ein wenig zu tief über dem Wasser standen, und dann so tun, als müsste man sich beim Rudern mordsmässig anstrengen. Am folgenden Tag druckten die Zeitungen Bolles' Prognose ab. Joe schnitt sie aus, klebte sie in sein Buch und schrieb daneben: «Der Trainer meint, die Kalifornier würden den Kopf sehr hoch tragen. Er gibt pessimistische Prognosen ab, damit sie sich noch mehr einbilden. Umso leichter schnappen wir sie uns dann.»

Der Tag des Rennens, Freitag, der 13. April, gehörte zu den seltenen Frühlingstagen in Seattle, an denen Wolken wie Wattebäusche über einen grünblauen Himmel treiben und die Temperatur am Nachmittag bis auf fünfundzwanzig Grad klettert.

Um elf Uhr vormittags legte eine von Studenten gecharterte Fähre vom Colman Dock im Zentrum von Seattle ab und fuhr durch die Ballard Schleuse zum Lake Washington. Am frühen Nachmittag traf sie am Oceanographic Dock der Universität ein. Dort stiegen Joyce Simdars und weitere vierzehnhundert lärmende, in Purpurrot und Gold gekleidete Studenten ein, begleitet von den Blechinstrumenten und den raselnden Trommeln der Universitätskapelle, die kämpferisch aufspielte. Als die Fähre sich von der Anlegestelle entfernte, wechselte die Kapelle zu Jazz, und einige Studenten begannen auf dem Oberdeck zu tanzen.

Joyce setzte sich auf eine sonnige Bank auf dem Vordeck, nippte an einem Kaffee und freute sich auf das Rennen mit Joe und das Treffen mit ihm danach, egal wie das Rennen ausging. Trotzdem war sie aufge-

regt. Sie wusste, wie wichtig Joe ein Erfolg war und wie viel davon für sie beide abhing. Um ihn anfeuern zu können, hatte sie extra einen Nachmittag von der Arbeit im Haus des Richters in Laurelhurst freige-nommen. Die Stelle machte ihr so wenig Spass, wie sie erwartet hatte. Sie musste genau die Art von Hausarbeit verrichten, die sie so sehr verabscheute. Ausserdem musste sie eine alberne Uniform tragen und leise wie eine Maus durchs Haus huschen, damit sie den Richter nicht in seinen sakrosankten Gedanken störte. Dazu kamen noch die Arbeit für die Universität und der ungewöhnlich lange und nasse Winter. Sie war blass und manchmal niedergeschlagen. Umso mehr genoss sie jetzt die frische Luft und den strahlenden Sonnenschein.

Die Fähre umrundete die Spitze von Laurelhurst und fuhr nach Nor-den, am Westufer des Sees entlang. An privaten Anlegestellen, auf Gartenterrassen und an Rasenhängen breiteten Menschen Decken aus, stellten kalte Bier- und Colaflaschen bereit, holten Mittagessen aus Picknickkörben, öffneten Erdnussdosen und stellten Ferngläser ein. Auf schmalen, sandigen Uferstücken spielten junge Männer mit nack-tem Oberkörper Football. Junge Frauen in züchtigen einteiligen Bade-anzügen mit rüschenbesetzten Röcken vergnügten sich planschend im Wasser oder lagen ausgestreckt auf dem warmen Sand und warteten.

Mehrere Hundert Vergnügungsboote strebten dem Nordende des Sees zu. Dort ankerten bereits schnittige Segelboote, Motorboote mit Rümpfen aus schimmerndem Mahagoni, imposante Jachten aus Teak-holz und Messing und bescheidene Ruderboote in einem grossen Halb-kreis vor Sheridan Beach, unmittelbar hinter dem Kahn mit dem gros-sen, schwarzen, zum Wasser hinunterzeigenden Pfeil, der die Ziellinie der Rennen markierte. Ein Boot der Küstenwache patrouillierte entlang der Rennbahnen und sorgte mit einer Sirene und verschiedenen Mega-fonen dafür, dass sich kein Schiff auf die Bahnen verirrte.

Joyce stand von ihrer Bank auf und zwängte sich zwischen anderen Studenten hindurch an das Geländer. Sie hatte sich fest vorgenommen, Ruhe zu bewahren, egal was passierte.

Einige Kilometer weiter südlich stiegen weitere zweitausend in Purpurrot und Gold gekleidete Fans im Bahnhof der Universität in einen Aussichtszug der Northern Pacific Railway. Über siebenhundert Fans hatten zwei Dollar pro Person gezahlt, um in einem von neun speziellen Panoramawagen mit offenen Seiten zu sitzen, die anderen einen Dollar fünfzig für normale Plätze. Der Zug sollte am Westufer parallel zum jeweiligen Rennen von Sand Point bis zur Ziellinie am Sheridan Beach entlangfahren und anschliessend vor dem nächsten Rennen zum Start zurückkehren. Insgesamt hatten sich fast achzigtausend Einwohner der Stadt – weitaus mehr, als im Footballstadion von Washington Platz fanden – in ein frühes, strahlend schönes Wochenende aufgemacht, um dem Rennen zuzusehen. In der Bay Area in Kalifornien verfolgten an diesem Tag viele im Rundfunk die Jagd des FBI auf den aus dem Gefängnis ausgebrochenen Bankräuber John Dillinger, den jemand am Tag zuvor beim Essen in einem Cafe in San José gesehen haben wollte. Doch kurz vor drei Uhr nachmittags schalteten auch hier Tausende von Fans von den Nachrichten auf das Rennen in Seattle um, das vom Columbia Broadcasting System übertragen wurde.

Die Freshman-Mannschaften aus Washington und Kalifornien ruderten zügig zur Startlinie auf der Höhe von Sand Point hinaus. Sie sollten das erste Rennen über eine Distanz von zwei Meilen fahren, jeweils eine Stunde später sollten die Rennen der Junior- und der ersten Mannschaft folgen, beide über drei Meilen. Joe Rantz sass für Washington auf Platz drei, Roger Morris auf Platz sieben. Beide waren nervös, genauso wie die anderen Jungs. So warm es am Ufer war, weiter draussen wehte eine von Norden kommende, mässig steife Brise, gegen

die sie anrudern mussten. Der Wind würde aufs Tempo drücken, und sie würden vielleicht nicht zu ihrem Stil finden. Vor allem aber machte ihnen zu schaffen, dass sie gleich in einigen wenigen, sehr anstrengenden Minuten erfahren würden, ob sich fünfeinhalb Monate hartes Training gelohnt hatten. In diesen wenigen Minuten würde jeder von ihnen über dreihundertmal den Riemen durchziehen. Bei acht Ruderern hiess das, dass die Riemen 2'400-mal sauber ins Wasser eingetaucht und wieder herausgehoben werden mussten. Wenn nur einer von ihnen einen einzigen Schlag verpatzte und aus dem Rhythmus geriet, war das Rennen gelaufen, und sie würden im Juni nicht nach New York fahren, um dort in den Landesmeisterschaften gegen die besten Mannschaften des Ostens anzutreten. Joe betrachtete die am Ufer versammelte Menge und überlegte, ob Joyce auch nur halb so nervös war wie er.

Um Punkt 15.00 Uhr nahmen sie bei leichtem Wellengang ihre Startposition neben der Mannschaft aus Kalifornien ein. Sie konzentrierten sich nach Kräften auf das Boot und warteten auf das Startsignal. Tom Bolles manövrierte sein Motorboot hinter sie. Er trug einen zerkrautschten Hut mit hängender Krempe und einer von Mottenlöchern durchsiebten Krone. Er hatte ihn 1930 gebraucht gekauft, betrachtete ihn inzwischen als Glücksbringer und setzte ihn zu jedem Rennen auf.

Die Kapelle auf der Fähre verstummte. Die Studenten hörten auf zu tanzen und drängten an die Geländer, bis sich das Schiff ein wenig in Richtung der Rennbahnen neigte. Der Lokführer des Aussichtszugs legte die Hand an den Beschleunigungsregler seiner Lokomotive. Tausende Zuschauer am Ufer hoben ihre Ferngläser an die Augen. Der Starter rief: «Achtung!» Die Jungs aus Washington glitten mit ihren Sitzen nach vorn, tauchten die weissen Ruderblätter ins Wasser, beugten sich über die Riemen und blickten starr geradeaus. George Morry,

ihr Steuermann, hob den rechten Arm und liess ihn wieder fallen zum Zeichen, dass sein Boot bereit war. Grover Clark, der Steuermann der Kalifornier, der sich eine Signalpfeife zwischen die Zähne geklemmt hatte, tat das Gleiche. Der Starter brüllte: «Los!»

Die Kalifornier schossen von der Startlinie weg und droschen mit wütenden achtunddreissig Schlägen pro Minute auf das Wasser ein. Sofort schob sich der silberne Bug ihres Rennboots eine viertel Länge vor das Boot aus Washington. Nachdem die Kalifornier in Führung gegangen waren, senkten sie die Schlagzahl auf zweiunddreissig, die besser durchzuhalten war. Grover Clark begann im Takt der Schlagzahl zu pfeifen. Washington ruderte mit dreissig, fiel aber nicht weiter zurück. Fast eine Viertelmeile lang pflügten die beiden Boote in dieser Reihenfolge durch den See – die Ruderblätter der Mannschaft aus Washington blitzten in der Sonne weiss auf, die der Kalifornier blau. Joe Rantz auf Platz drei sass in etwa auf der Höhe von Platz sechs oder sieben der Kalifornier. Roger Morris auf Platz sieben hatte nur noch Wasser neben sich. Alle Jungs waren jetzt ausschliesslich auf ihr Boot konzentriert. Den Blick zum Heck gerichtet sahen sie nur den sich hebenden und senkenden Rücken des jeweiligen Vordermanns. Keiner wusste, wie viel Vorsprung die Kalifornier sich durch ihren Anfangsspur erkämpft hatten. Nur George Morry, der nach vorn blickte, wusste es. Er sah vor sich den Rücken von Grover Clark, hielt seine Mannschaft aber weiter bei dreissig Schlägen pro Minute.

Auf Höhe der Viertel-Meilen-Markierung verringerte sich der Abstand zwischen den Booten allmählich. Dann begann Washington Kalifornien langsam und systematisch, Sitz für Sitz, zu überholen, obwohl die Jungs immer noch mit bemerkenswert niedrigen dreissig ruderten. An der 1-Meilen-Markierung hatte Washington den Konkurrenten bereits hinter sich gelassen. Als die Jungs die Kalifornier ins Blickfeld

bekamen, wuchs ihre Zuversicht. Die Schmerzen in Armen, Beinen und Brust blieben zwar unverändert, aber beseelt von einem Gefühl der Unverwundbarkeit spürten sie sie kaum noch.

Im Boot der Kalifornier nahm Grover Clark die Pfeife aus dem Mund und brüllte: «Zehn Schläge volle Kraft!» – der Standardruf, um die Ruderer aufzufordern, zehn Schläge lang alles zu geben, was sie können. Die Riemen der Kalifornier bogen sich unter dem Druck, und zehn Schläge lang hielten die Jungs aus Kalifornien ihre Position. Doch Washington blieb in Führung, und der Abstand, der inzwischen fast zwei Bootslängen betrug, verringerte sich kaum. An der 1,5-Meilen-Markierung befahl Clark noch einmal zehn Extraschläge, aber inzwischen hatte seine Mannschaft alles gegeben, die Jungs aus Washington jedoch noch nicht. Auf der letzten halben Meile traten sie in den Wind Schatten der Berge am Nordende des Sees ein und hatten keinen Gegenwind mehr. Beifall stieg vom Halbkreis der Boote vor ihnen auf und vom Ufer, vom dort entlangfahrenden Aussichtszug und – am lautesten – von der mit Studenten vollbesetzten Fähre. Die Kalifornier mühten sich verzweifelt ab, und Grover Clarks Pfeife schrillte wie eine ausser Kontrolle geratene Dampflok. Als das Boot aus Washington sich der Ziellinie näherte und bereits vier Längen Vorsprung hatte, erhöhte George Morry schliesslich die Schlagzahl, zuerst auf zweiunddreissig und dann noch auf sechsunddreissig, nur weil er wusste, dass die Mannschaft auch das schaffte. Mit viereinhalb Längen Vorsprung vor Kalifornien ging das Boot aus Washington über die Ziellinie, trotz des Gegenwinds fast zwanzig Sekunden unter dem bisherigen Freshman-Streckenrekord.

Hupen dröhnten, Beifall brandete auf. Die Freshmen aus Washington paddelten zum Boot aus Kalifornien hinüber und sammelten die traditionelle Trophäe des siegreichen Ruderers ein – die Trikots der besiegteten Rivalen. Sie gaben den niedergeschlagenen, hemdenlosen

Kaliforniern die Hand und ruderten triumphierend zum Ufer, um ihr Rennboot zu verstauen. Anschliessend holte Tom Bolles sie auf die *Alumnus* und fuhr sie zur Studentenfähre.

Strahlend und mit einem kalifornischen Trikot in der Hand sprang Joe die Treppe zum Oberdeck hinauf und sah sich nach Joyce um. Mit ihren eins zweiundsechzig war sie unter den Studenten, die auf die Jungs zudrängten, um ihnen zu gratulieren, schwer zu finden. Doch Joyce hatte ihn gesehen. Sie zwängte sich durch das Gedränge, bis sie endlich vor Joe stand, der sich sofort über sie beugte, sie schweissnass, wie er war, umarmte und in die Höhe hob.

Die Studenten geleiteten die Ruderer zur Bordküche und setzten sie an einen Tisch, auf dem sich ein Berg von Eis türmte, Eis, soviel sie essen konnten, gestiftet von der Studentenschaft der Universität. Joe stopfte sich voll, wie er es immer tat, wenn es etwas umsonst oder überhaupt etwas zu essen gab. Als er endlich genug hatte, nahm er Joyce an der Hand und kehrte mit ihr auf das Deck zurück, auf dem die Kapelle inzwischen schmissige Tanzmelodien spielte. Von der Sonne gebräunt, barfuss und nur mit Trikot und Shorts bekleidet zog er die schlanke Joyce in ihrem gerüschten weissen Sommerkleid hinter sich her und wirbelte sie unter seinen ausgestreckten Armen hindurch. Und dann tanzten sie unter dem blauen Himmel von Seattle übermütig lachend über das Deck, bis ihnen schwindlig wurde.

Am selben Tag freuten sich Joseph und Magda Goebbels in einem vornehmen Berliner Viertel in der Nähe des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda über die Geburt einer weiteren Tochter – eines Mädchens mit braunen Haaren, das sie Hildegard taufte, abgekürzt Hilde. Ihr Vater nannte seine Tochter schon bald seine «klei-



ne Maus». Sie war das zweite von insgesamt sechs Kindern, die Magda Goebbels elf Jahre später mit Zyankali ermorden sollte.

Für Reichsminister Goebbels verlief in diesem Frühjahr alles nach Plan. Das alte Olympiastadion wurde abgerissen, und Werner March hatte ausführliche Pläne für einen riesigen Komplex vorgelegt, der es bis zu den Spielen 1936 ersetzen sollte – Pläne, die zu Hitlers hochfliegenden Ambitionen und Goebbels' Propagandazielen passten. Das Reichssportfeld würde sich über eine Fläche von hundertzweiunddreissig Hektar erstrecken.

Im Januar und Februar hatte Goebbels zur Vorbereitung der Spiele im Propagandaministerium Ausschüsse für Presse, Rundfunk, Film, Transport, Kunst und Finanzierung eingerichtet. Sie waren in jeweils verschiedenen Bereichen dafür zuständig, die Spiele propagandistisch auszuschlachten. Keine Gelegenheit durfte übersehen, nichts als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Alles, von der Behandlung ausländischer Medien bis zur Schmückung der Stadt, sollte minutiös geplant werden. Ein Mitorganisator hatte bei einer Besprechung etwas ganz Neues vorgeschlagen – ein bildkräftiges Symbol, das die Wurzeln im alten Griechenland unterstreichen sollte, die der Nationalsozialismus für sich reklamierte: ein Fackellauf, in dessen Verlauf eine Flamme vom griechischen Olympia nach Berlin getragen werden sollte.

Inzwischen hetzte Goebbels unerbittlich weiter gegen jüdische und andere missliebige «Elemente» des kulturellen Lebens in Deutschland. Seit den Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933, bei denen Studenten unter anderem in Berlin unter seinem persönlichen Zuspruch rund zwanzigtausend Bücher verbrannt hatten – zum Beispiel von Albert Einstein, Erich Maria Remarque, Thomas Mann, Jack London, H.G. Wells und Helen Keller –, hatte er unermüdlich weiter daran gearbeitet, Kunst, Musik, Theater, Literatur, Rundfunk, Schulen, Sport und Film zu «säubern». Jüdische Schauspieler, Autoren, Künstler, Lehrer, Beamte, Anwälte und Ärzte wurden durch den Erlass neuer Gesetze

und den Terror der paramilitärischen SA aus ihren Berufen gedrängt und verloren ihren Lebensunterhalt.

Goebbels' besonderes Interesse galt dem deutschen Film. Das propagandistische Potenzial des Kinofilms faszinierte ihn. Ideen, Bilder und Themen, die nicht zum entstehenden NS-Mythos passten, wurden rigoros unterdrückt. Um den Gehorsam der Filmindustrie zu sichern, überwachte die Filmabteilung des Propagandaministeriums Planung und Produktion aller neuen deutschen Filme. Goebbels – in seinem früheren Leben ein gescheiterter Schriftsteller und Dramatiker – begutachtete fast alle Drehbücher persönlich und strich mit einem grünen Stift missliebige Zeilen und Szenen oder schrieb sie um.

Über den propagandistischen Wert des Films hinaus war Goebbels fasziniert vom Glamour der Filmindustrie und vor allem vom Zauber der deutschen Filmstars, die auf den Leinwänden der Berliner Kinos zu sehen waren. Weil die deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen, Produzenten und Regisseure jetzt alle von ihm abhängig waren, umschwärmten sie Goebbels, schmeichelten ihm und buhlten um seine Gunst.

Hitler hatte Goebbels eine luxuriöse Dienstwohnung in der kurz zuvor umbenannten Hermann-Göring-Strasse beschafft, nur einen Block südlich des Brandenburger Tors. Goebbels hatte das hundert Jahre alte Gebäude, das ehemalige Palais der königlich-preussischen Hofmarschälle, sofort umbauen und erweitern lassen, um es noch repräsentativer zu machen. Er hatte einen zweiten Stock hinzugefügt, ein Privatkino installiert, beheizbare Gewächshäuser errichtet und einen geometrischen Garten angelegt. Mit einem praktisch unbegrenzten Budget hatte Magda Goebbels die Räume extravagant möbliert und eingerichtet, bis sie den Ansprüchen der Goebbels genügten – an den Wänden hingen Gobelins und aus deutschen Museen beschlagnahmte Gemälde, auf dem Boden lagen kostbare Teppiche. Sogar eine Kommode aus

dem Besitz Friedrichs des Grossen fand sich dort. Das Haus diente als Veranstaltungsort intimer Soireen und grosser Bankette für die NS-Elite und alle, die sich in ihrem Glanz sonnten.

Von den Gästen des Hauses Hermann-Göring-Strasse 20 interessierten Goebbels besonders die jungen Filmsternchen. Einige von ihnen stellten schnell fest, dass es ihrer Karriere äusserst förderlich war, wenn sie trotz seiner Kleinwüchsigkeit und seines Klumpfusses auf seine erotischen Avancen eingingen. Andere hofierte Goebbels wegen ihrer schauspielerischen Fähigkeiten und weil der Umgang mit ihnen seinem Ego schmeichelte.

Eine junge Frau, die in diesem Frühjahr manchmal bei den Goebbels zu Gast war und zur zweiten Kategorie gehörte, war zunehmend eng mit Adolf Hitler befreundet und musste aufgrund ihrer Begabung ernst genommen werden. Sie sollte schon bald zu der Frau in Deutschland werden, die das Erscheinungsbild der Nazibewegung zu einem wesentlichen Teil mitgestaltete.

Leni Riefenstahl war schön und intelligent. Sie wusste, was sie wollte und wie sie es bekam. Und sie wollte vor allem im Mittelpunkt stehen, im Rampenlicht.

Sie zeigte schon früh den unbezwingbaren Willen, Erfolg zu haben. Mit siebzehn beschloss sie, Tänzerin zu werden, obwohl man damit herkömmlicher Meinung nach schon als Kind anfangen musste. Anfang zwanzig tanzte sie überall in Deutschland vor ausverkauften Häusern und wurde in Kritiken begeistert gefeiert. Als eine Verletzung ihre Tanzkarriere beendete, wandte sie sich dem Schauspiel zu. Sie ergatterte rasch eine Hauptrolle und wurde gleich mit ihrem ersten Film, *Der heilige Berg*, ein Star. Charakteristisch für Riefenstahl ist, dass ihr Ehrgeiz trotz weiterer Hauptrollen in einer Reihe ähnlicher Filme noch nicht befriedigt war. Im Bestreben nach grösserer Selbstständigkeit gründete sie 1931 eine eigene Filmgesellschaft und schrieb – für eine Frau der dreissiger Jahre äusserst ungewöhnlich – das Drehbuch für ei-



Joseph Goebbels und Leni Riefenstahl

nen Film, in dem sie neben der Hauptrolle auch Produktionsleitung, Regie und Schnitt übernahm.

Der Film *Das blaue Licht* kam 1932 in die Kinos und war in jeder Beziehung neuartig. Als eine Art mystisches Märchen feierte und verklärte er das einfache Leben der deutschen Bauern, die im Einklang mit der Natur auf ihrem deutschen Boden lebten. Zugleich verdammte er die Verderbtheit der modernen industriellen Welt und damit implizit auch die Intellektuellen. Der Film gewann rasch internationale Anerkennung und lief wochenlang in London und Paris.

In Deutschland war die Reaktion zunächst verhaltener, aber Adolf Hitler war begeistert. Er sah in *Das blaue Licht* die visuelle und künstlerische Darstellung der Blut-und-Boden-Ideologie der NSDAP – der Vorstellung, dass die Stärke eines Volkes auf bäuerlichen Lebensformen und rassischer Reinheit beruhen. Hitler, der schon früher von Rie-

fenstahl gehört hatte, wurde jetzt zu ihrem Freund. 1933 drehte sie auf seine persönliche Bitte hin den einstündigen Propagandafilm *Der Sieg des Glaubens* über den in diesem Jahr stattfindenden Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg. Sie hatte nicht viel Zeit für die Vorbereitung, dazu kamen technische Schwierigkeiten. Mit dem Ergebnis war sie nicht zufrieden, Hitler aber war trotzdem beeindruckt und hoffte jetzt, dass sie im Herbst einen anspruchsvolleren Film über den Nürnberger Reichsparteitag 1934 drehen würde.

In den kommenden Monaten sollte ihr Stern weiter steigen, und es kam zu häufigen Konflikten mit Goebbels. Der Propagandaminister war extrem eifersüchtig auf ihren Einfluss bei Hitler, der sie seiner eigenen Kontrolle entzog. Zugleich fühlte er sich nach ihren Worten von ihr angezogen und stellte ihr auch als Freier nach. Später sollte das ungleiche Paar entscheidend mitbestimmen, wie die Olympischen Spiele von 1936 in Berlin und darüber hinaus das Wesen des NS-Staats im Ausland wahrgenommen wurden.

Doch noch war Leni Riefenstahl nur einer der vielen glamourösen Gäste, die im prächtigen Haus von Joseph und Magda Goebbels ein und aus gingen, die Champagnerkorken knallen liessen, von ihren Gastgebern umschwärmt wurden, sich gegenseitig für ihre Jugend und Schönheit feierten, bis spät in die Nacht tanzten und sangen, Filme sahen und Gespräche über Rassenreinheit führten, während in einem verdunkelten Zimmer über ihnen die kleine Hilde Goebbels in ihrer Wiege schlief.

## Kapitel 7



*Ein Rennen zu rudern ist eine Kunst, kein hektisches Herumgehampel. Man braucht dazu nicht nur die Hände, sondern auch den Kopf. Vom ersten Ruderschlag an müssen alle Gedanken an den Rivalen beiseitegeschoben werden. Man muss ausschliesslich an sich und das eigene Boot denken und das immer positiv, nie negativ.*

- George Yeoman Pocock

Joe Rantz und seine Mannschaftskameraden standen an der Reling der Fähre und blickten über das Wasser. Die Augen schirmten sie gegen die blendenden Strahlen der späten Nachmittagssonne ab. Seit ihrem Sieg über die Mannschaft aus Kalifornien waren zwei Stunden vergangen. Jetzt sollte die erste Mannschaft gegen Ky Ebrights Jungs antreten.

In den folgenden Minuten würde eins der grossen Rennen in der Geschichte der beiden Rivalen Washington und Kalifornien stattfinden. Unmittelbar danach kabelte Frank G. Gorrie, der für Associated Press schrieb, einen begeisterten Bericht an sein Publikum im Osten: «Die beiden berühmten Rennachter glitten durchs in der Sonne glitzernde Wasser, als wären sie aneinander festgehakt. Zuerst ging der eine, dann der andere in Führung, aber nie mehr als einen Meter. Kali-

fornien kam besser vom Start weg, fiel nach einer Meile aber zurück, kam bei anderthalb Meilen wieder nach vorn, fiel wieder zurück, als Washington bei der 2-Meilen-Marke dreimal hintereinander ‚Zehn Schläge volle Kraft‘ einlegte, und war im nächsten Moment schon wieder da.» Gebannt folgte Joe dem Drama. Die Studenten auf der Fähre feuerten ihre Kommilitonen lautstark an. Washington sollte einen Zahn zulegen, die Schlagzahl erhöhen und Kalifornien fertigmachen. Die Kalifornier droschen mit sechsenddreissig Schlägen pro Minute auf das Wasser ein, doch Harvey Love, der Steuermann für Washington, behielt zweieinhalb Meilen lang vergleichsweise entspannte einunddreissig Schläge bei. Er liess seine Jungs nur so schnell rudern, dass sie nicht abgehängt wurden, und rief gelegentlich «Zehn Schläge volle Kraft» aus, wenn sie Gefahr liefen, zu weit zurückzufallen. Doch insgesamt hielt er die Schlagzahl stabil und schonte die Kräfte der Mannschaft. Erst als der Kahn in Sicht kam, der die Ziellinie markierte, erhöhte er schliesslich, nachdem Kalifornien immer wieder vergeblich versucht hatte auszubrechen. «Jetzt!», brüllte er. «Zeigt es ihnen!» Die Schlagzahl stieg auf achtunddreissig und fast sofort weiter auf vierzig. Das Boot aus Washington machte einen Satz nach vorn. Die Kalifornier zögerten einen Moment, und die Mannschaft aus Washington ging eine gute Sekunde vor ihnen durchs Ziel, mit einem neuen Streckenrekord von 16:33,4.

Es war ein spannendes Rennen gewesen, aber vielmehr noch eine Lektion für Joe und die anderen Freshmen, wie der Mann, der sie ab Herbst trainieren würde, Al Ulbrickson, seine Siege erzielte. In gewisser Weise hatte Tom Bolles es ihnen schon vorgeführt, als er ihre Bestzeiten vor Ebright geheim gehalten und ihnen erklärt hatte, warum die Kalifornier den Kopf ruhig hochtragen sollten. Doch jetzt, beim Rennen der ersten Mannschaften, bekam Joe es noch einmal deutlich vor Augen geführt. Wenn man einen gleichstarken oder vielleicht sogar

überlegenen Gegner besiegen wollte, reichte es manchmal nicht, von Anfang an alles zu geben. Man musste den Gegner auch mental besiegen. Im entscheidenden Moment eines Kopf-an-Kopf-Rennens musste man etwas wissen, das er nicht wusste – dass man nämlich noch etwas in Reserve hatte, etwas, das man noch nicht gezeigt hatte und das ihn im entscheidenden Moment verunsichern und damit verlangsamen würde. Wie so vieles im Leben hatte Rudern auch mit Selbstbewusstsein zu tun und damit, genau zu wissen, was man wollte.

In den auf das Rennen 1934 folgenden Tagen fielen die Freshmen erneut in ein Formtief und fuhren eine schlechte Zeit nach der anderen. Nach dem Sieg über Kalifornien schien ihnen jeder Siegeswille abhandengekommen. Je mehr Tom Bolles sie durch das Megafon anbrüllte, desto nachlässiger wurden sie.

Eines Tages Anfang Mai, als die Sonne ihnen warm auf den nackten Rücken schien, ruderten einige von ihnen so lahm, dass sie nicht mehr vor einem Schlepper vorbeikamen, der einen Kahn hinter sich herzog. Der Schlepper kam aufgeregt pfeifend und hupend unter einer schwarzen Rauchwolke geradewegs auf sie zu. «Zurück! Zurück!», schrie der Steuermann, John Merrill. Der Junge auf Platz vier geriet in Panik und warf sich ungeschickt über Bord, worauf das Boot fast kenterte. Der Schlepper schwenkte abrupt nach Backbord, streifte den Bug des Achters und konnte dem Jungen im Wasser gerade noch ausweichen. Bolles, der von seinem Motorboot aus zugesehen hatte, war ausser sich. Er klaubte den Jungen aus dem Wasser und fuhr mit aufheulendem Motor zum Bootshaus.

Die Jungs ruderten schweigend zum Campus zurück. Dort erwartete sie Bolles. Er ging wütend auf dem Schwimmanleger auf und ab und drohte den im Boot sitzenden Jungs mit dem Finger. Für die Regatta in Poughkeepsie im Juni würde er die Mannschaft noch einmal ganz von



vorn aufbauen, schimpfte er. Niemand hatte seinen Platz sicher, nur weil er in dem Boot gesessen hatte, das Kalifornien so eindrucksvoll besiegt hatte. Joe verliess der Mut. Was eben noch eine sichere Sache gewesen war, war auf einmal wieder in Gefahr. In derselben Woche bekam er eine Nachricht von der Verwaltung. Er hatte in Sport nicht bestanden, ein Fach, das er eigentlich durch Rudern ersetzte. Im Kino hatte er gerade einen Kurzfilm von Paramount gesehen, in dem eine neue Comicfigur namens Popeye der Seemann auftrat. Am Abend schrieb er in sein Buch: «Ich pin empört.»

Mitte Mai verschlechterte sich das Wetter in Seattle wie manchmal im späten Frühjahr, und die Freshmen hatten erneut mit Gegenwind, klammen Fingern und über den Bug brechenden Schaumkronen zu kämpfen. Doch zu ihrer eigenen Überraschung und der ihrer Trainer ruderten sie immer besser, je schlechter das Wetter wurde.

An einem dieser nassen grauen Tage Ende Mai, an dem sie sich gegen heftigen Nordwind behaupten mussten, an dem Gischt durch die Luft flog, sobald sie die Riemen aus dem Wasser hoben, und Wasser auf dem Boden des Achters hin und her schwappte, schafften Joe und seine Kameraden vom ersten Freshman-Boot bei einem Zeitfahren 10:35. Damit waren sie nur vier Sekunden unter dem Rekord für diese Strecke. George Pocock hatte ihnen von der *Alumnus* aus zugesehen. Nach seiner Rückkehr ans Ufer ging er auf einen Reporter am Bootshaus zu, verwickelte ihn in ein Gespräch und gab ein verblüffendes Urteil ab. «Tom Bolles hat ein gutes Boot für raues Wasser», sagte er ruhig, aber entschieden. «Ich kenne kein besseres.» Aus dem Munde Pockocks, eines zurückhaltenden, bescheidenen Mannes, der nicht zu Übertreibungen neigte, schon gar nicht in Bezug auf die Ruderkünste einer Anfängermannschaft, war das so etwas wie Gottes Wort. Tom Bolles redete nicht mehr vom Aufbau einer neuen Mannschaft. Die

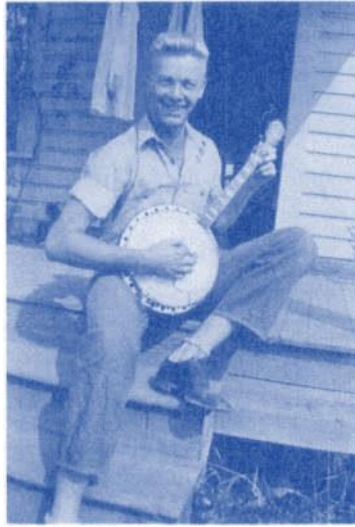
neun Jungs, die Kalifornien geschlagen hatten, sollten auch bei den amerikanischen Meisterschaften in Poughkeepsie antreten.

Am Abend des 1. Juni 1934 drängten sich die Blaskapelle der Universität und über tausend Fans in der marmorverkleideten Eingangshalle des Bahnhofs King Street in Seattle. Unter ihrem Jubel und anfeuernden Gesang bestiegen die Rudermannschaften den Zug mit dem Ziel Poughkeepsie. Vor allem die Freshmen waren bestens gelaunt. Die meisten von ihnen hatten Washington noch nie verlassen und waren auch noch nie Zug gefahren. Und jetzt sollten sie gleich den ganzen Kontinent durchqueren. Für junge Männer, die mit Kühemelken, Bäumefällen und Holzhacken aufgewachsen waren, die die Hälfte der Einwohner der Orte, aus denen sie kamen, beim Vornamen kannten und deren Eltern noch wussten, wann sie das erste Mal ein Auto oder ein Haus mit Strom gesehen hatten, waren das berauschende Aussichten.

Joe liess sich auf den gepolsterten Sitz des Pullmanwagens sinken und blickte durch die grün getönte Scheibe. Der Lärm, der von der Eingangshalle auf den Bahnsteig drang, machte ihn immer noch fassungslos. Er war noch nie wegen etwas gefeiert worden, und jetzt stand er zusammen mit seinen Kameraden plötzlich im Mittelpunkt der Bewunderung. Es machte ihn stolz, aber er fühlte sich auch ein wenig unbehaglich. Dinge kamen in ihm hoch, die er lange Zeit mühsam verdrängt hatte.

Als der Zug an diesem Abend zum Stevens Pass hochschnaufte, der durch die Cascades führte, und anschliessend die trockenen Getreidefelder des östlichen Washingtons überquerte, waren die Jungs in Hochstimmung. Sie feierten bis spät in die Nacht, bevor sie schliesslich todmüde auf ihre Betten sanken.

Am folgenden Tag ging der Spass weiter. Jemand hatte eine Packung Luftballons mitgebracht. Sie füllten die Ballons auf der Toilette



Joe mit seinem Banjo

mit Wasser, traten auf die klappernden Plattformen zwischen den Wagons hinaus und warfen, während sie durch Montana und North Dakota fuhren, damit auf alle möglichen verfügbaren Ziele – grasende Kühe, staubige Autos, die an gefährlichen Bahnübergängen warteten, und schlafende Hunde auf den Bahnsteigen kleinstädtischer Bahnhöfe. Ausserdem brachten sie ihren verblüfften Opfern «Bow Down to Washington» («Verneigt euch vor Washington») zu Gehör, die Hymne der Universität von Washington.

Durch das Abenteuer mit den Wasserballons ermutigt packte Joe später ein wenig verlegen seine Gitarre aus, die er mitgenommen hatte. Neugierig versammelten sich einige ältere Studenten um ihn, während er das Instrument stimmte. Den Blick auf die Bünde und seine Finger gerichtet begann er Akkorde zu schlagen und die Lieder zu singen, die

er in der Highschool gespielt hatte – die Lagerfeuerlieder und Cowboysongs, die er in der Gold and Ruby Mine gelernt oder in Sequim im Radio gehört hatte.

Zuerst starrten die anderen ihn nur an, dann wechselten sie Blicke und begannen zu kichern. Zuletzt johlten und lachten sie laut. «Sieh mal, Cowboy Joe!», rief einer. Ein anderer brüllte durch den Gang: «He, Jungs, kommt mal und hört euch den Rantz an, den rudernden Troubadour!» Joe hob erschrocken den Kopf und brach in der Mitte von «The Yellow Rose of Texas» abrupt ab. Rot im Gesicht, aber mit grimmig zusammengebissenen Zähnen und kaltem Blick packte er die Gitarre hastig wieder in ihren Koffer und floh in einen anderen Wagen.

Kaum etwas anderes hätte ihn so sehr kränken können. Seine Musik hatte die schwärzesten Tage seiner Kindheit aufgehellt. Sie hatte ihm in der Highschool Aufmerksamkeit verschafft und Freunde gewonnen und in Sequim sogar zu seinem Lebensunterhalt beigetragen. Sie war sein besonderes Talent und sein ganzer Stolz. Jetzt aber hatte sie sich plötzlich und unerwartet gegen ihn gewandt und ihn daran erinnert, was ihm alles an musikalischer Bildung fehlte. Er hatte gerade das Gefühl gehabt, Teil von etwas Grösserem als er selbst zu werden. Jetzt hatte man ihn wieder verstossen.

Am 6. Juni trafen sie in New York ein und schleppten ihre Boote in ein altes Bootshaus am Westufer des Hudson River, gegenüber von Poughkeepsie. Das Bootshaus war im Grunde nicht mehr als eine Baracke, ein zugiges, wackliges Gebäude auf dünnen Stelzen mit Duschen, aus denen sich das stinkende Flusswasser über ihre Köpfe ergoss.

Tom Bolles schickte seine Freshmen noch am selben Tag auf den Fluss, denn er wollte sehen, wie sie mit der ungewohnten Rennstrecke zurechtkamen. Sie ruderten zum ersten Mal auf einem Fluss statt auf

einem See und überhaupt zum ersten Mal an einem anderen Ort als dem Lake Washington. Das Wetter hätte sich von dem zu Hause nicht deutlicher unterscheiden können – es war drückend heiss und schwül. Die Jungs waren schon schweissgebadet, als sie ihr Rennboot, die *City of Seattle*, zu Wasser liessen. Zwar wehte auf dem Wasser eine leichte Brise, aber sie brachte keine Erfrischung. Sie zogen die Trikots aus, tranken sie im stinkenden Wasser des Hudson und zogen sie wieder an, aber das machte die schwüle Hitze nur noch unerträglicher. Bolles wies sie an, zum Aufwärmen ein paar Minuten flussaufwärts zu rudern. Er selbst folgte ihnen in einem Motorboot. Als er das Gefühl hatte, dass sie bereit waren, hob er das Megafon und befahl, das Tempo zu erhöhen. Die Jungs legten sich in die Ruder, aber Bolles nahm nicht einmal die Zeit. Er sah auch so, dass sie weit unter ihren Möglichkeiten blieben. Ihre Bewegungen wirkten hölzern, und sie fuhren im Zickzack hin und her. Die Hitze schien ihnen zuzusetzen. Und auf dem Lake Washington wurden sie zwar mit jedem Wind und Wellengang fertig, aber die Wellen des Hudson waren anders – sie waren lang und niedrig und trafen seitlich gegen das Boot, sodass die Ruderblätter im einen Moment durch die Luft fuhren und im nächsten zu tief ins Wasser eintauchten. Auch die Gezeitenströmung machte ihnen zu schaffen. Sie waren es nicht gewohnt, dass sich das Wasser unter dem Boot bewegte und sie in Richtungen trieb, in die sie gar nicht wollten. «Ruder – halt!», rief Bolles durch sein Megafon und winkte die Jungs zum Bootshaus zurück. Er musste dringend mit Pocock sprechen.

Niedergedrückt verstauten die Jungs ihr Boot, duschten mit der Brühe aus dem Fluss und traten einen langen Fussmarsch entlang der Gleise am Westufer zu ihrem Quartier an. Dann stiegen sie die Steilküste von Highland zur Pension von Florence Palmer hinauf, wo sie übernachten sollten. Mrs Palmers Farmhaus war klein und der Preis entsprechend günstig. Die spärlichen Mahlzeiten aus ihrer Küche

konnten den Hunger von zwei Dutzend grossen, starken jungen Männern und einer Handvoll Trainer und Steuermänner allerdings nicht annähernd stillen. Die Jungs vertilgten restlos alles Essbare in Sichtweite und stiegen anschliessend erschöpft zu den Schlafkammern unter dem Dach hinauf, in denen sie jeweils zu sechst untergebracht waren. Dort versuchten sie in der stickigen Hitze zu schlafen.

In den letzten Tagen vor der Regatta trainierten die meisten der achtzehn Mannschaften erst am späten Abend. Die Trainer wollten ihren Schützlingen die brutale Mittagshitze ersparen und ausserdem ihre Zeiten und Strategien voreinander und vor den unzähligen neugierigen Reportern geheim halten, die in Poughkeepsie eingefallen waren.

Der Tag des Rennens, der 16. Juni, dämmerte wolkenlos und warm herauf. Gegen Mittag trafen die Fans aus dem ganzen Osten per Zug und Auto ein. Die Männer legten Jacken und Krawatten ab, die Frauen setzten Sonnenbrillen und breitkrepelige Sonnenhüte auf. Am Nachmittag herrschte in Poughkeepsie Hochbetrieb. In Hotellobbys und Restaurants drängten sich die Fans und nippten an eisgekühlten Getränken. Viele hatten jetzt, wo die Prohibition endlich vorbei war, auch schon dem Alkohol reichlich zugesprochen. Auf den Strassen schoben Strassenverkäufer ihre Karren durch die Menge und verkauften Hot-dogs und Eistüten.

Den ganzen Nachmittag über ratterten Strassenbahnen das steile Ufer von Poughkeepsie hinunter und brachten die Fans zum Hudson. Über dem Wasser hing ein grauer Hitzeschleier. Weisse, strombetriebene Fähren kreuzten den Fluss und brachten Zuschauer zum Westufer. Dort wartete ein Aussichtszug auf sie, auf dessen dreizehn weiss umhüllten Flachwagen man Tribünen errichtet hatte. Um fünf Uhr nachmittags hatten sich über fünfundsiebzigtausend Menschen an den bei-

den Ufern versammelt. Siesassen an Badestellen, standen auf Stegen und hockten auf Dächern, Felsen und Zäunen entlang der Rennstrecke, nippten an ihrer Limonade und fächelten sich mit Programmen Luft zu.

Das Freshman-Rennen über zwei Meilen sollte zuerst stattfinden, im Stundenabstand gefolgt vom 3-Meilen-Rennen der Juniormannschaften und schliesslich den vier Meilen der ersten Mannschaften. Als Joe und seine Kameraden mit der *City of Seattle* vom Bootshaus auf den Fluss hinausruderten, bekamen sie das Spektakel der Regatta zum ersten Mal zu Gesicht. Genau eine Meile flussaufwärts von der gewaltigen, 1889 erbauten Eisenbahnbrücke mit ihrer Spannweite von über zwei Kilometern lagen in einer Linie quer über den Fluss sieben identische Ruderboote. Sie bildeten die Startlinie. In jedem Boot sass ein Funktionär, der das Heck des Rennboots auf der betreffenden Rennbahn bis zum Startschuss festhalten sollte. Eine halbe Meile dahinter kam die neue Autobrücke, auf der Dutzende weiterer Funktionäre standen. Zwischen den beiden Brücken und weiter bis zur Ziellinie ankerte eine luxuriöse Jacht neben der anderen, auf deren Teakholzdecks sich die Zuschauer drängten. Zwischen den Jachten fuhren Kanus und hölzerne Motorboote hin und her. Nur die sieben Rennbahnen in der Flussmitte waren frei. Unmittelbar hinter der Ziellinie lag ein blendend weisser, sechsundsiebzig Meter langer Kutter der Küstenwache, die *Champlain*, dahinter ragte gewaltig und düster ein grauer Zerstörer der US-Marine auf, dessen Mannschaft sich bereit machte, die Kadetten der Naval Academy aus Annapolis anzufeuern.

Die Achter der Freshmen näherten sich den Booten der Startlinie, jeweils gefolgt von den Booten ihrer Trainer mit im Leerlauf stotternden Innenbordmotoren. Tom Bolles, der seinen glückbringenden Hut trug, rief seinem Steuermann George Morry letzte Anweisungen zu. Washington lag auf Bahn drei, unmittelbar neben Syracuse Orange auf

Bahn zwei. Der Trainer von Syracuse Orange war eine Ruderlegende, der zweiundachtzig Jahre alte Jim Ten Eyck, der seinen ersten Ruderwettkampf angeblich 1863 bestritten hatte, am Tag nach der Schlacht von Gettysburg. Sein Team hatte drei der vier letzten Freshman-Rennen gewonnen und war 1934 Titelverteidiger und Favorit.

Die Hitze hatte kaum merklich nachgelassen. Eine leichte Brise aus Norden kräuselte das Wasser, das im Dunst des späten Nachmittags bleifarben schimmerte. Die Wimpel der grossen Schiffe bewegten sich träge. Die Jungs aus Washington fuhren rückwärts in ihre Spur, und der Funktionär auf dem Boot dahinter hielt mit ausgestreckter Hand ihr Heck fest. Morry wies George Lund auf dem Bugsitz an, den Bug gerade auszurichten. Dann bedeutete er dem Starter mit einem Handzeichen, dass sein Boot startklar war. Joe Rantz holte tief Luft und konzentrierte sich, Roger Morris korrigierte den Griff seiner Hände am Riemen.

Beim Startschuss ging Syracuse sofort mit einer Schlagzahl von vierunddreissig in Führung, dicht gefolgt von Washington mit einunddreissig. Alle anderen – Columbia, Rutgers, Pennsylvania und Cornell – fielen fast sofort zurück. Nach einer Viertelmeile flussabwärts sah es aus, als könne die Mannschaft aus Syracuse, wie vorausgesagt, die Führung behaupten. Doch nach einer halben Meile hatte Washington aufgeholt und ging in Führung, ohne die Schlagzahl zu erhöhen. Als die beiden Mannschaften nach einer Meile unter der Eisenbahnbrücke hindurchfuhren, zündeten die Funktionäre auf der Brücke drei Bomben zum Zeichen, dass das Boot auf Bahn drei, Washington, zur Halbzeit führte. Ganz langsam kam der Bug des Bootes aus Syracuse in Joes Blickfeld und entfernte sich von ihm. Er beachtete ihn nicht, sondern konzentrierte sich auf den Riemen in seinen Händen, zog ihn kraftvoll durch. Er fühlte sich gut, hatte fast keine Schmerzen. An der 1,5-Meilen-Marke geriet jemand in der Mitte des Bootes aus Syracuse aus dem Takt. Die Mannschaft hielt einen Moment inne, fand aber sofort wieder



in ihren Rhythmus. Doch die Entscheidung war gefallen. Washington hatte bereits zweieinhalb Bootslängen Vorsprung. Cornell auf dem dritten Platz lag acht Längen zurück und war fast verschwunden. George Morry sah sich rasch um, verblüfft über ihren grossen Vorsprung. Trotzdem erhöhte er wie im April auf dem Lake Washington gegen Kalifornien auf den letzten hundert Metern nur der Show wegen die Schlagzahl. Drei weitere Kanonenschläge explodierten, als sie mit erstaunlichen fünf Bootslängen Vorsprung vor Syracuse die Ziellinie überquerten.

In Seattle und Sequim sprangen die in Küchen und Wohnzimmern an Radiogeräten versammelten Menschen jubelnd auf. Die Farmerjungen, Fischer und Werftarbeiter aus dem Bundesstaat Washington, die vor einem Dreivierteljahr noch nicht einmal ein Ruder in der Hand gehalten hatten, hatten die besten Mannschaften des Ostens mühelos geschlagen und waren die neuen Landesmeister in der Klasse der Freshmen.

Die Jungs gratulierten einander, ruderten zum Boot der besiegten Rivalen, sammelten deren Trikots als Trophäe ein und gaben ihnen die Hand. Dann ruderten sie gemächlich zu ihrem Bootshaus zurück. Sie stiegen von der *City of Seattle* auf den schwimmenden Steg und führten dort das Ritual aller siegreichen Rudermannschaften auf: Sie warfen den Steuermann ins Wasser. Vier von ihnen packten Morry, bevor er die Rampe hinauf entkommen konnte, schlangen ihn an Armen und Beinen dreimal vor und zurück und warfen ihn weit auf den Hudson hinaus. Als er anschliessend wieder zum Steg zurückschwamm, halfen ihm die anderen aus der stinkenden Brühe und stiegen zum Bootshaus hinauf, um zu duschen und den Gestank des Hudson loszuwerden. Tom Bolles eilte zum Büro der Western Union in Poughkeepsie und telegraphierte nach Hause. George Varnell von der *Seattle Times* tat dasselbe: «Glauben Sie mir, im ganzen Land ist heute niemand glücklicher als diese Jungs.»

Aber nicht nur die Menschen zu Hause feierten. Fast alle Zuschauer in Poughkeepsie spürten, dass der Sieg der Freshmen aus Washington etwas ganz Besonderes war, genauso wie es die Ruderfans spürten, die überall im Land am Radio mithörten oder am folgenden Tag davon in der Zeitung lasen. Die *New York Times*, geradezu das Sprachrohr des Ostküsten-Establishments, schrieb trotz der fehlenden Dramatik von einem «atemberaubenden» Rennen. Die Menschen staunten nicht nur über den grossen Vorsprung oder die Zeit von 10:50 Minuten, sondern die Art, wie die Jungs aus Washington gerudert waren. Sie hatten vom Startschuss weg bis zur abschliessenden Salve gerudert, als könnten sie im selben Tempo noch zwei oder auch zehn weitere Meilen durchhalten, mit einer solchen Gelassenheit, einem solchen «Gleichmut», wie die *Times* schrieb, und so in sich ruhend, dass sie am Ende nicht auf ihren Sitzen zusammengesackt und keuchend um Luft gerungen hatten, wie es Ruderer am Ende eines Rennen gewöhnlich tun, sondern kernengerade dagesessen und sich seelenruhig umgeblickt hatten. Sie hatten ausgesehen, als hätten sie nur eine gemächliche Ruderpartie hinter sich, als verstünden sie gar nicht, was die ganze Aufregung sollte.

Eine Stunde später verbesserte die Juniormannschaft aus Syracuse die Laune seines alten Trainers wieder, indem es einen wütenden Überraschungsangriff des Navy-Teams zum anfeuernden Geheul der Sirenen des Zerstörers abwehrte und das zweite Rennen des Tages gewann.

Als es Zeit für das dritte und wichtigste Rennen des Tages wurde, das Rennen der ersten Mannschaften, ging die Sonne bereits unter, und ein trübes Dunkel legte sich über den Fluss. Al Ulbrickson ging stumm am Ufer auf und ab und wartete zusammen mit George Pocock und Tom Bolles darauf, den Pressewagen des Aussichtszugs zu besteigen. Als ein Reporter zu ihm trat und ihn fragte, ob er nervös sei, erwiderte

Ulbrickson schnaubend, er sei die Ruhe selbst, und steckte sich eine Zigarette mit dem falschen Ende in den Mund. In Wahrheit wünschte er sich nichts so dringend wie einen Sieg in Poughkeepsie. Er hatte dort als Trainer noch nie gewonnen, was den Leuten in Washington, die sein Gehalt zahlten, auch durchaus bewusst war. Ausserdem wollte er gegenüber der Öffentlichkeit noch etwas anderes richtigstellen. Im April, kurz nach dem Sieg seiner Mannschaft über die Kalifornier auf dem Lake Washington, hatte Associated Press eine Meldung in Umlauf gebracht, die am folgenden Morgen im ganzen Land abgedruckt wurde. Darin stand: «Zwar konnten die Bären [die Kalifornier] die altgediente Mannschaft der Huskies [die Washingtoner] nicht überholen ... aber mit ihrem zu Herzen gehenden Schlusspurt haben sie gezeigt, dass sie auf dem Weg zu den Olympischen Spielen 1936 sind.»

Das klang, als sei der Sieg von Washington nur ein Zufall gewesen, und genau solche Behauptungen konnte Al Ulbrickson auf den Tod nicht ausstehen.

Das Schlussrennen von Poughkeepsie 1934 wurde zu einem Duell zwischen Ulbricksons Jungs und Ebrights Mannschaft. Alle Boote kamen gut vom Start weg und blieben auf den ersten hundert Metern dicht zusammen. Doch nach der ersten Meile von insgesamt vier hatten die beiden Mannschaften aus dem Westen einen deutlichen Vorsprung vor den Mannschaften aus dem Osten erarbeitet. Kalifornien ging zunächst in Führung, gab sie dann an Washington ab und holte sie wieder zurück. Nach anderthalb Meilen führte wieder Washington. Die beiden Boote glitten auf die Eisenbahnbrücke zu, doch als sie unter den Stahlträgern hindurchfuhren, hatte Kalifornien bis auf wenige Zentimeter aufgeholt. Kopf an Kopf gingen sie die letzte Meile an, und dabei blieb es auch eine Dreiviertelmeile lang. Dann, auf dem letzten Abschnitt, legte auf dem kalifornischen Boot plötzlich Schlagmann Dick Burnley,

ein fast zwei Meter grosser schlanker, aber bärenstarker Riese, noch einmal richtig los. Kalifornien ging in Führung, Washington fiel zurück und erreichte mit einem Rückstand von einer Dreiviertellänge das Ziel.

Ebright hatte seinen zweiten Titel in Folge errungen, sich für die Niederlage in Washington revanchiert und im Nachhinein bestätigt, wie gerechtfertigt die Worte des Reporters von Associated Press vom April waren.

Niedergeschlagen traten die Jungs der ersten Mannschaft die lange Zugfahrt zurück nach Seattle an. Nach aussen nahm Al Ulbrickson die Niederlage gefasst hin. Er scherzte im Zug mit den Jungs, um sie aufzuheitern. Doch als er später allein war, schäumte er vor Wut. Nach seinem letzten Sieg in Poughkeepsie hatte Ky Ebright bei den Olympischen Spielen Gold gewonnen. Die *New York Times* wies auch prompt darauf hin und prophezeite wie AP, dass Kalifornien 1936 wieder zu den Olympischen Spielen antreten würde. Der Vergleich stimmte zwar nicht ganz, wie Ulbrickson wusste. Bis zu den nächsten Olympischen Spielen waren es immerhin noch zwei Jahre. Trotzdem musste er sich mit einer Tatsache abfinden: Ebright verstand sich mit einem geradezu unheimlichen Geschick darauf, die entscheidenden Rennen zu gewinnen.

Zehn Tage später sass Joe Rantz wieder im Zug und blickte auf eine Landschaft, in der sich eine neue Tragödie anbahnte.

Nach dem Sieg in Poughkeepsie war er allein nach Pennsylvania gefahren und hatte dort seinen Onkel Sam und seine Tante Alma Castner besucht, die ihn vor Jahren nach dem Tod seiner Mutter aufgenommen hatten. Anschliessend war er nach New Orleans gereist. Er war durch die dampfende Stadt gewandert, hatte die riesigen Schiffe bestaunt, die oberhalb des Strassenniveaus den Mississippi hinauffuhren, und riesige Portionen billiger Shrimps und Krabben und dampfende Schüsseln mit

Gumbo und Jambalaya vertilgt und den Rhythmus und das Jaulen der Jazz- und Bluesbands in sich aufgesogen, das in den milden, nach Jasmin und Bourbon duftenden Nächten durch die Strassen des French Quarter schallte.

Jetzt befand er sich auf dem Heimweg quer durch ein Land, dessen Boden ausgedörrt war und vom Wind fortgeweht wurde.

Der Sommer 1934 war in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten ungewöhnlich heiss, mit Temperaturen über vierzig Grad. Mit zunehmender Hitze hörte es auf zu regnen. In Sioux Falls in South Dakota regnete es in diesem Monat während der Hauptwachstumsphase der Maispflanzen nur fünfundzwanzig Millimeter.

Von dort breitete sich das Wetter über das ganze Land aus. Im Juni herrschten bereits in über der Hälfte der Vereinigten Staaten extreme Hitze und Dürre. In Saint Louis verzeichnete man in diesem Sommer an acht aufeinanderfolgenden Tagen Temperaturen von achtunddreissig Grad und darüber. Dieselben Temperaturen wurden am Midway Airport von Chicago an sechs aufeinanderfolgenden Tagen gemessen, der Höchstwert seit Messung der Temperatur wurde am 23. Juli mit 42,8 Grad erreicht. Doch am schlimmsten war die Hitze nicht im Südwesten, wo man damit rechnete und Getreidesorten und Lebensstil daran angepasst hatte. Die Hitze erfasste auch grosse Gebiete der Region zwischen den Rocky Mountains und den Küstengebirgen und sogar Teile des sonst grünen Nordwestens.

Dabei waren Hitze und Dürre in mancher Hinsicht noch das geringste Übel. Am 9. Mai zog ein gewaltiger Staubsturm vom östlichen Montana über North und South Dakota und Minnesota. Er bedeckte Chicago mit zwölf Millionen Tonnen Erde und zog anschliessend nach Boston und New York weiter. Wie schon im November 1933 standen die Menschen im Central Park und blickten entsetzt zum schwarzen

Himmel auf. An die 350 Millionen Tonnen Mutterboden wirbelte der Sturm in die Luft. Die *New York Times* sprach vom «grössten Staubsturm in der Geschichte der Vereinigten Staaten». Doch in einigen Monaten sollten noch viel grössere Stürme viel grösseres Leid über das Land bringen.

Auf der Fahrt nach Norden und dann nach Westen durch Oklahoma und das östliche Colorado zog eine sepiabraune Landschaft vor Joes Fenster vorbei. Das ganze Land schien unter der sengenden Sonne verwelkt und braun geworden zu sein. Vom Zug abgesehen wirkte alles wie erstarrt, wie in Erwartung des nächsten Angriffs. Pulvrige Erde hatte sich in Schwaden entlang der Zäune angehäuft. Verkümmerte Maisstängel, deren Blätter sich rostbraun verfärbt hatten und sich einrollten, zogen sich verloren in lückenhaften Reihen über die ausgedörrten braunen Felder. Windmühlen standen bewegungslos da, ihre Flügel aus verzinktem Stahl gleissten in der Sonne. Abgemagerte Kühe mit vorstehenden Rippen standen mit hängenden Köpfen auf dem Grund ausgetrockneter Tränketeiche, deren getrockneter Boden mit einem Netz von Rissen überzogen und Steinhart war. Als der Zug an einer Ranch vorbeifuhr, sah Joe, wie Männer ausgemergelte Kühe erschossen und die Kadaver in grosse Gräben kippten.

Der Zug rollte durch das östliche Washington und in die Cascade Mountains hinauf. Im knochentrockenen Nationalpark hatte man Schilder aufgestellt, die vor Feuer warnten. In den vergangenen Monaten hatten dort verzweifelte arbeitslose Holzarbeiter Brände gelegt, um sie anschliessend gegen Bezahlung löschen zu können. Zuletzt fuhr der Zug in das vergleichsweise kühle, wohltuend grüne Gebiet um den Puget Sound hinunter, vielleicht die einzige Region Amerikas, die in diesem Sommer nicht in der Hitze schmachtete.

Doch musste Joe bei seiner Ankunft in Seattle feststellen, dass es dort zwar nicht so heiss war, dafür aber hitzig gestritten wurde.

In den Hafenstädten entlang der Westküste war ein lange schwelender Arbeitskampf zwischen den fast fünfunddreissigtausend Mitgliedern der Hafenarbeitergewerkschaft und den Dampfschiffgesellschaften ausgebrochen. Er kostete acht Menschen das Leben. In Seattle erreichte er seinen Höhepunkt am 18. Juli, zwölfhundert Gewerkschafter brachen in Keilen durch die Absperrungen der mit Tränengas und Schlagstöcken bewaffneten berittenen Polizei und verhinderten erfolgreich das Löschen von Ladung durch Streikbrecher, darunter Burschenschaftler und Footballspieler, die von den Dampfschiffgesellschaften an der Universität rekrutiert worden waren. Die Hölle brach los. Tagelang wurde auf den Kais und Uferstrassen von Smith Cove erbittert gekämpft, und auf beiden Seiten gab es Dutzende Verletzte.

Und während das Land in der Sonne schmachtete und an der Westküste die Gewalt ausbrach, wurde auch politisch heftig gestritten. Franklin D. Roosevelt war seit anderthalb Jahren im Amt. Der Aktienmarkt hatte sich vorerst stabilisiert und die Beschäftigungszahlen waren leicht gestiegen. Doch die meisten Amerikaner spürten keine Linderung ihrer Not. Die Opposition bedrängte den neuen Präsidenten und schoss sich auf seine Methoden ein, nicht auf die Ergebnisse. In einer landesweiten Rundfunkansprache am 2. Juli verurteilte der Vorsitzende der Republikaner Henry Fletcher den New Deal des Präsidenten und nannte ihn «eine undemokratische Abkehr von allem, das unverwechselbar amerikanisch ist».

Doch in einer kleinen Ecke des Landes nahm in diesem schrecklich heissen Sommer etwas anderes seinen Anfang, ein grosses, zukunftsweisendes Projekt. Am 4. August stiegen die Einwohner von Seattle in aller Frühe, noch vor Anbruch der Dämmerung, in ihre Autos und fuhren Richtung Osten, zum Kamm der Cascades. Die Einwohner von Spokane füllten ihre Picknickkörbe mit Sandwiches, stellten sie auf die

Rücksitze ihrer Autos und fuhren nach Westen. Häuptling George Friedlander und eine Abordnung von Colville-Indianern brachen in Hirschlederkleidern, Mokassins und mit Kopfschmuck nach Süden auf. Am späten Vormittag wimmelte es auf den Strassen im Osten des Washington-Distrikts von Autos, die sich aus allen Richtungen einem höchst merkwürdigen Ort näherten: Ephrata, einem verlassenem Städtchen von fünfhundertsechzehn Einwohnern in der Ödnis der Scablands, unweit des Columbia River und eines achtzig Kilometer langen Canyons namens Grand Coulee.

Am Nachmittag hatten sich in Ephrata hinter Absperrseilen zwanzigtausend Menschen versammelt, darunter auch George Pocock mit seiner Familie. Als Franklin D. Roosevelt das Podium betrat, den Zigarettenhalter in keckem Winkel nach oben gereckt, begrüßte ihn tosender Jubel. Roosevelt stützte sich auf das Rednerpult, lehnte sich vor und begann zunächst ruhig und dann immer leidenschaftlicher von einer Vision zu sprechen, von den Vorteilen der neuen Grand-Coulee-Talsperre für dieses dürre Land. 175 Millionen Dollar würde der Damm die Öffentlichkeit kosten. Fünftausend Quadratkilometer Wüste konnten dann landwirtschaftlich genutzt, viele Tausend weitere Quadratkilometer bereits bestehender Felder bewässert werden. Ausserdem konnten riesige Mengen Strom erzeugt und in den ganzen Westen exportiert werden, und durch den für die Talsperre nötigen Bau von Wasserkraft- und Bewässerungsanlagen würden Tausende neuer Arbeitsplätze entstehen.

Viele Menschen sollten diesen Tag nie vergessen. Für sie war er ein erster Hoffnungsschimmer, ein neuer Morgen. Einzeln konnten sie wenig zur Verbesserung ihrer Lage tun, aber vielleicht ja gemeinsam. Vielleicht lag die Rettung nicht darin, dass jeder für sich durchhielt und hart arbeitete, sondern in etwas ganz Elementarem – dass nämlich alle zusammenhalfen und mit anpackten.





George Pocock in seiner Werkstatt bei der Arbeit

## Kapitel 8

*Ein gutes Rennboot muss leben und Spannung haben, um mit dem Swing der Mannschaft zu harmonieren.*

- George Yeoman Pocock

Der Wildhüter schlich sich von hinten an Joe an, der auf einer langgestreckten Kiesbank im Dungeness stand und ein Wasserbecken nach Lachsen absuchte. Das Rauschen des Wassers übertönte seine Schritte. Ein Blick auf Joe überzeugte ihn, dass er einen Zweikampf verlieren würde, also packte er flugs einen vom Fluss angeschwemmten Knüppel, zielte und schlug ihn Joe auf den Hinterkopf. Joe sackte bewusstlos auf dem Kies zusammen. Als er kurz darauf wieder zu sich kam, sah er gerade noch, wie Harry Secor den Wildhüter wütend am Ufer entlangjagte und dabei eine Stange mit einem Fischhaken schwang wie einen Speer. Der Wildhüter verschwand im Wald, aber Joe und Harry wussten, dass er mit Verstärkung wiederkommen würde. Ihr Unternehmen war aufgefliegen, und sie fischten nie wieder Lachse im Dungeness.

Nach der Reise durch Amerika verbrachte Joe den Rest des Sommers 1934 in dem immer noch halbfertigen Haus in der Silberhorn Road in Sequim und suchte verzweifelt nach Geldquellen, mit denen er

ein weiteres Schuljahr finanzieren konnte. Er mähte wieder Heu, hob Gräben aus, sprengte Baumstümpfe aus dem Boden und verteilte heißen Asphalt auf dem Highway 101. Meist arbeitete er jedoch mit Charlie McDonald im Wald. Charlie wollte sein Dach neu decken. Also schirrte er eines Tages die Pferde an und fuhr mit Joe auf der Suche nach passendem Holz flussaufwärts. Auf dem oberen Teil seines Grundstücks war vor über zehn Jahren Holz geschlagen worden. Die Holzfäller hatten nur die besten Bäume des in diesem Abschnitt des Dungeness noch unberührten Waldes ausgewählt – gewaltige Douglasien und Riesen-Lebensbäume. Einige Lebensbäume waren über zweitausend Jahre alt gewesen, und ihre Stümpfe – zwei bis zweieinhalb Meter im Durchmesser und genauso hoch – ragten wie Denkmäler einer längst vergangenen Zeit aus dem Dickicht von Scheinbeeren, Heidelbeeren, Pappelschösslingen und leuchtend rosafarbenen Weidenröschen. Da es so viele dicke Lebensbäume gab, die vor allem für die Herstellung von Schindeln für Dächer und Wände genutzt wurden, hatten die Männer, die sie gefällt hatten, nur den besten Teil – das Mittelstück der Stämme – mitgenommen und die langen Stücke darüber mit den Ästen und die Stücke darunter, wo die Stämme breiter wurden und die Fasern nicht mehr exakt gerade verliefen, zurückgelassen. Diese Reste konnten noch verwendet werden, allerdings nur wenn man in der Lage war, das Holz zu «lesen», seinen Aufbau zu begreifen.

Charlie lehrte Joe, Schwachstellen im Holz zu erkennen und versteckte Hinweise in Form, Maserung und Farbe zu deuten, damit er es in wohlgeformte Schindeln spalten konnte. Joe lernte, wie man einen Rundling mit einem Spalthammer und eisernen Keilen in ordentliche Viertel zerteilte und wie man mit einem schweren Holzschlegel ein Spalteisen – das wichtigste Werkzeug des Schindelmachers: eine lange, gerade Klinge mit einem genauso langen, im rechten Winkel

dazu stehenden Griff – quer zu den Jahresringen ins Holz schlug. Er lernte, wie man das Spalteisen gleichmässig durch das Holz trieb und wie man dem Holz zuhörte, wenn es zu «reden» begann, wenn die Fasern sich mit einem Knarzen und hellen Reissen voneinander lösten und dem Schindelmacher zu verstehen gaben, dass sie sich jetzt entlang der beabsichtigten Ebene abspalten würden. Und wie man das Spalteisen genau im richtigen Moment drehte, sodass die Schindel fein säuerlich absprang, mit glatten Flächen und von einem Ende zum anderen leicht konisch zulaufend, so wie eine fertige Dachschindel eben aussehen musste.

Innerhalb weniger Tage hatte Joe gelernt, mit Spalteisen und Schlegel umzugehen, und er konnte das Holz fast genauso schnell und sachkundig wie Charlie vermessen und Schindeln davon abspalten. Er war stolz auf seine neue Fähigkeit. Das Zuschneiden des Holzes brachte etwas in ihm zum Klingen, das schwer zu beschreiben war. Es verschaffte ihm eine tiefe Befriedigung, eine Art inneren Frieden. Zum Teil lag es an dem Vergnügen, das er immer empfand, wenn er neue Werkzeuge kennenlernte und damit praktische Probleme löste. Aber auch der sinnliche Aspekt der Arbeit spielte eine Rolle. Er mochte, wie das Holz vor dem Abspalten leise mit ihm sprach, geradezu als wäre es lebendig. Und wenn es sich dann unter seinen Händen vom Block löste, freute er sich an der schönen und immer wieder unterschiedlichen Maserung, den orangefarbenen, burgunderroten und cremefarbenen Streifen. Dazu kam der durchdringende Duft, der in diesem Moment aufstieg. Das würzig-süsse Aroma frisch gespaltener Red Cedar erfüllte auch oft das Bootshaus in Seattle, wenn Pocock in seiner Werkstatt arbeitete. Für Joe bestand eine Art Verbindung zwischen dem, was er hier inmitten eines Bergs von Schindeln tat, Pococks Arbeit und dem Training in den Rennbooten, die Pocock baute. Es ging jedes Mal um den gezielten Einsatz von Kraft, um die genaue Koordination von Ver-

stand und Muskeln. Und dem Ergebnis wohnte in allen Fällen eine geheimnisvolle Schönheit inne.

Als Joe am 5. Oktober 1934 zum Herbsttraining ins Bootshaus kam, herrschte wieder strahlender Sonnenschein wie damals an seinem ersten Tag als Freshman. Das Thermometer zeigte zwanzig Grad an, die Sonne glitzerte genau wie im Vorjahr auf dem Wasser des Kanals. Nur eins war anders: Der lange trockene Sommer hatte den Wasserstand des Sees dramatisch abgesenkt und braune Schlammflächen freigelegt. Der schwimmende Steg lag auf dem Trockenen. Die Jungs mussten ihre Boote zum Ufer hinuntertragen und durch das Wasser waten.

Noch mehr hatte sich allerdings die Haltung der Jungs geändert, mit denen Joe in der vergangenen Saison gerudert hatte. Sie waren jetzt Sophomores, Studenten im zweiten Jahr. Wie sie in ihren Shorts und Trikots im Bootshaus ein und aus gingen und Tom Bolles bei der Anmeldung der neuen Freshmen halfen, strahlten sie ein ganz neues Selbstbewusstsein aus. Schliesslich waren sie die amerikanischen Meister in der Klasse der Freshmen. Mit verschränkten Armen standen sie an dem breiten Tor des Bootshauses und sahen grinsend zu, wie die Freshmen sich nervös zum ersten Wiegen anstellten, wie sie ungeschickt die Riemen von den Gestellen zogen, möglichst ohne sich dabei gegenseitig zu stossen, und dann ungelentk in die *Old Nero* stiegen.

Ganz abgesehen von dem Pokal, den sie aus Poughkeepsie nach Hause gebracht hatten, hatten Joe und seine Mitstreiter allen Grund, voll Zuversicht auf die kommende Saison zu blicken. Al Ulbrickson empfahl seinen Schützlingen zwar, das Jahr über nicht den Sportteil der Zeitungen zu lesen. Zu wissen, worüber Royal Brougham beim *Post-Intelligencer* oder George Varnell bei der *Seattle Times* jeweils spekulierten, konnte nur Schaden anrichten. Doch in den Sommerfe-

rien hatte er keinen Einfluss darauf, was die Jungs lasen, und in beiden Zeitungen hatten viele höchst interessante Dinge gestanden. Gleich am Morgen nach der Regatta in Poughkeepsie hatte Varnell geschrieben, was in Seattle viele dachten, die das Rennen im Radio verfolgt hatten: «Man muss diese Mannschaft aus Washington als möglichen Kandidaten für Olympia 1936 im Auge behalten.» Ausserdem war im Verlauf des Sommers wiederholt der Vorschlag gemacht worden, Al Ulbrickson sollte die Jungs in Vorbereitung auf diese Rolle doch schon in diesem Jahr zur ersten Mannschaft noch vor den Junioren und eventuell zurückkehrenden Mitgliedern der bisherigen ersten Mannschaft befördern. So weit hergeholt es sich anhörte, es wurde diskutiert, und die Jungs sprachen auch schon unter sich darüber.

Entsprechende Überlegungen beschäftigten Al Ulbrickson auch tatsächlich schon seit Längerem. Verschiedenes sprach dafür, zuallererst natürlich die verblüffende Mühelosigkeit, mit der die Freshmen im Juni in Poughkeepsie gewonnen hatten. Dazu kam, dass die Mitglieder der Mannschaft ungewöhnlich gross und athletisch gebaut waren, mit einem Durchschnittsgewicht von fünfundneunzig Kilo, und im Durchschnitt mehr Kraft und Kondition hatten als die Junioren und die erste Mannschaft. Anders ausgedrückt, sie hatten grosses Potenzial. Ulbrickson sah zwar noch jede Menge technischer Fehler, aber die konnte man beheben. Wichtiger aber war noch der Charakter der Jungs. Sie waren ein rauer Haufen, nicht gerade kultiviert, aber dafür zielstrebig und an harte Arbeit gewöhnt. Ausserdem konnte man den Charakter bei so jungen Leuten bis zu einem gewissen Grad noch beeinflussen. Und hinzu kam als ebenfalls wichtiger Faktor, dass keiner von ihnen sein Studium vor dem Sommer der Olympischen Spiele 1936 abschliessen würde.

Nicht dass Ulbrickson die Jungs in seine Überlegungen eingeweiht hätte. Die Sophomores sollten sich auf keinen Fall für begnadete Rude-

rer halten. Oder glauben, sie könnten im kommenden Juni das 4-Meilen-Rennen gewinnen, nur weil sie im vergangenen Jahr die zwei Meilen der Freshmen gewonnen hatten. Vier Meilen waren eine andere Welt – doppelt so lang und in vieler Hinsicht mehr als doppelt so anstrengend. Sie mussten jetzt vor allem an ihren Körpern arbeiten, geistige Disziplin aufbauen und lernen, wie man einen Riemen ins Wasser eintauchte und wieder heraushob, ohne dass dabei der halbe See ins Boot schwappte. Sie waren gut, aber noch unerfahren. Wenn aus ihnen wirklich das werden sollte, was er sich erhoffte, musste er dafür sorgen, dass sie zu der seltenen Balance von Selbstbewusstsein und Demut fanden, die grosse Ruderer irgendwie immer besaßen. Was da jetzt durchs Bootshaus spazierte und am Tor lehnte, hatte zwar jede Menge Selbstbewusstsein, aber nur wenig Demut.

In der vergangenen Saison hatte vor allem Tom Bolles die Jungs trainiert. Jetzt dagegen war ausschliesslich Ulbrickson für sie zuständig, unabhängig davon, ob sie als erste oder als Juniormannschaft führen. Von Bolles wusste er bereits, dass er auf zwei von ihnen besonders achtgeben musste. Zum einen auf das Nesthäkchen, den erst siebzehn Jahre alten Jungen auf Platz zwei, George «Shorty» Hunt mit seinen ein Meter neunzig. Er war ein Arbeitstier und absolut unentbehrlich, aber empfindlich und nervös, jemand, den man wie ein Rennpferd mit Samthandschuhen anfassen musste, damit er nicht durchging.

Zum anderen galt es, den blonden Jungen mit den Stoppelhaaren auf Platz drei, Joe Rantz, im Auge zu behalten – den Jungen, den er zwei Jahre zuvor in der Turnhalle der Roosevelt High School am Reck beobachtet hatte. Rantz war arm wie eine Kirchenmaus, was schon sein Äusseres verriet. Wenn er wollte, so hatte Bolles berichtet, konnte er jedoch länger und härter rudern als alle anderen im Boot. Das Problem war, dass er offenbar nicht immer wollte. Im vergangenen Frühjahr war

er schrecklich unzuverlässig gewesen – am einen Tag kam er, am anderen nicht. Er folgte nur seinem eigenen Kopf. Die anderen Jungs nannten ihn deshalb schon «Mr Extrawurst». Er war körperlich stark und wirkte zumindest nach aussen selbstsicher und unabhängig, war zugleich aber merkwürdig verletzlich. Er schien verborgene empfindliche Stellen, wunde Punkte zu haben, auf die man aufpassen musste, wenn man seinen vollen Einsatz wollte. Allerdings kannte niemand diese Stellen, nicht einmal seine Kameraden. Niemand wusste, woher sie rührten und inwiefern man sie tolerieren musste. Und Al Ulbrickson hatte wirklich keine Zeit dafür, die wunden Punkte eines empfindlichen Jugendlichen herauszufinden.

Er nahm sein Megafon und befahl der Mannschaft, sich auf der Rampe zu versammeln. Die Jungs taten, wie ihnen geheissen. Ulbrickson stellte sich an eine erhöhte Stelle, um sich gegenüber den ungewöhnlich grossen jungen Männern einen Höhenvorteil zu verschaffen. Damit die Jungs ihm gehorchten, die gar nicht so viel jünger waren als er und oft einen genauso starken Willen hatten, musste er jeden Vorteil nutzen, den er sich verschaffen konnte. Er rückte seine Krawatte gerade, zog seinen Phi-Beta-Kappa-Schlüssel aus der Westentasche und liess ihn, wie so oft bei solchen Anlässen, an seinem Bündel kreisen. Anschliessend blickte er einen Moment lang schweigend über die Jungs hinweg, bis von selbst Ruhe einkehrte. Dann erteilte er ohne weitere Vorrede seine Anweisungen.

«Ihr werdet kein gebratenes Fleisch und kein Gebäck essen, dafür aber jede Menge Gemüse», begann er abrupt. «Ihr werdet gute, nährstoffreiche und gesunde Dinge essen – Essen, wie eure Mütter es kochen. Ihr geht abends um zehn ins Bett und steht pünktlich um sieben auf. Zigaretten, Alkohol und Kautabak sind verboten. Und das gilt das ganze Jahr über, solange ihr für mich rudert. Man kann seinen Körper



nicht ein halbes Jahr lang misshandeln und dann ein halbes Jahr lang rudern wollen. Dafür muss man das ganze Jahr über enthaltsam leben. Im Bootshaus und überall dort, wo ich euch hören kann, wird nicht geflücht. Ihr werdet auch das Studium nicht vernachlässigen und gute Noten schreiben. Ihr werdet weder eure Eltern noch eure Kameraden enttäuschen. Und jetzt ab ins Boot mit euch.»

Ulbricksons Versuch, die Jungs an die Kandare zu nehmen, hatte gemischte Folgen. Doch zwei Wochen später zeigte eine weitere Massnahme unmissverständlich, wie hoch er die Mannschaft einschätzte, auch wenn er es zu verbergen suchte. Als er die Namenslisten der vorläufigen Mannschaften der neuen Saison an der Tafel im Bootshaus aushängte, sahen alle auf den ersten Blick, dass vier der fünf Boote mit Kandidaten für die erste Mannschaft wie immer mit einer Mischung aus Jungs verschiedener Jahrgänge besetzt waren – einige aus dem zweiten Freshman-Boot des vergangenen Jahres, einige aus den beiden Juniorbooten und einige aus dem Boot der bisherigen ersten Mannschaft. Nur in ein Boot hatte er die komplette Mannschaft des Vorjahres übernommen, Joes Boot, das erste Boot der Freshmen. Zumindest vorerst sollten die Jungs genauso sitzen wie im Juni, als zum Zeichen ihres Siegs Bomben auf der Autobrücke von Poughkeepsie gezündet worden waren: George Lund am Bug, Shorty Hunt auf Platz zwei, Joe Rantz auf Platz drei, Chuck Hartman auf Platz vier, Delos Schoch auf Platz fünf, Bob Green auf Platz sechs, Roger Morris auf Platz sieben, Bud Schacht als Schlagmann auf Platz acht und George Morry als Steuermann. Diese Einteilung schien zu bestätigen, was die Jungs schon vermutet hatten: dass sie etwas Besonderes waren und Ulbrickson von ihnen als Mannschaft Ungewöhnliches erwartete.

Doch damit niemand zu viel in die Einteilung hineinlas, vor allem nicht die Sophomores selbst, setzte Ulbrickson das Boot auf der Liste,

die eigentlich die Rangfolge der Mannschaften anzeigte, ganz nach unten. Joe und seine Kameraden saßen nicht im ersten oder zweiten Boot, sondern im fünften, auf dem untersten und letzten Platz, dort, wo niemand einen ernsthaften Anwärter auf die erste Mannschaft des kommenden Frühjahrs vermutete.

Die Jungs wussten nicht, was sie von diesen widersprüchlichen Signalen halten sollten. Sie waren nicht eng befreundet, freuten sich aber, wieder gemeinsam rudern zu können, was sie doch so gut konnten. Angesichts ihres Meistertitels empfanden sie ihren Platz allerdings als ungerechtfertigte Degradierung. Das Verhalten ihres neuen Trainers verpasste ihrem Selbstbewusstsein jedenfalls einen heftigen Dämpfer. Ulbrickson war strenger als Bolles, und die nächste Saison würde ganz sicher anstrengender werden als die letzte.

Zu Beginn des Herbsttrainings hatte vor allem Joe mit seiner Motivation zu kämpfen. Nicht nur der schlechte Platz seines Bootes beschäftigte ihn oder das brutale Training und das Rudern bei Regen und bitterer Kälte, sondern auch Persönliches. Obwohl er im Sommer viel gearbeitet hatte, hatte er noch weniger Geld als im vorangegangenen Jahr. Sogar das Geld für das Kino am Samstagabend erschien ihm jetzt als unkluge Verschwendung. Stattdessen traf er sich mit Joyce in der tristen Mensa, wo sie Ketchup mit heißem Wasser zu einer Tomatensuppe verrührten, zu der sie gesalzene Cracker assen. Der Diamantring an Joyces Finger tröstete sie beide, aber manchmal fragte sich Joe bei seinem Anblick unwillkürlich, ob er die damit zum Ausdruck gebrachten Hoffnungen je erfüllen konnte.

Auch familiäre Dinge machten ihm zu schaffen. Er hatte endlich seinen Bruder aufgesucht und ihn ganz direkt nach der Adresse ihres Vaters gefragt. Nach einigem Herumdicksen hatte Fred sie ihm auch gegeben. Harry, Thula und Joes Halbgeschwister wohnten in Seattle, und

das schon die ganze Zeit seit jenem Abend 1929, als sie weggefahren waren und Joe allein in Sequim zurückgelassen hatten.

Sie waren zunächst in einen baufälligen Schuppen am Wasser gezogen, am Rand von Hooverville. Der Schuppen bestand zwar nicht nur aus Dachpappe, aber auch nicht aus viel mehr. Er hatte nur zwei Zimmer. Eins davon, mit Toilette und Waschbecken, diente als Küche und Bad, das andere, mit einem Holzofen in der Ecke, als Wohnraum und Schlafzimmer für alle sechs Familienmitglieder. Nachts fuhren nur wenige Zentimeter vor der Haustür Lastwagen vorbei. Unter den Straßenlaternen standen Prostituierte und Schlägertypen. In den Ecken der Zimmer tummelten sich die Ratten. Da Harry nicht die Arbeit finden konnte, wegen der sie nach Seattle gezogen waren, mussten sie von der Wohlfahrt leben.

Die Familie blieb nicht lange in der Baracke am Ufer, aber ihre nächste Bleibe war kaum besser, ein altes Haus in Phinney Ridge, westlich des Green Lake. Das Haus war 1885 erbaut und seitdem weder renoviert noch modernisiert worden. Es verfügte nur über eine Steckdose und einen Holzofen zum Heizen. Der Ofen nützte der Familie allerdings wenig, weil sie sich kein Brennholz leisten konnte. Das erhöht gelegene Haus war den winterlichen Winden ausgesetzt, die von der Arktis über die Stadt wehten. Um das Haus heizen zu können und etwas zu essen zu beschaffen, begann Thula die Suppenküchen der Umgebung aufzusuchen, ausserdem eine Vertretung der Unemployed Citizens League, einer von Sozialisten aus Seattle gegründeten Organisation. Ihre Mitglieder hatten sich zum Ziel gesetzt, Essen und Brennholz an Mittellose zu verteilen. Dazu hielten sie Nachlese auf Feldern mit teilweise verdorbenem Getreide im Osten Washingtons und sammelten Brennholz in den Cascade Mountains. Die Ausbeute schafften sie nach Seattle. Die Auswahl bei den Ausgabestellen war al-

lerdings immer dürftig. Die Mahlzeiten, die Thula für die Kinder zubereitete, bestanden meist nur aus einem wässrigen Eintopf aus Pastinaken, Steckrüben, Kartoffeln und einigen dünnen Scheiben getrockneten Rindfleischs. Da zum Heizen des Herds meist das Holz fehlte, schloss sie kurzerhand ihr elektrisches Bügeleisen an die einzige Steckdose an und kochte den Eintopf darauf.

Thulas Vater war 1926 gestorben, aber ihre Mutter wohnte noch in einem grossen Haus ein paar Strassen hangabwärts auf der anderen Seite der Aurora Avenue, in der Nähe des Green Lake. Mary LaFollette war von Anfang an über Thulas Ehe nicht glücklich gewesen und erst recht nicht darüber, wie die Situation sich weiterentwickelte. Ihr einziges Zugeständnis angesichts der Not von Harrys Familie bestand darin, dass Thulas Kinder jeden Sonntagmorgen eine Schüssel Fertiggriesbrei bei ihr abholen durften. Mehr gab es nicht. Damit schien eine Botschaft verbunden. Harry juniors Stimme zitterte noch achtzig Jahre später bei der Erinnerung daran: «Eine Schüssel Brei, und das einmal pro Woche. Das habe ich nie verstanden.» Thula dagegen verstand die Botschaft. Sie warf Harry aus dem Haus. Er sollte erst wiederkommen, wenn er Arbeit gefunden hatte. Harry fuhr nach Los Angeles. Ein halbes Jahr später kehrte er mit einem Motorrad, aber ohne Arbeit zurück.

Thula stellte ihm ein zweites Ultimatum, und diesmal fand Harry endlich Arbeit als Monteur in der Molkerei und Bäckerei Golden Rule in Fremont. Der Betreiber der Bäckerei war ein erbitterter Gegner der Gewerkschaften, was in den folgenden Jahren dazu führte, dass die Bäckerei von der ganzen Stadt boykottiert und zum Mittelpunkt von Arbeitskämpfen wurde. Er zahlte deshalb auch nur niedrige Löhne. Trotzdem war es Geld, und Harry konnte es sich nicht leisten, wählerisch zu sein. Er zog mit seiner Familie in ein kleines, aber solides Haus Ecke

Thirty-ninth Street und Bagley Avenue, unweit der Bäckerei und unweit des nördlichen Endes des Lake Union, auf dem Joe fast jeden Nachmittag ruderte. In diesem Haus besuchte Joe die Familie im Herbst 1934, nachdem Fred ihm endlich die Adresse gegeben hatte.

Das Wiedersehen verlief unspektakulär. Joe stieg eines Nachmittags mit Joyce in den Franklin und fuhr zu der angegebenen Adresse. Sie parkten in der Bagley Avenue, holten tief Luft und stiegen Hand in Hand die Betonstufen zur Eingangsveranda hinauf. Drinnen hörten sie jemanden Violine spielen. Joe klopfte an eine gelbe Halbtür, und die Geige verstummte. Hinter den Spitzengardinen in der oberen Türhälfte bewegte sich ein Schatten. Dann, nach kurzem Zögern, öffnete Thula die Tür zur Hälfte.

Sie schien nicht besonders überrascht, die beiden zu sehen. Joe hatte das Gefühl, dass sie schon länger mit ihm gerechnet hatte. Sie warf Joyce einen Blick zu und nickte freundlich, machte aber keine Anstalten, die beiden hereinzubitten. Es folgte ein längeres Schweigen. Niemand wusste, was er sagen sollte. Joe fand, dass Thula verhärtet und müde aussah, viel älter als ihre sechsunddreissig Jahre. Ihr Gesicht war bleich und angespannt, die Augen lagen tief in den Höhlen. Dann fiel sein Blick auf ihre Finger, die rot und wund waren.

Endlich brach er das Schweigen. «Hallo, Thula, wir wollen nur sehen, wie es euch geht.»

Thula sah ihn stumm und mit unergründlicher Miene an, dann senkte sie den Blick.

«Es geht uns gut, Joe. Jetzt ja. Wie geht es in der Schule?»

Joe sagte, dass es gut gehe und dass er jetzt in der Rudermannschaft sei.

Thula sagte, sie habe davon gehört und sein Vater sei stolz auf ihn. Dann fragte sie Joyce nach ihren Eltern und äusserte ihr Mitgefühl, als Joyce sagte, ihr Vater sei sehr krank.

Sie machte die Tür nicht weiter auf und versperrte mit ihrem Körper den Zutritt. Joe bemerkte, dass sie auch beim Sprechen zu Boden blickte, als betrachte sie ihre Füße und als wäre die Antwort auf seine Fragen dort zu finden.

Nach einer Weile fragte Joe, ob sie hereinkommen und seinen Vater und die Kinder begrüßen dürften. Thula erwiderte, Harry sei bei der Arbeit und die Kinder besuchten Freunde.

Joe fragte, ob er und Joyce sie ein andermal besuchen könnten.

Thula schien auf einmal gefunden zu haben, was sie suchte. Sie hob abrupt den Blick und richtete ihn auf Joe. «Nein», sagte sie. Ihre Stimme klang kalt. «Du lebst dein Leben, Joe. Halte dich aus unserem raus.» Und damit schloss sie die Tür und schob mit einem leisen metallischen Klicken den Riegel vor.

Auf dem Heimweg von der Bagley Avenue an diesem Nachmittag war Joyce ausser sich. Sie hatte über die Jahre allmählich mehr über Joes Eltern erfahren und wusste, was in Sequim und davor in der Gold and Ruby Mine passiert war. Sie wusste vom Tod seiner Mutter und der langen, einsamen Zugfahrt nach Pennsylvania und verstand nicht, wie Thula zu einem mutterlosen Kind so abweisend sein konnte und warum Joes Vater sich nicht stärker für seinen Sohn eingesetzt hatte. Genauso wenig verstand sie, dass Joe es so gelassen nahm und sich bei den beiden lieb Kind machen wollte, als wäre nichts passiert. Als Joe schliesslich am Strassenrand bremste, um sie vor dem Haus des Richters abzusetzen, brach es aus ihr heraus.

Sie wollte wissen, warum Joe sich das gefallen liess. Warum tat er immer so, als hätten seine Eltern ihm nichts getan? Was für eine Frau überliess ein Kind sich selbst? Was für ein Vater liess das zu? Warum schimpfte Joe nie auf die beiden? Warum verlangte er nicht einfach, dass sie ihn seine Halbgeschwister sehen liessen? Als sie fertig war, schluchzte sie fast.

Sie warf Joe einen Blick zu und sah durch ihre Tränen hindurch sofort den tiefen Kummer in seinen Augen. Doch er hatte die Lippen zusammengepresst und sah sie nicht an, sondern starrte über das Lenkrad geradeaus.

«Das verstehst du nicht», murmelte er. «Sie hatten keine andere Wahl. Es gab so viele Mäuler zu stopfen.»

Joyce überlegte, dann sagte sie: «Ich verstehe nur nicht, warum du nicht wütend bist.»

Joe starrte weiter geradeaus durch die Windschutzscheibe.

«Wütend zu sein kostet Kraft. Es frisst dich innerlich auf. Wenn ich meine Kraft damit verschwende, komme ich nicht weiter. Als meine Eltern mich verlassen haben, habe ich meine ganze Kraft zum Überleben gebraucht. Jetzt darf ich nicht nachlassen. Ich muss selbst zurechtkommen.»

Joe zog sich mehr und mehr in die Welt des Bootshauses zurück. Die Jungs hänselten ihn weiter wegen seines schlechten Kleider- und Musikgeschmacks, und er fühlte sich eigentlich nur in Gesellschaft von Roger und Shorty wohl, aber wenigstens hatte er im Bootshaus ein Ziel vor Augen. Die Rituale des Ruderns, die spezialisierte Sprache des Sports, die technischen Details, mit deren Erlernen er sich abmühte, das Wissen der Trainer und sogar ihre Litanei an Vorschriften und Verboten – das alles verlieh der Welt des Bootshauses für Joe eine Stabilität und Ordnung, die der Welt draussen seit Langem fehlte. Nach dem mörderischen Nachmittagsstraining war er erschöpft und wund, aber er fühlte sich zugleich gereinigt, als hätte jemand mit einer Drahtbürste seine Seele geschrubbt.

Im Bootshaus fühlte er sich mehr zu Hause als in dem düsteren Keller im YMCA oder dem halbfertigen Haus draussen in Sequim. Er blieb nach Trainingsende oft noch lange da und fühlte sich zunehmend vom hinteren Ende der Halle angezogen und von der Trep-

pe, die zu Pockocks Werkstatt hinaufführte. Es wäre ihm nie eingefallen, sie unaufgefordert hochzusteigen, aus Angst, er könnte Pockock stören. Die Jungs begegneten «Mr Pockock» geradezu mit Ehrfurcht. Nicht dass er darauf Wert gelegt hätte. Eher das Gegenteil war der Fall. Pockock stand oft auf dem schwimmenden Steg, wenn die Jungs sich zum Training vorbereiteten, machte sich an dem einen oder anderen Ausleger eines Bootes zu schaffen, plauderte mit den Jungs und gab gelegentlich auch einen Rat, wie sie ihren Ruderschlag verbessern konnten. Denn in Wirklichkeit glaubte Pockock, der nie eine höhere Schule besucht hatte, dass *er* es sei, der diesen Studenten mit Respekt begegnen müsse.

Dabei war er viel gebildeter, als seine Schulbildung es vermuten liess. Wer ihm begegnete, merkte es sofort. Er war in den verschiedensten Fächern wie Religion, Literatur, Geschichte und Philosophie beschlagen und konnte aus dem Stegreif Browning, Tennyson oder Shakespeare zitieren. Als Folge davon genoss er trotz seiner Bescheidenheit allseits tiefsten Respekt, und das galt ganz besonders, wenn er in seiner Werkstatt arbeitete. Bei der Arbeit durfte ihn niemand stören, das war ein ehernes Gesetz.

Joe blieb also am Fuss der Treppe stehen und blickte hinauf. Den anderen gegenüber behielt er seine Neugier freilich für sich. Er bekam mit, dass Pockock dieser Tage viel Zeit in seiner Werkstatt verbrachte. Im Lauf des Sommers waren plötzlich neue Aufträge eingegangen, zum einen weil die Ruderabteilungen im ganzen Land aufgrund des Börsencrashes von 1929 lange nichts bestellt und jetzt Nachholbedarf hatten, aber auch aufgrund der jüngsten Erfolge der Rudermannschaften aus Washington in Booten aus Pockocks Werkstatt. Pockock hatte einen Auftragsüberhang von acht Rennachtern, darunter Bestellungen der berühmtesten Ruderabteilungen des Landes – Navy, Syracuse, Princeton und Pennsylvania. Als er Ky Ebright in Berkeley Anfang September



einen Brief schrieb, war sein Ton deutlich anders als noch ein Jahr zuvor. Er war zu sehr Gentleman, um sich an Ebright zu rächen, hielt mit seinem Selbstbewusstsein aber nicht hinter dem Berg. «Wenn Sie noch etwas kaufen wollen, mein Lieber, würde ich raten, es nicht zu lange hinauszuschieben. In den vergangenen beiden Jahren sind wir furchtbar gestraft worden, aber jetzt wird den Jungs im Osten langsam klar, dass sie einiges an Ausrüstung brauchen. Das heisst, wir haben alle Hände voll zu tun.» Als Ebright nach den Preisen fragte, liess Pocock nicht mit sich handeln: «Ein Achter kostet 1'150 \$ ... Und eins steht fest, Ky: Ich konkurriere nicht um den billigsten Achter des Landes. Ich kann nicht alle bauen, aber ich werde alles daransetzen, dass meine die besten sind.»

Tatsächlich baute George Pocock schon damals die besten Rennboote, und er baute sie nicht nur, er gestaltete sie wie ein Künstler.

Ein Rennboot ist einerseits ein Fahrzeug mit einem sehr speziellen Zweck: Eine bestimmte Anzahl von Personen soll damit möglichst schnell und effizient eine Wasserfläche überqueren. Doch aus einer anderen Perspektive handelt es sich um ein Kunstwerk, einen Ausdruck menschlichen Geistes, der unablässig nach der idealen Form, nach Schönheit, Reinheit und Anmut strebt. Pococks Genie als Bootsbauer bestand zu einem grossen Teil darin, dass er sowohl als Fahrzeugbauer wie als Künstler Übertrendendes leistete.

Als Heranwachsender, der zu seinem Vater in die Lehre ging, hatte er einfache Handwerkszeuge benutzt – Sägen, Hämmer, Stemmeisen, Hobel und Schleifklötze. Er verwendete diese Werkzeuge auch dann noch weiter, als in den dreissiger Jahren arbeitssparende Elektrowerkzeuge auf den Markt kamen. Das lag zum Teil daran, dass Tradition ihm wichtig war. Zu einem anderen Teil glaubte er aber auch, mit

Handwerkszeugen den Feinschliff seiner Arbeit besser steuern zu können. Ausserdem konnte er den Lärm der Elektrowerkzeuge nicht ertragen. Die Handwerkskunst erforderte Nachdenken, und zum Nachdenken musste es ruhig sein. Vor allem aber suchte er die intime Nähe zum Holz – er wollte das Leben im Holz mit den Händen spüren und umgekehrt etwas von sich selbst, von seinem Leben, seinem Stolz und seiner Liebe auf das Boot übertragen. Bis 1927 baute er die Boote genau so, wie er es von seinem Vater in England gelernt hatte. Er begann mit einem kerzengeraden, über achtzehn Meter langen I-Balken, an den er ein zartes Gerüst aus Fichte und Eberesche anbaute. Dann nagelte er sorgfältig dünne Planken aus Spanischer Zeder an die Spanten des Rahmens und formte den Rumpf. Er brauchte dafür einige Tausend Messingnägeln und –schrauben, deren Köpfe mühsam und geduldig von Hand abgefeilt werden mussten, bevor in mehreren Schichten der Bootsack auf die Aussenseite aufgetragen werden konnte. Das Anpassen und Festnageln der Planken war eine langwierige, aufreibende Arbeit. Jeden Moment konnte ein ausgerutschtes Stecheisen oder ein nachlässiger Hammerschlag die Arbeit von Tagen zunichtemachen.

Im Jahr 1927 führte er eine Neuerung ein, die den Bau von Rennbooten in Amerika revolutionierte. Ed Leader, der Nachfolger Hiram Conibears als Rudertrainer von Washington, meinte schon seit einigen Jahren, Pocock solle einmal ein Boot aus der einheimischen Red Cedar bauen, die in Washington und British Columbia im Überfluss wuchs. Die Spanische Zeder war dagegen teuer, denn sie musste aus Südamerika importiert werden (die Spanische Zeder, *Cedrela odorata*, kommt nicht aus Spanien und ist auch gar keine Zeder, sondern gehört zu den Mahagonigewächsen). Ausserdem brach ihr Holz leicht, man musste die Boote deshalb ständig reparieren. Schon deshalb war ein Versuch mit der einheimischen Red Cedar verlockend. Pocock kannte seit Jahren die daraus gebauten leichten und haltbaren alten Kanus der India-

ner, denen man noch gelegentlich auf dem Puget Sound begegnete. Doch hatte Cheftrainer Rusty Callow ihm von entsprechenden Experimenten abgeraten. Callow war in jüngeren Jahren Holzarbeiter gewesen und glaubte wie die meisten Waldarbeiter, die einheimische Red Cedar taue nur für Schindeln. Doch als Pocock 1927 schliesslich der Stimme seines Herzens folgte und erste Versuche damit anstellte, war er überrascht über die Möglichkeiten, die sich ihm eröffneten.

Red Cedar (*Thuja plicata*) ist eine Art Wunderholz. Es hat eine geringe Dichte und lässt sich deshalb mit Stemmeisen, Hobel und Handsäge bestens bearbeiten. Aufgrund der offenen Zellenstruktur ist es sehr leicht, und Leichtigkeit bedeutet beim Rudern Geschwindigkeit. Mit seinen geraden Fasern und dichten Jahresringen ist es haltbar, aber auch elastisch, ohne dass es sich deshalb verzieht oder schüsselt. Es hat weder Harz noch Saft, doch enthalten die Fasern bestimmte, Thujapflanzin genannte Inhaltsstoffe, die konservierend und fäulnishemmend wirken und dem Holz zugleich seinen aromatischen Geruch verleihen. Red Cedar ist schön anzusehen, seine Oberfläche lässt sich gut bearbeiten und kann glänzend poliert werden, was für den glatten, reibungsarmen Rumpf eines Rennbootes entscheidend ist.

Pocock liess sich schnell überzeugen. Er suchte schon bald nach dem besten Red-Cedar-Holz, das er finden konnte, und unternahm lange Reisen zu verrauchten Sägemühlen draussen auf der Olympic-Halbinsel und den noch unberührten Wäldern British Columbias hoch im Norden. Im nebligen Wald um den Lake Cowichan auf Vancouver Island wurde er schliesslich fündig. Aus den langen, geraden Stämmen der dicken, alten Bäume konnte er fünfzig Zentimeter breite und achtzehn Meter lange Bretter schneiden. Und diese Bretter konnte er wiederum zu Paaren dünner Planken aufspalten, vier Millimeter dicken, praktisch identischen Holzblättern mit derselben Maserung. Die An-

ordnung dieser Paare rechts und links des Kiels bewirkte eine vollkommene Symmetrie des Bootes betreffs Aussehen und Eigenschaften.

Die Biegsamkeit der Blätter machte das endlose Nageln der Planken überflüssig. Stattdessen befestigte Pocock sie einfach provisorisch an den Spanten und zwang sie so, deren Form anzunehmen. Anschliessend deckte er den Rumpf mit schweren Decken zu und leitete Dampf aus der Heizung des Bootshauses unter die Decken. Unter dem Einfluss des Dampfes nahm das Holz die Form der Spanten an, und wenn drei Tage später der Dampf ausgeschaltet und die Decken entfernt wurden, hielt es diese Form. Pocock musste es dann nur noch trocknen und mit den Spanten verleimen. Mit derselben Technik stellten die Indianer vom Stamm der Küsten-Salish des Nordwestens seit Jahrhunderten aus Red-Cedar-Planken Bugholztruhen her. Die aus Red Cedar gebauten eleganten Rennboote waren nicht nur schöner als die aus Spanischer Zeder, sondern auch deutlich schneller. Harvard, das versuchshalber eins der ersten Boote aus Pococks Werkstatt bestellt hatte, meldete prompt zurück, die Mannschaft habe ihre Bestzeit damit gleich um einige Sekunden verbessert.

War der Rumpf fertig, befestigte Pocock daran Schienen und Sitze, Ausleger und Ruderanlage. Er war stolz darauf, für seine Boote verschiedene Hölzer aus dem Nordwesten zu verwenden – Zuckerkiefer für den Kiel, Esche für die Spanten, Sitkafichte für Dollborde und handgearbeitete Sitze und Alaskazeder für die Waschborde. Die Alaskazeder war ihm vor allem deshalb wichtig, weil ihr gelblicher Elfenbeinton sich mit zunehmendem Alter zu einem goldenen Honigton verfärbte, der wunderbar mit dem glänzend roten Rumpf harmonierte. Über Heck- und Bugteil spannte er einen Seidenstoff, den er dann lackierte. War der Lack getrocknet und ausgehärtet, entstand eine dünne, durchscheinend gelbe Decke. Abschliessend bearbeitete er die Oberfläche des Rumpfes. Stundenlang schmirgelte er das Holz von Hand mit

Bimssteinpulver, trug dazwischen dünne Lackschichten auf und schmirgelte wieder, bis die Oberfläche glänzte wie stilles Wasser. Insgesamt brauchte er fünfzehn Liter Lack, um die gewünschte Oberfläche zu erhalten. Erst wenn das Boot schimmerte, wenn es förmlich zum Leben erwachte und kaum noch zu bändigen schien, erklärte Pocock es für einsatzbereit.

Red Cedar hatte noch eine Eigenschaft – ein Geheimnis, das Pocock zufällig entdeckt hatte, nachdem seine ersten Boote aus Red Cedar einige Zeit im Wasser gewesen waren. Man nannte die Boote inzwischen «Bananenboote», weil sich Bug und Heck unter dem Einfluss des Wassers kaum merklich nach oben bogen. Pocock dachte über dieses Verhalten und seine Folgen nach und kam zu einem verblüffenden Schluss. Red Cedar dehnt sich, wenn es nass wird, zwar nicht quer zur Faser aus, weshalb es sich auch nicht verzieht, dafür aber längs zur Faser. Das kann bei einem achtzehn Meter langen Boot bis zu zweieinhalb Zentimeter betragen. Beim Befestigen der Planken am Gerüst war das Holz trocken, doch dann wurde es durch regelmässigen Gebrauch nass und dehnte sich in der Länge aus. Das innere Gerüst des Bootes aus Esche blieb dagegen trocken und unverändert und liess die Ausdehnung nicht zu. Es drückte die Haut aus Red Cedar zusammen, und dadurch bogen sich die beiden Enden des Bootes etwas nach oben und verliehen dem Rumpf eine leichte Krümmung. Als Folge davon stand das Boot ähnlich einem gespannten Bogen ständig unter einer leichten Spannung. Die Spannung verlieh ihm eine Art Lebendigkeit, die Neigung, beim Ruderschlag vorwärtszuschliessen – Eigenschaften, die keine andere Bauweise und kein anderes Material aufwiesen.

Für Pocock bestand in dieser Spannkraft – dieser Bereitschaft, zurückzuschlagen, nicht aufzugeben, sich gegen Widerstand zu behaupten – der Zauber der Red Cedar, die unsichtbare Kraft, die das Boot lebendig machte. Und ein Boot, das kein Leben hatte, wäre der jungen

Männer unwürdig gewesen, die alles daransetzten, mit diesem Boot so schnell wie möglich durchs Wasser zu fahren.

Ende Oktober antwortete Ebright auf Pockocks Brief. Wenn er ein neues Boot bestelle, dann nur massgeschneidert. Er wollte ein Boot mit weniger Krümmung. Pockock war entsetzt. Nachdem Ebright zuerst angedeutet hatte, Pockock hätte ihm minderwertige Ware geliefert, verlangte er jetzt ein Boot, das langsamer war als Pockocks beste Boote, ein Boot, mit dem Pockock keinen guten Eindruck machen würde. Der Bootsbauer erläuterte in seiner Antwort ausführlich und mit vielen technischen Details seine Bauweise und schlug einige kleinere Veränderungen vor, mit denen er Ebright zu besänftigen hoffte, ohne die eigentliche Konstruktion verändern zu müssen. Ebright antwortete darauf mit eigenen technischen Argumenten und fuhr fort: «Wahrscheinlich versteht niemand vom Bootsbau mehr als Sie, aber neue Ideen könnten für uns alle von Vorteil sein ... Der Ton dieses Briefes dürfte Ihnen kaum gefallen, George.» Der Ton gefiel Pockock tatsächlich nicht, aber er liess sich nicht auf eine Diskussion ein. Er hatte Aufträge von praktisch allen grossen Ruderabteilungen des Landes. Ebright konnte ein Boot bestellen oder nicht, ganz wie er wollte.

Nach einiger Zeit bestellte Ebright dann tatsächlich eins. Als es fertig war, beauftragte Pockock acht Jungs damit, es für einen Dollar pro Nase zum Hafen von Seattle zu bringen, von wo aus es nach Süden verschifft werden sollte.

Die Jungs ruderten damit durch den Kanal und zum südlichen Ende des Lake Union. Dort hoben sie es vorsichtig aus dem Wasser, stemmten es umgedreht über ihre Köpfe und traten den zweieinhalb Kilometer langen Marsch durch Seattle an. Wie eine sechzehnbeinige, achtzehn Meter lange Schildkröte aus Red Cedar krochen sie über die Mercer Street und marschierten auf der Westlake Avenue durch den Stadt-

verkehr nach Süden. Da ihre Köpfe im Rumpf steckten und sie im Wesentlichen nur ihre eigenen Füße und die ihres Vordermanns sahen, rannte ihnen ein Steuermann voraus, der entgegenkommenden Autos mit fuchtelnden Armen bedeutete auszuweichen und zugleich seine Jungs mit Ruderbefehlen lenkte: «Ruder – halt! Wende über Backbord! Volle Kraft!» Sie wichen Strassenbahnen und Bussen aus, umrundeten Ecken in weiten Bögen und spähten ab und zu unter dem Boot heraus, um sich zu orientieren. Als Nächstes bogen sie nach rechts ab, in die Einkaufsmeile der Fourth Avenue. Passanten blieben auf den Gehwegen stehen oder kamen aus den Läden geeilt, um ihnen lachend und applaudierend nachzusehen. Zuletzt bogen sie nach rechts in die Columbia Street ein, stiegen zum Ufer hinunter, eilten über die Gleise und erreichten sicher den Hafen. Dort schickten sie das Boot auf die Reise nach Kalifornien, wo sie schon bald selbst in einem Rennen auf dem Oakland Estuary gegen die Kalifornier antreten sollten.

Im Bootshaus in Washington wurde die Atmosphäre in diesem Oktober immer gespannter. Anhaltende Gerüchte, die Sophomores könnten im Frühjahr zur ersten Mannschaft befördert werden, hielten alle in Atem. Al Ulbrickson hüllte sich wie immer in Schweigen, aber die älteren Studenten fanden schon das ein schlechtes Zeichen. Warum bereitete er den Gerüchten nicht ein Ende, indem er erklärte, dass die Sophomores wie üblich erst im Jahr darauf die Chance bekommen würden, zur ersten Mannschaft aufzusteigen? Unter den Jungs der einzelnen Boote wurde nicht mehr herumgealbert, stattdessen mass man sich mit kalten Blicken und buhte sich gelegentlich gegenseitig aus, wenn kein Trainer in Hörweite war.

Nicht nur die Stimmung verschlechterte sich, sondern auch das Wetter. Zuerst war es nur der im Herbst übliche Nieselregen, doch

dann, am Vormittag des 21. Oktober, brach die nächste einer ganzen Reihe von Wetterkatastrophen über das Land herein, die so typisch für die Mitte der dreissiger Jahre waren. Ein heftiger Orkan zog über den Bundesstaat Washington hinweg, ein Sturm, gegen den sich die Stürme des vorangegangenen Herbstes wie laue Frühlingslüftchen ausnahmen.

Er schien aus dem Nichts zu kommen. Um neun Uhr früh herrschte auf dem Lake Washington nur leichter Wellengang. Es war ein typischer grauer Spätherbsttag. Ein leichter Wind wehte mit etwa acht Kilometern pro Stunde aus Südost. Bereits eine Stunde später blies ein anhaltender Wind aus Südwest mit achtzig Stundenkilometern. Gegen Mittag fuhren Böen mit hundertzwanzig Stundenkilometern pfeifend über den See. In Aberdeen an der Küste erreichte der Wind sogar Geschwindigkeiten von über hundertvierzig Stundenkilometern. Es war der schlimmste Sturm, den Seattle je erlebt hatte.

Als es nach sechseinhalb Stunden schliesslich zu stürmen aufhörte, waren weite Teile der Wälder umgeknickt. Der Schaden an Gebäuden ging in die Millionen, achtzehn Menschen waren getötet worden, und Seattle war grossenteils von der Aussenwelt abgeschnitten.

Dann begann es wieder zu regnen. Es war keine Sintflut wie im Vorjahr, aber es regnete an den meisten noch verbleibenden Tagen des Oktobers und auch noch im November. Vom Pazifik kamen ungewöhnlich viele kleinere Stürme. Einer der wenigen Nachteile, die Ruder-mannschaften der Ostküste angeblich gegenüber denen der Westküste hatten, bestand darin, dass man im Osten im Winter, wenn die Flüsse zugefroren waren, nicht draussen trainieren konnte. Man musste deshalb auf Ruderbecken in Hallen ausweichen, die allerdings nur ein schwacher Ersatz waren. «Als sitze man mit einer Schaufel auf dem Rand einer Badewanne», spottete ein Trainer aus dem Westen. Die



Jungs aus Washington hingegen waren aufgrund des vielen Trainings im Freien abgehärtet und geübt im Rudern in rauen Gewässern. Wenn das Boot allerdings sank, konnte man nicht mehr rudern, und im Lauf des November 1934 war der Wellengang so stark, dass die Boote ständig mit Wasser vollzuschlagen drohten. Tagelang mussten die Mannschaften am Ufer bleiben. Ulbrickson nahm seine Jungs zwar hart ran, aber das hiess nicht, dass er sie auf dem See ertrinken liess. Mitte November lag er seiner Einschätzung nach zwei Wochen mit dem Training zurück.

In einer ganz anderen Welt, den grosszügigen Filmstudios der Geyer-Werke in der Berliner Harzer Strasse, blickte in diesem Monat Leni Riefenstahl mit müden Augen durch die doppelte Vergrösserungslinse ihrer kleinen Lytax-Filmschneidemaschine. Sechzehn Stunden täglich sass sie ohne nennenswerte Essenspausen in einem weissen Laborkittel am Schneidetisch, oft bis drei oder vier Uhr morgens, umgeben von Tausenden von Filmstreifen, die an Haken vor einer von hinten beleuchteten Glasscheibe hingen. Riefenstahl war damit beschäftigt, eine Auswahl der über hunderttausend Meter Filmmaterial, die sie auf dem Parteitag der NSDAP 1934 in Nürnberg gedreht hatte, durchzusehen und zu schneiden.

Der Film erschien schliesslich unter dem Titel *Triumph des Willens* und inszenierte das Selbstverständnis Nazideutschlands. Er zeigt bis heute beispielhaft die Fähigkeit der Propaganda, der absoluten Macht zu dienen und grenzenlosen Hass zu rechtfertigen. Leni Riefenstahl wurde ihr ganzes Leben lang für diesen Film gefeiert.

Der Nürnberger Reichsparteitag 1934 war selbst eine Hymne an die Macht und ein bewusst eingesetztes Instrument zu ihrem weiteren Ausbau. Von dem Moment an, in dem Hitler in seinem Flugzeug am 4. September des Jahres aus den Wolken auf Nürnberg niederschweb-

te, diene jede Bewegung, die er machte, jedes Bild und jedes Wort, das er und seine Schergen sagten, dem Ziel, die NSDAP als unbesiegbar darzustellen und darüber hinaus zum einzig legitimen Gegenstand nicht nur allen politischen Strebens, sondern auch einer geradezu religiösen Verehrung zu erklären. Und diese neue deutsche Religion fand ihre Verkörperung in der Person des «Führers».

Die wichtigsten Choreografen des Parteitag waren Albert Speer, Hitlers erster Architekt, der Nürnberg zu einem gewaltigen Filmset machte, Joseph Goebbels, zuständig für die propagandistische Ausschlichtung der Veranstaltung, und Leni Riefenstahl, die nicht nur den Parteitag, sondern, wichtiger noch, den ihm zugrunde liegenden Geist auf Zelluloid bannen sollte. Sie sollte seine Botschaft verstärken und an ein noch grösseres Publikum übermitteln als die Dreiviertelmillion Parteimitglieder, die in dieser Woche nach Nürnberg gekommen waren.

Das Verhältnis zwischen den dreien war gespannt, vor allem das zwischen Riefenstahl und Goebbels. Riefenstahls Einfluss wuchs ständig, und Goebbels brachte immer weniger Verständnis dafür auf, wie eine Frau so selbstbewusst sein konnte, genauso wie er nicht verstand, warum seine Frau sich so sehr über seine vielen Affären aufregte.

Nach dem Krieg sagte Riefenstahl, sie habe anfänglich gezögert, den Film zu drehen, weil sie die Einmischung Goebbels' und seines mächtigen Propagandaministeriums befürchtet habe. In ihrer Autobiografie, in der sie vieles zu ihren Gunsten umdeutet, behauptet sie, sie habe erst zugestimmt, nachdem Hitler ihr zugesichert habe, er werde Goebbels im Zaum halten. Sie schreibt ausserdem, sie habe sich Goebbels auch auf einer persönlicheren Ebene vom Leib halten müssen – er sei von ihrem Charme so bezaubert gewesen und so entschlossen, sie zu seiner Geliebten zu machen, dass er sie eines Abends in ihrer Wohnung aufge-

sucht, sich vor sie gekniet und sie angefleht habe, ihn zu erhören. Sie habe ihn kurzerhand vor die Tür gesetzt und Goebbels habe ihr diese Demütigung nie verziehen.

Trotz alledem und ob Riefenstahls Darstellung ihrer Beziehung zu Goebbels nun stimmt oder nicht, der Parteitag von 1934 und vor allem Riefenstahls Film waren ungeheuer erfolgreich. *Triumph des Willens* erfüllte Riefenstahls Hoffnungen in jeder Hinsicht und gilt vielen heute noch als erfolgreichster Propagandafilm aller Zeiten. Mit 172 Mitarbeitern, darunter achtzehn Kameramännern, die sich als SA-Leute verkleidet hatten, um in der Menge nicht so aufzufallen, filmte sie die Ereignisse dieser Woche aus jedem möglichen Blickwinkel, unter Einsatz bis dahin noch nie in einem Dokumentarfilm verwendeter Techniken – Kameras auf Kamerawagen, die auf Gleisen fuhren, Kameras auf Hebebühnen für dynamische Luftaufnahmen und Kameras in ausgehobenen Gräben für Aufnahmen der NS-Führer aus der Froschperspektive. Und die Kameras fingen alles ein: die halbe Million uniformierter Parteimitglieder, die im donnernden Gleichschritt aufmarschierten und sich zu Rechtecken formierten, die Reden von Rudolf Hess, Goebbels und Hitler selbst, wie er mit blitzenden Augen und vom Mund fliegendem Speichel mit den Fäusten auf das Rednerpult einschlug, die monumentale Architektur Speers, die kolossalen steinernen Bauten, die mit ihrer Masse den Eindruck überwältigender Macht noch verstärkten, die riesigen, von grenzenlosem Ehrgeiz kündenden Plätze, den gespenstischen Fackelzug der SA am zweiten Abend mit den von flackernden Fackeln und Freudenfeuern erleuchteten Gesichtern in der schwarzen Nacht, die Reihen der SS-Leute in ihren schwarzen Hemden, wie sie im Stechschritt an ihrem bebrillten, pausbäckigen Anführer Heinrich Himmler vorbeimarschierten, und die grossen, mit Hakenkreuzen geschmückten Fahnen, die auf fast jeder Aufnahme im Hinter-

grund flatterten. Wer heute Bilder von den Aufmärschen der Nazis im Kopf hat, hat sie wahrscheinlich direkt oder indirekt aus diesem Film.

Die vielleicht schlimmsten Bilder des Films wirken dagegen zunächst ganz unschuldig. Sie wurden am dritten Tag der Veranstaltung gedreht. An diesem Tag sprach Hitler zu Zehntausenden Jugendlichen und Kindern der Hitlerjugend und ihrer Unterorganisation Deutsches Jungvolk. Der Dienst in der Hitlerjugend war noch nicht Pflicht wie später, die Jungen waren also überzeugte Anhänger. Mit ihren kurzen Hosen, Braunhemden und Halstüchern sahen sie aus wie Pfadfinder, die Armbänder mit Hakenkreuzen trugen. Das Alter reichte von zehn bis achtzehn. Viele dieser Jugendlichen wurden später Mitglieder der SS oder SA.

Hitler sprach sie direkt an und unterstrich seine Worte mit geballten Fäusten. «Wir wollen, dass dieses Volk einst gehorsam ist», geiferte er, «und ihr müsst euch in Gehorsam üben! ... vor uns liegt Deutschland, in uns marschiert Deutschland, und hinter uns kommt Deutschland!» Riefenstahls Kameras fuhren langsam an den Reihen der angetretenen Jungen entlang und filmten ihre Gesichter aus einer leichten Untersicht. Eine herbstliche Brise zauste die überwiegend blonden Haare, aus leuchtenden Augen sprachen Begeisterung und Vertrauen. Die Gesichter waren so anrührend makellos und perfekt, dass man bis heute trotz der Schwarz-Weiss-Bilder das Rosa der Wangen zu sehen meint. Und doch gehörten viele dieser Gesichter Männern, die eines Tages schluchzende Kinder aus den Armen ihrer Mütter reissen und sie in die Gaskammern schicken sollten, Männern, die polnischen Frauen befahlen, sich nackt auszuziehen und sich am Rand von Gruben aufzustellen, und sie dann erschossen, Männern, die die Frauen und Kinder des französischen Orts Oradour-sur-Glane in einer Kirche einsperrten und diese in Brand setzten.

Leni Riefenstahl leistete gute Arbeit, und Hitler war zufrieden. Knapp zwei Jahre später, 1936, bekam sie die Gelegenheit, einen wei-

teren Propagandafilm zu drehen, einen Film, der wieder in Bildern junger, schöner Menschen schwelgte und die Welt erneut über den wahren Charakter des Regimes täuschte.

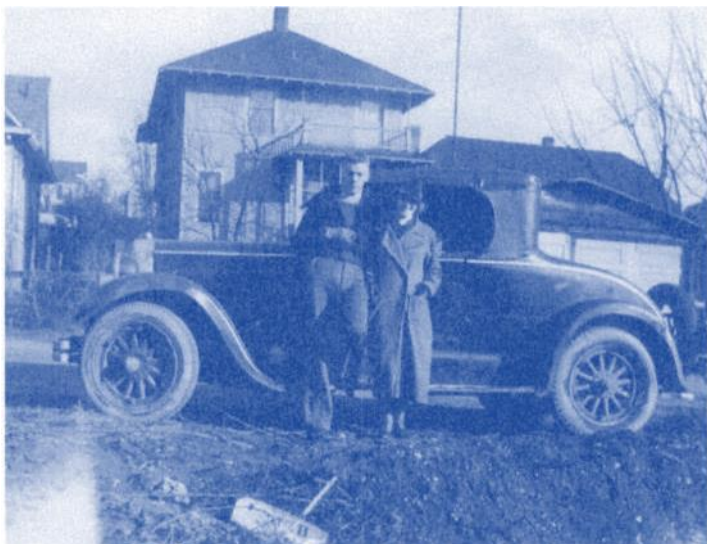
Der Herbst ging zu Ende, und Joe kehrte nach Sequim zurück, um Weihnachten mit Joyce und deren Familie zu verbringen. Er hatte sich schon den ganzen Herbst auf die Winterferien gefreut. Endlich konnte er sich mit Joyce an einem anderen Ort als der tristen Mensa treffen.

Doch kurz vor seiner Abreise fiel ihm noch eine Schlagzeile des *Daily* ins Auge: «Studienabgänger in der Schuldenfalle, kaum Stellenangebote.» Ihm sank der Mut. Hochschulabsolventen hatten laut dem Artikel im Durchschnitt zweihundert Dollar Schulden, und vier Studienjahre kosteten im Schnitt über zweitausend Dollar. Beides waren für jemand wie Joe 1934 schwindelerregende Summen. Was ihn beim Weiterlesen allerdings noch mehr überraschte und sich ihm unauslöschlich einprägte, war die Feststellung, dass «über die Hälfte der befragten Männer ihre Universitätsausbildung nicht selbst bezahlen. Für die Kosten kommen Eltern oder Verwandte auf, die keine Rückzahlung erwarten.» Die Aussicht auf eine bessere Zukunft nach dem Studium war der einzige Grund, warum Joe unbedingt studieren wollte. Er hätte nie gedacht, dass auch Universitätsabsolventen nicht automatisch alle Türen offenstanden. Und wieder einmal wurde er mit der Nase darauf gestossen, dass viele seiner Kommilitonen sich offenbar überhaupt nicht um Geld zu kümmern brauchten, weil sie Unterstützer hatten, die Tausende von Dollar für sie ausgaben, ohne eine Rückzahlung zu erwarten. Alte, ständig unter der Oberfläche lauernde Ängste und Selbstzweifel kehrten zurück. Und dazu kam etwas Neues – Neid, der an ihm nagte wie ein Gift.

**Teil drei**

**1935**

**Worauf es ankommt**



Joe und Joyce in Seattle

## Kapitel 9



*Wenn die Grundlagen gelernt sind, muss der gute Rudertrainer darauf hinwirken, dass jeder seinen Teil zur gemeinsamen Arbeit beiträgt. Der junge Ruderer tut das auch willig, sobald er feststellt, dass das Boot dann besser fährt. Das hat natürlich eine soziale Komponente.*

- George Yeoman Pocock

Die Jungs sassen auf harten Bänken und froren in ihren kurzen Hosen und Baumwolltrikots. Die Sonne war bereits untergegangen, in der grossen Halle des Bootshauses war es zugig und ungemütlich. Draussen war es bitterkalt. Die Glasscheiben der grossen Schiebetür waren an den Ecken mit Reif bedeckt. Es war der Abend des 14. Januar 1935, der Tag der ersten Ruderer-Vollversammlung des neuen Jahres. Die Jungs und eine Handvoll Reporter warteten darauf, dass Al Ulbrickson ihnen seine Pläne für die kommende Rennsaison erläuterte. Nach einer unangenehm langen Wartezeit kam Ulbrickson endlich aus seinem Büro und begann zu reden. Als er fertig war, fror keiner mehr.

Er begann ganz schlicht mit der Ankündigung einer neuen Grundstrategie. Statt die ersten Wochen des Winters vergleichsweise gemächlich anzugehen wie bisher und sich mit Detailfragen von Form



und Technik zu beschäftigen, bis das Wetter besser wurde, würden sie diesmal gleich von Beginn des Jahres an täglich draussen rudern, bei jedem Wetter. Sie würden sich zunächst körperlich in Bestform bringen und dann erst technischen Details zuwenden. Darüber hinaus würden alle – nicht nur die Sophomores – in festen statt in sich ständig ändernden Mannschaften gegeneinander antreten. Und in diesen Rennen würde es um das höchste aller Ziele gehen. Ihnen stand eine aussergewöhnliche Saison bevor. «Mannschaften aus Washington haben zu verschiedenen Zeiten die höchsten Auszeichnungen des Landes gewonnen, aber noch nie an den Olympischen Spielen teilgenommen. Das wollen wir ändern.»

Das Ziel war also Berlin 1936 und der Gewinn der Goldmedaille, und die Vorbereitungen dafür sollten an diesem Abend beginnen.

Ulbrickson legte seine übliche Zurückhaltung ab und sprach trotz der im Raum anwesenden Reporter lebhaft und fast schon leidenschaftlich weiter. In dieser Halle, sagte er, sei ein Potenzial versammelt, wie er es in seinen Jahren als Ruderer und Trainer noch nie erlebt habe und wohl auch kein zweites Mal erleben werde. Aus ihnen könne man die grösste Mannschaft zusammenstellen, die es in Washington je gegeben habe, besser noch als die grossartige Mannschaft von 1926, mit der er als Schlagmann in Poughkeepsie den Sieg geholt hatte. Besser auch als die grossen Mannschaften aus Kalifornien, die 1928 und 1932 bei Olympia gesiegt hatten. Vielleicht die beste Washingtoner Mannschaft aller Zeiten. Neun der hier anwesenden Jungs, erklärte er abschliessend, als handelte es sich bereits um eine Tatsache, würden 1936 in Berlin auf dem Treppchen stehen. Wer genau, das liege in ihrer Entscheidung. Als er fertig war, sprangen die Jungs auf und klatschten mit über dem Kopf erhobenen Händen.

Al Ulbricksons Ansprache war so untypisch für ihn, dass in Seattle alle aufhorchten, die auch nur das geringste Interesse am Rudern hat-

ten. Am folgenden Morgen schrieb der *Seattle Post-Intelligencer* begeistert: «Neue Ära für Uni-Rudermannschaft – die Olympischen Spiele in Berlin im Visier!»

Im Bootshaus brach ein Krieg aller gegen alle aus. Die Rivalitäten des vorangegangenen Herbstes arteten zu Kämpfen aus. Blicke, denen man zuvor ausgewichen war, wurden jetzt eisig erwidert. Zufälliges Aneinanderstossen von Schultern wurde zu absichtlichem Anrempeln. Spindtüren wurden zugeknallt, Beschimpfungen ausgetauscht, Neid und Missgunst wuchsen. Die Brüder George und Sid Lund – der eine im Sophomore-Boot, der andere in einem Juniorboot – grüßten einander am Nachmittag höchstens noch mit einem Brummen.

Die neun Jungs im Sophomore-Boot waren überzeugt, dass Ulbrickson in seiner Ansprache von ihnen gesprochen hatte. Sie skandierten beim Rudern jetzt nicht mehr «M-I-B», sondern «L-G-B». Gefragt, was das bedeutete, sagten sie nur lachend: «*Let's get better.*» In Wirklichkeit bedeutete es etwas anderes, nämlich: «*Let's go to Berlin.*»

Doch auf der Tafel waren sie weiterhin nur als viertes von insgesamt fünf Booten aufgelistet, da nützte alles Skandieren nichts. Und Ulbrickson schien zumindest in der Öffentlichkeit in diesen Tagen mehr mit anderen Jungs beschäftigt. In den folgenden Wochen sprach er Journalisten gegenüber vor allem über die goldenen Aussichten eines möglichen Schlagmanns für die erste Mannschaft, eines Jungen namens Broussais C. Beck jr. Sein Vater war Direktor des angesagten Kaufhauses Bon Marché in Seattle gewesen und ein erbitterter Gegner der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer. Seinerzeit war er ebenfalls ein exzellenter Schlagmann der Ruderer von Washington gewesen und später Vorsitzender des Ruder-Förderkreises der Universität. Der Vater des Vaters wiederum war ein prominenter Pionier der Stadt gewesen und hatte im Gebiet von Ravenna Park unmittelbar

nördlich der Universität einen grossen Hof errichtet. Die Geschäftsleute der Stadt und eine ganze Reihe von Ehemaligen hätten den jungen Beck gern als Schlagmann der ersten Mannschaft gesehen. Es sei dahingestellt, ob er nun das Talent hatte, von dem Ulbrickson sprach, jedenfalls gehörte er eindeutig zu den Jungs, die Trainer gern mit im Boot haben, um die Ehemaligen zufriedenzustellen. Auch Joe bemerkte es. Beck schien sich um Geld oder ein sauberes Hemd keine Sorgen zu machen brauchen. Wahrscheinlich brauchte er sich um gar nichts Sorgen zu machen.

Ulbricksons Plan, dass die Jungs sich möglichst rasch in Bestform rudern sollten, stiess schon am Tag nach seiner leidenschaftlichen Ansprache auf Schwierigkeiten. Das verriet die nächste Schlagzeile des *Daily* oder wenigstens ihr Anfang: «Ausfahrt mit Eiszapfen an den Riemen.» War es seit Ende Oktober nass und windig gewesen, herrschte jetzt eine arktische Kälte. In der auf Ulbricksons Ansprache folgenden Nacht wühlte ein kalter Nordwind den Puget Sound auf und drückte das Salzwasser bei Alki Beach und entlang des Ufers von West Seattle zwei Strassenzüge tief ins Land. Im Lauf der folgenden Tage fielen die Temperaturen auf zehn Grad unter null, und aus Schneegestöber wurden zunächst leichte und dann heftige Schneestürme. Und so ging es fast ununterbrochen bis zur dritten Januarwoche weiter. Tagelang konnte Ulbrickson die Mannschaften nicht nach draussen schicken oder höchstens zu einem kurzen Sprint den Kanal hinauf und hinunter. Die Jungs ruderten dann, bis ihre Hände so taub waren, dass sie die Riemen nicht mehr halten konnten. Obwohl Ulbrickson nie etwas sagte, begann er sich wahrscheinlich zu wünschen, er hätte wie die Mannschaften im Osten Ruderbecken in Hallen. Wenigstens konnten die Jungs im Osten rudern, während seine im Bootshaus eingesperrt waren und durch die Fenster auf eins der besten Rudergewässer der Welt starrten.

Tom Bolles' Freshman-Riege schrumpfte aufgrund des schlechten Wetters rasch von zweihundertzehn Kandidaten, die im Herbst angetreten waren, auf dreiundfünfzig am 14. Januar. In der dritten Januarwoche schrieb der *Daily*: «Noch drei Tage Schneesturm, und Tom Bolles hat keine Mannschaft mehr.» Bolles selbst gab sich dagegen unbesorgt: «Rudern ist eine Sportart, in der man nicht aussortieren muss.» Und auch wenn er noch nicht davon sprach, wusste er doch, dass sich unter denen, die geblieben waren, einige grosse Talente befanden. Womöglich konnte er eine Freshman-Mannschaft zusammenstellen, die noch stärker war als die vom Vorjahr.

Als der Schnee Ende Januar endlich in Regen überging, war der ganze Campus mit Schneematsch bedeckt, und in der Krankenstation waren alle Betten von Studenten mit Erkältungen, Grippe und Lungenentzündung belegt. Sogar auf den Fluren standen noch Feldbetten mit Kranken. Bei Wind und Regen schickte Ulbrickson seine fünf Mannschaften mit den Kandidaten für die erste Mannschaft wieder aufs Wasser.

Der Krieg im Bootshaus wurde zu einer offenen Seeschlacht. Den Anlass bildete wieder ein Bericht des *Daily*, diesmal vom 24. Januar. Unter einem grossen Foto, das Joe und seine Kameraden in der *City of Seattle* zeigte, stand dick und fett: «Sie träumen von Poughkeepsie und Olympia.» Die dazugehörige Überschrift lautete: «Freshman-Meister des letzten Jahres machen auf Trainer Ulbrickson guten Eindruck.» Die Jungs der ersten Mannschaft des letzten Jahres waren empört. Sie hatten schon seit Monaten den Eindruck, dass Ulbrickson die jüngeren Studenten insgeheim bevorzugte, aber eben nur sehr versteckt. Doch jetzt hatten sie und ihre Freunde und, schlimmer noch, ihre Freundinnen es schwarz auf weiss. Offenbar sollten sie abserviert und zugunsten von Ulbricksons Lieblingen gedemütigt werden.

Einer der Jungs aus Joes Boot, Bob Green, hatte die Angewohnheit, seine Kameraden bei Rennen lautstark anzufeuern.

Damit versties er gegen das Protokoll, denn normalerweise spricht in einem Rennboot nur der Steuermann. Ausserdem konnte es den Schlagmann durcheinanderbringen, vor allem während eines Rennens. Doch hatte es der Mannschaft im Vorjahr nicht geschadet, und George Morry, der Steuermann, hatte sich gutmütig damit abgefunden.

Dagegen ärgerten sich einige ältere Jungs in den anderen Booten furchtbar darüber, vor allem Bobby Moch, der gewiefte kleine Steuermann des besten Juniorbootes. Als die Boote im Februar um den Platz der ersten Mannschaft konkurrierten, regte er sich wieder über Green auf. Allerdings fand er bald heraus, wie er sich rächen konnte. Sobald sein Boot längsseits zu Joe und dessen Mannschaft ging, beugte er sich zu seinem Schlagmann vor und flüsterte: «Gib mir nach fünf Schlägen zwanzig richtig grosse.» Green brüllte und heulte derweil herum und feuerte seine Mannschaft an. Nach fünf Schlägen richtete Moch sein Megafon auf das Nachbarboot und rief: «Green hat den Mund gerade mal wieder ziemlich weit aufgerissen. Schnappen wir sie uns!» Noch während er es sagte, beschleunigte sein Boot auf einmal wie durch Zauberei. Green begann vor Ärger noch lauter zu brüllen, und Morry auf dem Platz des Steuermanns fiel ein: «Zehn Schläge volle Kraft!» Doch da zog Mochs Boot schon stumm an ihnen vorbei. Joes Kameraden reagierten immer auf dieselbe Weise – sie verloren alle gleichzeitig die Nerven, schlugen mit ihren Riemen hektisch drauflos, tauchten zu tief oder zu flach ins Wasser ein und fielen in ihrem Eifer, wieder aufzuholen, aus dem gemeinsamen Rhythmus. Regelmässig holten sie sich «eine blutige Nase», wie Moch es nannte. Besonders Joe fühlte sich gedemütigt. Ihm kam das Ganze wie ein Witz auf seine Kosten vor, mit dem Ziel, ihn blosszustellen. Mochs List ging immer auf. Er drehte sich dann noch einmal um, blickte über die Schulter zurück, grinste über die aus dem Rennen geworfenen glücklosen Konkurrenten und

winkte ihnen zum Abschied noch einmal lässig zu. Bobby Moch liess sich nicht gern zum Narren halten, wie jeder lernen sollte, der mit ihm zu tun hatte.

Dasselbe galt für Al Ulbrickson, obwohl auch er allmählich einige ernste Bedenken bezüglich der Sophomores hatte, die im vergangenen Jahr so siegreich gewesen waren. Er hatte eigentlich erwartet, dass sie inzwischen klar als neue erste Mannschaft feststehen würden. Aber wenn er jetzt sah, wie sie sogar gegen die Junioren ihre Mühe hatten, war ihm, als hätte er mit einer ganz anderen Mannschaft zu tun als der, die in Poughkeepsie so mühelos gewonnen hatte. Sie schienen nur immer noch schlechter zu werden. Er beobachtete sie ein paar Tage lang aufmerksam, um herauszufinden, was nicht stimmte, was der Einzelne jeweils falsch machte. Dann bestellte er die, die sich am schwersten zu tun schienen – George Lund, Chuck Hartman, Roger Morris, Shorty Hunt und Joe Rantz –, zu einem Gespräch in sein Büro. Es war nicht das ganze Boot, aber doch fast.

Wer in Ulbricksons Büro zitiert wurde, bekam weiche Knie. Es passierte nicht oft, aber wenn es passierte, hinterliess es einen bleibenden Eindruck. Auch diesmal schrie Ulbrickson nicht und haute nicht mit der Faust auf den Tisch, aber als die Jungs sassen, sagte er ihnen ganz unverblümt, dass sie nicht mehr für die erste Mannschaft in Frage kämen, wenn sie sich nicht schleunigst besserten. Sie machten seinen Plan zunichte, die Mannschaft komplett zu übernehmen, was sie doch auch wollten. Aber warum ruderten sie dann nicht wie damals bei den Meisterschaften? Für ihn roch das nach Faulheit. Sie strengten sich nicht genug an, zeigten kein Engagement. Sie schlampften. Sie stocherten mit den Riemen im Wasser, statt sie sauber einzutauchen. Sie fanden keinen gemeinsamen Rhythmus. Und am schlimmsten war, dass sie Emotionen zuließen, wegen Kleinigkeiten die Beherrschung ver-

loren. Damit musste Schluss sein. Er erinnerte sie daran, dass auf jeden Platz in der ersten Mannschaft mindestens vier Bewerber kämen. Dann sagte er nichts mehr und zeigte nur noch zur Tür.

Verdattert traten die Jungs aus dem Bootshaus. Sie mieden die Blicke der älteren und jüngeren Jungs, die grinsend am Tor standen. Durch den Regen stiegen Joe, Roger und Shorty den Hang hinauf. Unterwegs besprachen sie in zunehmender Erregung, was eben passiert war.

Shorty und Roger waren von Anfang an Kumpel gewesen. Angesichts von Shortys streitsüchtigem Naturell und Rogers verschlossenem, mürrischem Wesen erstaunte das, aber irgendwie passte es für beide. Und Joe war froh, dass die beiden ihn immer in Ruhe gelassen hatten. Er konnte sogar zunehmend mit ihrer Unterstützung rechnen, wenn die älteren Jungs ihn hänselten. Shorty ruderte auf Platz zwei, direkt hinter ihm, und hatte sich seit einiger Zeit angewöhnt, Joe den Arm um die Schultern zu legen, wenn Joe niedergeschlagen wirkte, und zu sagen: «Keine Sorge, Joe, ich pass auf dich auf.»

Shorty Hunt war nach allgemeiner Meinung noch sehr jung, wobei niemand sein genaues Alter kannte. Wenige Jahre später zählte Royal Brougham ihn und Al Ulbrickson zu den besten Ruderern, die je für Washington angetreten sind. Er kam wie Joe aus einer Kleinstadt, aus Puyallup zwischen Tacoma und den Ausläufern des Mount Rainier, doch anders als Joe war er in einer stabilen Familie aufgewachsen. Er wirkte ausgeglichen und hatte viele Fähigkeiten. In der Highschool von Puyallup war er ein grosser Star gewesen. Er spielte Football, Basketball und Tennis, verwaltete die Jahrgangskasse, war Hilfsbibliothekar und Mitglied des Radioclubs und gehörte jedes Jahr zu den besten Schülern. Er hatte zwei Schuljahre übersprungen und sah mit seinen gewellten dunklen Haaren auch noch sehr gut aus. Andere verglichen ihn gern mit dem Schauspieler Cesar Romero. Zu Anfang seines Stu-

diums war er einen Meter neunzig gross, weshalb seine Kommilitonen ihm prompt den Spitznamen «Shorty» verliehen. Er verwendete den Namen sein ganzes restliches Leben. Er war immer gut und nach der neuesten Mode gekleidet und zog ständig die Blicke der jungen Frauen auf sich, obwohl er keine feste Freundin zu haben schien.

Doch war er bei all seinen Talenten nicht frei von inneren Widersprüchen. Er war gesellig, redete gern und stand gern im Mittelpunkt, aber zugleich war er ausserordentlich zurückhaltend, was sein Privatleben betraf. Er mochte es, wenn es lebhaft zuing, wahrte aber immer eine gewisse Distanz. Seine eigene Meinung hielt er unweigerlich für richtig, mit Andersdenkenden hatte er wenig Geduld. Wie Joe hatte er um sich eine unsichtbare Grenze errichtet, über die er niemanden liess. Und wie Joe war er sehr empfindlich. Man wusste nie, was ihn ärgerte, wann er dichtmachte und einem nicht mehr zuhörte. Dazu gehörten offenbar auch Spötteleien von einem anderen Boot.

Auf dem Rückweg zum Campus an diesem Abend unterhielten Joe, Shorty und Roger sich aufgeregt mit gedämpften Stimmen. Ulbrickson führte seit jeher ein strenges Regiment: Bei einem Verstoss gegen die Trainingsvorschriften wurde man um zwei Boote nach unten versetzt, bei einem zweiten Verstoss aus dem Team ausgeschlossen. Die drei waren sich nicht sicher, ob es sich in ihrem Fall um einen Verstoss handelte, befürchteten es aber. Zugleich waren sie wütend über die Vorwürfe. Vor allem Shorty redete sich zunehmend in Rage. Roger blickte noch trübsinniger drein als sonst. Während sie den Frosh Pond umrundeten, schimpften sie leise, Ulbrickson sei ungerecht, gefühllos und zu streng, er bekomme gar nicht mit, wie hart sie trainierten. Er solle lieber auch mal loben, statt immer nur noch mehr zu verlangen. Ändern würde er sich allerdings kaum, das wussten sie. Und ihre Lage



war gefährlich. Sie mussten ab jetzt noch besser aufeinander aufpassen.

Joe trennte sich von den anderen und ging die University Avenue in Richtung YMCA. Er hatte die Schultern hochgezogen und die Augen gegen den Regen zusammengekniffen, den der Wind ihm ins Gesicht trieb. An der Strasse lagen billige Restaurants voller Studenten, die froh waren, der Kälte entronnen zu sein, ein chinesisches Gericht oder Burger assen, Bier tranken und rauchten. Joe warf ihnen verstohlene Blicke zu, ging aber weiter. Er hatte wie Shorty und Roger auf Ulbrickson geschimpft, aber jetzt, wo er allein war, kehrten die alten Ängste und Zweifel zurück. Trotz all seiner Anstrengungen konnte er immer noch jederzeit durch jemand anders ersetzt werden, sogar in der Rudermannschaft, dem einzigen Ort, an dem er sich einigermassen zu Hause fühlte.

Am Tag nach dem Gespräch in seinem Büro notierte Al Ulbrickson erfreut in seinem Tagebuch, dass die Sophomores plötzlich wieder in Form waren und die anderen vier Boote gleich bei der ersten Ausfahrt souverän geschlagen hatten. In den folgenden Wochen gaben alle fünf Boote, die für die erste Mannschaft kandidierten, ihr Bestes. Die Mannschaften plagten sich durch Regenschauer und schaumgekrönte Wellen und schöpften zwischen den Rennen das Wasser aus ihren Booten. Joes Mannschaft schien tatsächlich zu ihrer alten Form zurückgefunden zu haben. Ulbrickson beschloss, die Probe aufs Exempel zu machen, und veranstaltete ein Zeitfahren über eine Meile. Joes Mannschaft verschaffte sich gleich zu Anfang eine Bootslänge Vorsprung, konnte den Vorsprung auch halten und gewann scheinbar mühelos. Doch als Ulbrickson auf die Stoppuhr sah, war er enttäuscht. Die Mannschaft war etwa zehn Sekunden langsamer, als er für diese Trainingsphase erwar-

tet hatte. Trotzdem hatte sie gesiegt, deshalb setzte er sie am folgenden Tag auf der Tafel im Bootshaus zum ersten Mal auf Platz eins.

Am darauffolgenden Tag ruderten die Sophomores stümperhaft und verloren deutlich. Sofort stufte Ulbrickson sie auf Platz drei zurück. Am Abend nahm er sie wütend in seinem Tagebuch auseinander: «schrecklich», «jeder rudert für sich», «keinerlei Zusammenarbeit», «sind vollkommen eingeschlafen», «zu viel Kritik», «brauchen wieder den alten Kampfgeist».

Ein paar Tage später veranstaltete er ein Zeitfahren über drei Meilen. Die erste Meile fuhr Joes Mannschaft den anderen hinterher, auf der zweiten zog sie mit dem Juniorboot gleich, das in Führung lag, auf der letzten Meile zog sie die älteren Jungs ab und gewann mit überzeugenden anderthalb Längen. Ulbrickson kratzte sich am Kopf und setzte sie auf der Tafel wieder auf Platz eins. Aber sofort kriegte sie wieder nichts auf die Reihe. «Hundsmiserabel», «keinerlei Rhythmus», «Rantz hält Arme zu lang», notierte er. Aus seiner Verwirrung wurden Bestürzung und Zorn. Auf seine stille Art verfolgte er mit der Besessenheit eines Kapitän Ahab das Ziel, die ultimative erste Mannschaft zusammenzustellen, die Ky Ebright's Mannschaft im April in Kalifornien und im Juni in Poughkeepsie schlagen konnte und im Jahr darauf nach Berlin fuhr.

Ebright beschäftigte ihn sehr. Der sonst so stimmungsgewaltige Trainer unten in Berkeley gab sich in letzter Zeit ungewöhnlich wortkarg. Ein Reporter der Bay Area nannte ihn «die Sphinx von Berkeley» und fragte sich, ob Ebright überhaupt noch mit seiner Frau sprach. Ähnlich verschlossen war Ebright die letzten Male während der Vorbereitung auf die Olympischen Spiele 1928 und 1932 gewesen. Jetzt las Ulbrickson in den Zeitungen der Bay Area lediglich die beunruhigende Nachricht, dass Dick Burnley – der sensationell gute Schlagmann von Kalifornien, der Ebright's erste Mannschaft in Poughkeepsie so sensa-

tionell vor Ulbricksons Jungs ins Ziel getrieben hatte – noch einmal um einen guten Zentimeter gewachsen war.

EBright und die schwankende Leistung der Mannschaft, auf die er so viel Hoffnung gesetzt hatte, waren allerdings bei Weitem nicht Ulbricksons einzige Sorgen. Zu schaffen machte ihm auch etwas eigentlich Erfreuliches – ein Überangebot an Talenten, die er in den anderen Booten entdeckte.

Da gab es zum einen Tom Bolles' neue Freshmen. Auf sie konnte er noch nicht zugreifen, aber er konnte sie für nächstes Jahr einplanen, und das nächste Jahr war entscheidend. Bolles berichtete, dass die Neuen nur wenige Sekunden langsamer ruderten als Joe und seine Kameraden bei ihren Rekorden im Vorjahr und sich von Mal zu Mal noch steigerten. Der Schlagmann im Freshman-Boot, ein Lockenkopf namens Don Hume, war besonders vielversprechend. Er musste natürlich noch viel lernen, aber er wurde nie müde, schien völlig schmerzempfindlich und ruderte wie eine gut geölte Maschine einfach immer weiter. Allerdings war auf keinem Platz ausser dem des Steuermanns Erfahrung so wichtig wie auf dem Platz des Schlagmanns, und die musste Hume erst noch sammeln. Auch zwei weitere Jungs der Freshman-Mannschaft machten einen wirklich guten Eindruck – der grosse und kräftige, stille Junge namens Gordy Adam auf Platz fünf und Johnny White auf Platz zwei. Whites Vater war früher ein exzellenter Einer-Ruderer gewesen, und Johnny war sozusagen mit dem Rudern grossgeworden.

Auch in einem Juniorboot – dem mit Bobby Moch als Steuermann, das Joes Mannschaft hin und wieder besiegte – sassen zwei vielversprechende Talente, beide ebenfalls Sophomores, Studenten im zweiten Jahr. Einer davon hiess Jim McMillin, ein weiterer Lockenkopf, ein Meter fünfundneunzig gross, ein wenig dümmlich dreinblickend, aber mit einem umwerfenden Lächeln. Seine Mannschaftskameraden nannten ihn Stub. Er hatte im Vorjahr im zweiten Freshman-Boot nicht be-

sonders gut gerudert, schien jetzt aber in Mochs Boot plötzlich seinen Platz gefunden zu haben. Mit seiner Grösse konnte er die Kraft zur Verfügung stellen, die eine gute Mannschaft in der Bootsmittle braucht. Er schien sich nie damit abfinden zu können, dass er verloren hatte, auch wenn es so war, und ruderte deshalb immer mit vollem Einsatz. Zudem hatte er klargemacht, dass er seinen Platz in der ersten Mannschaft sah. Im selben Boot sass ausserdem ein Junge mit einer Brille namens Chuck Day. Er war Ulbrickson bereits als Freshman aufgefallen. Man konnte ihn auch gar nicht übersehen, denn er redete ununterbrochen, war ein Witzbold und trieb alle möglichen Faxen. Seine Technik war wie die von Hume noch nicht ausgereift, aber er neigte von seinem Wesen her dazu, zuerst zu kämpfen und danach Fragen zu stellen, und das zahlte sich allmählich aus. Manchmal brauchte eine Mannschaft eine solche anregende Kraft, um in die Gänge zu kommen und das Beste aus sich herauszuholen.

Der Februar ging in den März über. Ulbrickson beschloss erneut, seine Taktik zu ändern. Er verabschiedete sich von der Idee fester Mannschaften, verteilte seine Leute neu auf verschiedene Boote und erklärte: «Ich wechsele so lange durch, bis ich eine Mannschaft habe, die den anderen vorausfährt. Dann weiss ich, dass ich die richtige Zusammensetzung gefunden habe.» Als Erstes trennte er Joe von seiner Mannschaft. Doch wie im Vorjahr, als Tom Bolles dasselbe getan hatte, wurde das Boot daraufhin langsamer. Am folgenden Tag kehrte Joe schon wieder zurück. Ulbrickson setzte Stub McMillin auf Platz sieben, nahm ihn aber am folgenden Tag wieder heraus. Er nahm auch Joe noch einmal heraus, allerdings mit demselben Ergebnis. Er setzte Shorty Hunt in das Juniorboot mit Moch als Steuermann und tauschte die Jungs der anderen Boote aus. Im Lauf des März kristallisierten sich all-

mählich zwei Kandidaten für die erste Mannschaft heraus: eins der Juniorboote des Vorjahres mit unter anderem Moch, McMillin und Day und das ursprüngliche Favoritenboot, dessen Mannschaft trotz verschiedener Versuche, sie zu trennen und zu verbessern, intakt geblieben war. Beide Boote fuhren inzwischen eindrucksvolle Zeiten, aber keins schien das andere entscheidend schlagen zu können. Ulbrickson brauchte einen klaren Sieg der einen oder anderen Mannschaft, um von seinen Qualen erlöst zu werden, aber der Sieg kam nicht.

Er wusste, wo das eigentliche Problem lag. In seinem Tagebuch listete er die vielen technischen Mängel auf, die er beobachtete: Rantz und Hartman beugten die Arme beim Durchzug immer noch zum falschen Zeitpunkt, Green und Hartman tauchten zu früh ins Wasser ein, Rantz und Lund zu spät und so weiter. Aber das eigentliche Problem war nicht eine Ansammlung solcher Mängel. Im Februar hatte Ulbrickson zu George Varnell von der *Seattle Times* gesagt, im Team seien in diesem Jahr mehr gute einzelne Leute als je zuvor. Das grundsätzliche Problem bestand darin, dass er sich überhaupt veranlasst gesehen hatte, von «einzelnen Leuten» zu sprechen. Die Jungs ruderten zu oft nicht als Mannschaft, sondern jeder für sich. Je mehr er ihre persönlichen technischen Mängel kritisierte, desto mehr schienen sie, manchmal auch aus Trotz, in ihren eigenen Welten gefangen.

Das scheussliche Wetter, das seit dem vergangenen Oktober in Seattle herrschte, besserte sich endlich, allerdings suchte am 21. März noch ein verspäteter Frühlingsblizzard die Stadt heim. Am 2. April schien die Sonne dagegen warm auf den Lake Washington herunter. Auf dem Campus kamen die Studenten aus der muffigen Suzzallo-Bibliothek und ihren feuchtkalten Mietzimmern, kniffen misstrauisch die Augen zusammen und sahen sich nach einem Platz im Gras um, auf den sie

sich legen konnten. Die Studenten trugen zum ersten Mal seit dem vorangegangenen Sommer wieder Freizeithemden und weisse Schuhe, die Studentinnen geblünte Röcke und Söckchen.

Am Bootshaus zogen die Jungs ihre Trikots aus und nahmen auf der Rampe ein Sonnenbad. Sie sahen aus wie geschmeidige weisse Eidechsen. Der Verwalter des Kanuhauses konstatierte eine plötzliche Nachfrage nach Kanus, die von Pärchen gemietet wurden.

Joe und Joyce gehörten zu den Ersten, die sich ein Kanu besorgten. Joyce wohnte und arbeitete immer noch im Haus des Richters, allerdings von Tag zu Tag weniger gern. Joe wollte ihre Stimmung durch einen Ausflug auf das Wasser aufhellen. Sie sass in einem Sommerkleid auf dem Rasen vor der Bibliothek und plauderte mit einigen Freundinnen. Er nahm sie an der Hand, und sie eilten zum Kanuhaus hinunter. Dort zog er sein Hemd aus, half ihr ins Boot und paddelte rasch durch den Kanal. Anschliessend fuhr er langsamer zwischen den Seerosenblättern und Biberburgen auf der Südseite der Union Bay hindurch. An einer geeigneten Stelle überliess er das Boot dann sich selbst.

Joyce legte sich am Bug zurück, liess die Hand durch das Wasser gleiten und wärmte sich in der Sonne. Joe streckte sich, so gut es ging, am Heck aus und blickte zum durchscheinend blauen Himmel hinauf. Hin und wieder quakte alarmiert durch das näherkommende Boot ein Frosch und sprang platschend ins Wasser. Blaue Libellen standen mit schnurrenden Flügeln über ihnen in der Luft, Rotschulterstärlinge hingen trillernd im Uferschilf. Schläfrig vom sanften Wiegen des Kanus nickte Joe ein.

Joyce setzte sich auf und betrachtete das Gesicht des schlafenden jungen Mannes, mit dem sie zusammenleben wollte. Er war seit der Highschool noch attraktiver geworden und erinnerte sie in Momenten wie diesem, wenn er mit seinem ebenmässigen Gesicht und dem mus-

kulösen Körper so vollkommen entspannt dalag, an die Marmorstatuen der Athleten aus dem alten Griechenland, mit denen sie sich kürzlich in Kunstgeschichte beschäftigt hatte. Wenn sie ihn so ansah, konnte sie kaum glauben, dass es ihm je schlecht gegangen war.

Schnittige Motorboote aus Mahagoni fuhren dröhnend auf dem Weg vom See zum Kanal an ihnen vorbei. Auf den hinteren Decks sassen Studenten und Studentinnen in Badeanzügen und winkten ihnen zu. Die Wellen des Kielwassers breiteten sich durch die Seerosenblätter aus, und das Kanu begann zu schaukeln. Joe wachte auf. Er lächelte Joyce an, die ihn vom Bug aus anstrahlte, setzte sich auf und schüttelte den Kopf, um vollends aufzuwachen. Dann nahm er seine Gitarre aus dem verschrammten, alten Koffer und begann zu singen. Zuerst sang er die Lieder, die er und Joyce damals in Sequim gemeinsam im Schulbus gesungen hatten – lustige, unbeschwerte Stücke, bei denen sie beide lachen mussten –, und Joyce fiel fröhlich ein, wie sie es auch damals getan hatte.

Dann begann Joe mit einem innigen, langsamen Liebeslied, und Joyce verstummte und lauschte aufmerksam, von einem tiefen Glück erfüllt. Als Joe aufhörte zu spielen, sprachen sie darüber, wie es sein würde, wenn sie erst verheiratet waren und ein Zuhause und vielleicht Kinder hatten. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie gar nicht merkten, wie die Zeit verging, bis die Sonne hinter dem Capitol Hill versank und Joyce in ihrem leichten Kleid fröstelte. Joe paddelte zum Ufer und half ihr aus dem Boot. Sie sollten sich beide bis ins hohe Alter an diesen Tag erinnern.

Am folgenden Tag kaufte Joe, immer noch gut gestimmt, ein wenig Benzin, fuhr mit seinem alten Franklin nach Fremont und parkte vor der Molkerei und Bäckerei Golden Rule. Dort kurbelte er das Fenster hinunter und wartete. Er war zu nervös, um den würzigen Duft nach

frisch gebackenem Brot zu geniessen. Kurz nach zwölf strömten in Weiss gekleidete Männer aus dem Gebäude, setzten sich auf den Rasen und verzehrten das mitgebrachte Mittagessen. Es folgten Männer in dunklen Overalls. Joe erkannte seinen Vater sofort. Mit seinen knappen eins neunzig war er deutlich der grösste der Gruppe. Er schien sich nicht verändert zu haben. Selbst sein Overall schien noch derselbe zu sein, den er auf der Farm in Sequim getragen hatte. Joe stieg aus und überquerte die Strasse.

Harry blickte auf, sah ihn kommen und erstarrte mit seiner Lunchbox in der Hand. Joe streckte die Hand aus. «Hi, Pop.»

Harry sagte vor Schreck nichts, nahm aber die Hand. Er hatte Joe seit fünfeinhalb Jahren nicht mehr gesehen. Joe war nicht mehr der magere Junge, den er in Sequim zurückgelassen hatte. Unsicher sah er ihn an. Wollte Joe ihn zur Rede stellen, oder würde er ihm verzeihen?

«Hi, Joe. Schön, dich zu sehen.»

Sie kehrten über die Strasse zu dem Franklin zurück und stiegen vorne ein. Harry packte ein Salamisandwich aus und reichte Joe stumm die Hälfte. Sie begannen zu essen und dann, nach einem langen, beklommenen Schweigen, zu reden. Zuerst sprach Harry vor allem von den Maschinen der Bäckerei – den riesigen Öfen und Teigknetmaschinen und der Flotte von Lieferwagen, die er wartete. Joe liess ihn reden. Das Thema interessierte ihn nicht besonders, aber er hörte die volltönende, tiefe Stimme so gern, dieselbe Stimme, die ihm an den Abenden draussen auf den Stufen des Blockhauses bei der Gold and Ruby Mine so viele Geschichten erzählt und die ihm so viel erklärt hatte, wenn sie in Sequim einen Motor reparierten oder im Wald nach Bäumen suchten, in denen sich ein Schwarm Bienen eingenistet hatte.

Als Joe schliesslich das Wort ergriff, sprudelten die Fragen nach seinen Halbgeschwistern nur so aus ihm heraus. Wie ging es Harry junior?



Hatte er nach dem Unfall mit dem Schinkenfett in der Schule wieder Anschluss gefunden? Wie gross war Mike inzwischen? Wie ging es den Mädchen? Harry versicherte ihm, dass es allen gut gehe. Es folgte eine lange Pause. Dann fragte Joe, ob er sie besuchen könne. Harry blickte in seinen Schoss und sagte: «Lieber nicht, Joe.» Tief in Joe regte sich etwas – Zorn, Enttäuschung, Empörung, er wusste nicht genau was, jedenfalls ein lange vertrautes, schmerzhaftes Gefühl.

Doch dann, nach einer weiteren Pause, fügte Harry hinzu, ohne aufzublicken: «Aber manchmal machen Thula und ich einen kleinen Ausflug. Dann sind nur die Kinder zu Hause.» Er sah aus dem Fenster, wie um sich von dem zu distanzieren, was er gerade gesagt hatte. Er wirkte erleichtert – Joe hatte ihn nicht nach jenem schrecklichen Abend in Sequim gefragt, an dem er ihn verlassen hatte.

Manchmal stellt sich beim Rudern etwas ein, das schwer zu erreichen und schwer zu beschreiben ist. Viele Mannschaften, auch erfolgreiche, erreichen es nie. Anderen gelingt es, aber nur für kurze Zeit. Man nennt es «Swing». Er entsteht nur, wenn alle acht Ruderer in perfektem Einklang rudern, wenn alle Bewegungen in vollkommener Harmonie miteinander übereinstimmen. Das bedeutet nicht nur, dass die Ruderer genau im selben Moment ins Wasser eintauchen und wieder herausgehoben werden müssen. Sechzehn Arme müssen genau gleichzeitig zu ziehen beginnen, sechzehn Knie sich anwinkeln und strecken, acht Körper vor- und zurückgleiten und acht Rücken sich beugen und aufrichten. Jede kleinste Bewegung, jede kleinste Drehung des Handgelenks muss von allen Ruderern von Platz eins bis acht genau gleich ausgeführt werden. Nur dann gleitet das Boot zwischen den Durchzügen unvermindert weiter fliessend und schwerelos durchs Wasser, nur dann fühlt es sich

an, als wäre das Boot Teil der Mannschaft, als führe es von selbst. Und nur dann weichen die Schmerzen dem Rausch. Rudern wird dann zu einer Art vollkommener Sprache. Ein guter Swing ist wie ein Gedicht.

Er macht eine Mannschaft nicht unbedingt schneller, abgesehen davon, dass die Ruderer mehr aus den Schlägen herausholen können, wenn keine falsche Bewegung die Fahrt des Bootes behindert. Vor allem können sie dadurch Kräfte sparen, mit einer niedrigeren Schlagzahl rudern, aber dafür mit einem höheren Wirkungsgrad. Sie sind deshalb oft schneller als eine Mannschaft, die eine höhere Schlagzahl weniger effizient einsetzt, und haben noch Reserven für den kräftezehrenden Endspurt. Es ist ungeheuer schwer, den Swing beizubehalten, während man gleichzeitig die Schlagzahl erhöht. Steigert man das Tempo, müssen die endlos vielen verschiedenen Bewegungen in immer kürzeren Abständen aufeinanderfolgen, bis es irgendwann unmöglich wird, den Swing aufrechtzuerhalten. Doch je näher eine Mannschaft diesem Ideal kommt – nämlich dem Swing bei hoher Schlagzahl –, desto näher kommt sie einer anderen Ebene des Ruderns, der Ebene der wahren Meisterschaft.

Joe und seine Kameraden hatten damals, als sie in Poughkeepsie gewonnen hatten, als Freshmen zu ihrem Swing gefunden, und Al Ulbrickson hatte das nicht vergessen. Die Bilder von damals gingen ihm nicht aus dem Kopf. Wie sie das Rennen gewonnen hatten, war grossartig gewesen, geradezu magisch. Und diese Magie musste doch wieder zu finden sein.

Aber als der Tag der Pacific Coast Regatta in Kalifornien Anfang April näherkam, verschlechterte sich das Wetter wieder, und Joe und seine Kameraden konnten den magischen Swing nicht dauerhaft beschwören. Am einen Tag hatten sie ihn, am anderen nicht. Am Montag schlugen sie die Junioren, am Dienstag verloren sie haushoch, am Mittwoch

gewannen sie, am Donnerstag verloren sie wieder. Wenn sie gewannen, dann souverän, wenn sie verloren, dann haushoch. Am 2. April machte Ulbrickson seiner Wut und Ratlosigkeit in der *Seattle Times* Luft: «So etwas habe ich noch nie erlebt... Ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der die Besetzung der ersten Mannschaft so spät in einer Trainingsphase noch nicht geklärt gewesen wäre.» Aber er musste trotzdem eine Entscheidung treffen.

Endlich tat er, was er schon die ganze Zeit hatte tun wollen. Er erklärte das Boot von Joe und seinen Kameraden zur ersten Mannschaft für 1935. Die lokalen Zeitungen gaben die Entscheidung bekannt, und prompt verlor die Mannschaft das nächste Kopf-an-Kopf-Rennen gegen die Junioren. Die Junioren verlangten, bei der Regatta als erste Mannschaft antreten zu dürfen. Der Verzweiflung nahe erklärte Ulbrickson, er werde seine Entscheidung zurückstellen. Die beiden Mannschaften sollten in Kalifornien noch einmal gegeneinander antreten. Wer das erste Zeitfahren nach der Ankunft in Oakland gewann, sollte bei der Regatta als erste Mannschaft fahren.

Eine Sophomore-Mannschaft zur ersten Mannschaft zu machen, war ungewöhnlich, aber nicht beispiellos. Ky Ebright stand im Begriff, etwas ganz Ähnliches zu tun – vielleicht in Reaktion auf die Nachrichten aus Washington. Im Vorfeld der Pacific Coast Regatta hatte er die Mannschaft, die im Vorjahr in Poughkeepsie den Titel gewonnen hatte, überraschend durch ein gemischtes Boot aus Studenten des zweiten und dritten Jahres ersetzt. Nur noch einer der Meister des Vorjahres sass in der neuen ersten Mannschaft. Ebright verstand nach wie vor nicht, warum die alte erste Mannschaft so schlecht fuhr. Als Royal Brougham in Oakland eintraf, um über die Regatta zu berichten, sprach Ebright ihn darauf an: «Können Sie mir vielleicht sagen, warum die Mannschaft, die im letzten Juni die beste des ganzen Landes war, sich

jetzt sogar von einer Mannschaft aus Sophomores und Junioren schlagen lässt?» Brougham konnte es nicht, übermittelte die Frage aber sofort telegrafisch an Ulbrickson in Seattle. Und er fügte eine Warnung hinzu. Er hatte die Zeit der neu zusammengestellten Mannschaft gestoppt. «Glauben Sie ja nicht, die neue Mannschaft der Bären sei langsam, Mr Ulbrickson ... die Jungs sind ganz schön auf Zack.»

Als Ulbrickson weitere Details erfuhr, vor allem, dass Ebright sogar Dick Burnley ersetzt hatte, den gewaltigen Schlagmann, der in Poughkeepsie mit seiner Kraft entscheidend zum Sieg der Kalifornier beigetragen hatte, verstand er die Welt nicht mehr. Er wusste, dass Ebright bereits 1936 im Visier hatte und, genau wie er selbst, nach jüngeren Talenten suchte. Aber konnte Ebright jemanden gefunden haben, der ein Kraftpaket wie Dick Burnley aus einer Mannschaft verdrängte, die amerikanischer Meister geworden war?

Um acht Uhr am Morgen des 7. April fuhren die drei Boote aus Washington über das ölig glatte Wasser des Oakland Estuary in Kalifornien. Der von der Bucht von San Francisco kommende Wind trieb ihnen mit fünfzig Stundenkilometern Regen und salzige Gischt ins Gesicht. Abgesehen vom salzigen Geschmack des Wassers fühlten sie sich wie zu Hause. Sie hatten das Wetter von Seattle mit nach Süden gebracht. Die Kalifornier waren nirgends zu sehen. Sie ruderten durch den Meeresarm und am Watt des Ostufers der Bucht entlang. Die silbernen Pylone der erst teilweise fertiggestellten Bay Bridge ragten dramatisch vor ihnen aus dem Wasser auf, eine überraschend anmutige Konstruktion über die Bucht in Richtung Treasure Island und San Francisco. Weiter draussen auf dem offenen Wasser wurde der Wellengang heftiger, so heftig, dass die Boote mit Wasser vollzuschlagen drohten. Ulbrickson liess sie umkehren.

Auf dem Weg nach draussen hatte er den Eindruck gehabt, dass die Juniormannschaft besser zurechtkam als die erste Mannschaft. Auf dem Rückweg kam es ihm genau umgekehrt vor. Jetzt warteten alle darauf, dass er einen Termin für das entscheidende Zeitfahren ansetzte, wie vor der Abreise aus Seattle angekündigt. In beiden Mannschaften wurde nicht viel gesprochen.

Zur gleichen Zeit übten Al Ulbrickson und Ky Ebright sich wie gewohnt im Schwarzmalen. Einer versuchte den anderen mit düsteren Prognosen noch zu übertreffen. Ulbrickson verkündete, seine Jungs seien aufgrund der vielen Trainingsausfälle in Seattle leider überhaupt nicht gut vorbereitet. Er habe gehofft, sie noch rechtzeitig in Form zu bringen, aber es sei ihm nicht geglückt, er könne deshalb auch nicht viel über sie sagen. «Meine Jungs sind noch nicht bereit, ein Rennen zu fahren. Sie sollten gestern drei Meilen rudern und waren nach einer Meile schon vollkommen fertig. Wir waren noch nie so schlecht vorbereitet und so schlecht in Form.» Die Reporter stellten allerdings fest, dass die Jungs ziemlich fit aussahen, als sie aus dem Zug ausstiegen. Gefragt, warum er ein Boot voller Sophomores mitbringe, antwortete Ulbrickson düster: «Bessere Leute haben wir nicht.»

Ebright, der dagegenstern wollte, sagte weniger, wurde dafür aber deutlicher. Der *Aew York Times* gegenüber behauptete er: «Kalifornien hat eine Chance, aber ich glaube, Washington wird gewinnen.» Und er fügte hinzu: «Unsere Chancen stehen nicht so gut. Unsere erste Mannschaft ist eindeutig langsamer als die vom letzten Jahr und hat keinerlei Rennerfahrung.» Ansonsten gab er sich auffallend wortkarg.

Am 10. April veranstaltete Ulbrickson schliesslich das Zeitfahren, das darüber entscheiden sollte, wer als erste Mannschaft ins Rennen ging. Joe und seine Kameraden fuhren mit fast einer Bootslänge Rückstand hinter der Juniormannschaft durchs Ziel. Fassungslos und niedergeschlagen sassen sie danach im Boot, während die Jungs im Juni-



Ky Ebright

orboot jubelten. Ulbrickson kehrte ins Hotel zurück und notierte: «Jetzt sitze ich wirklich in der Klemme.» Er gab die erste Mannschaft immer noch nicht bekannt.

Am Vormittag des 12. April veranstaltete er dasselbe noch einmal, aber diesmal mit einer Veränderung. Joes Mannschaft war mit einem neuen, noch nicht getauften Boot nach Süden gekommen, das ihnen aber von Anfang an nicht behagt hatte. Seit der Ankunft klagten sie darüber, dass das Boot nicht zu ihnen passe. Also schickte Ulbrickson sie diesmal mit ihrem alten Boot ins Rennen, der *City of Seattle*, mit dem sie in Poughkeepsie gesiegt hatten. Sie ruderten wunderbar und waren genauso schnell wie die Junioren. «Sie fühlten sich in dem alten Boot wie zu Hause», notierte Ulbrickson.

Nach dem Abendessen im Hotel Oakland liess er die Bombe platzen. Er wollte Joes Mannschaft trotz ihrer wiederholten Niederlagen als erste Mannschaft ins Rennen schicken. «Tut mir leid», sagte er. «Ich sollte das wahrscheinlich nicht tun, aber ich kann nicht anders.» Die Jungs von den Junioren stürmten aus dem Zimmer und in die Nacht, um ihre Wut auf den Strassen von Oakland loszuwerden. In einer Stellungnahme gegenüber Associated Press zu seiner Wende wagte Ulbrickson sich aus der Deckung. Statt weiter schwarzzumalen, sagte er, wovon er tief im Innern überzeugt war. Die Mannschaft sei «womöglich die beste, die ich je trainiert habe». In seinem Tagebuch notierte er am Abend allerdings unglücklich: «Saublöde Situation am Tag vor dem Rennen.»

Am Tag des Rennens, dem 13. April, regnete es wieder, und heftiger Gegenwind blies von Süden durch den Oakland Estuary. Die lange, schmale Wasserstrasse zwischen Oakland und Alameda Island war nicht einmal an den besten Tagen ein wirklich gutes Rudergewässer, sondern vor allem ein Verkehrsweg für Schiffe durch ein bereits in die Jahre gekommenes Industriegebiet. Verschiedene Stahlbrücken überspannten die Rennstrecke, die bei Union Point eine leichte Kurve machte. Kurz danach kam bei der Fruitvale Avenue Bridge die Ziellinie. Baufällige Lagerhallen, Öltanks, rostige Kräne und düstere Fabriken säumten den Meeresarm auf beiden Seiten. An den Ufern lagen alle möglichen Schiffe vertäut – chinesische Dschunken, Schlepper, morsche Hausboote, alte Schoner und mit allen möglichen Industriegütern beladene Frachtkähne. Das Wasser selbst war trübe, graugrün selbst an Sommertagen und ölig glatt und stank nach Dieselabgasen und Tang. Unmittelbar neben dem Bootshaus der Kalifornier strömte das Abwasser aus einem zehn Zentimeter dicken Rohr ungeklärt ins Wasser.

Es war nicht leicht, in dieser Umgebung einen Platz als Zuschauer zu finden, aber am Nachmittag des 13. April hatten sich auf leeren Grundstücken, verschiedenen Kais, Lagerhausdächern und kleinen, entlang der Rennstrecke vertäuten Schiffen fast vierzigtausend Zuschauer mit ihren Schirmen versammelt. Die weitaus meisten Fans standen auf der Fruitvale Avenue Bridge an der Ziellinie. Auf ihr drängten sich dreitausend in Blau und Gold gekleidete kalifornische Fans und einige Hundert Washington-Anhänger in Purpur und Gold. Alle wollten einen möglichst guten Blick auf das Wasser haben. Rundfunksprecher saßen in einem Unterstand in der Nähe der Brücke, bereit, die Ergebnisse des Rennens zu übertragen.

Um 15.55 Uhr begann die Regatta mit dem 2-Meilen-Rennen der Freshmen. Don Hume, der Schlagmann für Washington, war erst seit wenigen Tagen wieder auf den Beinen und erholte sich noch von einer schweren Mandelentzündung, was man ihm aber beim Rennen nicht anmerkte. Die Mannschaft aus Washington verschaffte sich schon früh eine halbe Bootslänge Vorsprung. Nach der halben Strecke führte sie mit einer ganzen Länge. Beide Mannschaften ruderten mit einer Schlagzahl von zweiunddreissig. Auf der Zielgeraden hinter der Kurve zogen die Kalifornier das Tempo an und erhöhten auf vierunddreissig. Washington zog nach. Beide Boote ruderten mit derselben Schlagzahl, doch Humes Ruderschlag machte den entscheidenden Unterschied aus. Der Schlagmann ruderte auf der letzten Viertelmeile so kraftvoll und effizient, mit so fließenden Bewegungen und im Rhythmus mit den anderen Jungs, dass das Boot aus Washington den Konkurrenten hinter sich liess und drei Längen vor Kalifornien durchs Ziel ging. Die Funktionäre auf der Brücke senkten eine weisse Flagge zum Zeichen, dass die weissen Ruderblätter aus Washington gewonnen hatten.

Im Rennen der Junioren ging es den so unerwartet degradierten und immer noch wütenden älteren Jungs von Washington vor allem darum



zu zeigen, wie gut sie waren und dass auch in Zukunft mit ihnen zu rechnen sei. Um 16.10 Uhr brachten sie ihr Boot zur Startlinie auf Höhe der Webster Street, unmittelbar südlich des Jack London Square und drei Meilen von der Ziellinie entfernt. Kalifornien kam am schnellsten vom Start weg und ruderte mit einer Schlagzahl von zwei- unddreissig. Washington mit Bobby Moch am Ruder und dem grossen Stub McMillin im Maschinenraum holte langsam und methodisch auf und ging dann in Führung. Auf halber Strecke klaffte bereits eine Lücke zwischen den beiden Booten.

Dann legte Washington erst richtig los. Moch erhöhte die Schlagzahl einmal und dann noch einmal. Seine Kameraden gaben alles. Mit jedem Ruderschlag bestrafte sie Kalifornien, Ulbrickson, seine erste Mannschaft und alle, die etwa noch an ihnen zweifelten. Der ganze Frust der vergangenen Monate brach sich Bahn. Unerbittlich stemmten sie sich Wind und Regen entgegen. Bobby Moch hatte die Gewohnheit, immer noch einen Namen anzuhängen, wenn er «Zehn Schläge volle Kraft» forderte, um die emotionale Wirkung zu verstärken. Manchmal rief er «Zehn Schläge für Al» oder «Zehn Schläge für Mr Pocock». Jetzt brüllte er durch sein Megafon: «Zehn Schläge für Joe Beasley!» Niemand im Boot hatte je von einem Joe Beasley gehört, offenbar auch Moch nicht, der sich nur lustig machte. Sie zogen zehnmal mit aller Kraft durch. Dann schrie Moch: «Zehn Schläge für die von der ersten Mannschaft!» Das Boot explodierte förmlich und schoss voran. Als die Menge auf der Brücke hinter der Kurve in Sicht kam, hatten sie bereits fünf Bootslängen Vorsprung. Als sie über die Ziellinie flogen und unter der Brücke hindurch, waren es acht, Tendenz steigend.

Dann kam das Rennen der ersten Mannschaften, und die kalifornischen Fans konnten endlich jubeln.

Als Joe und seine Kameraden zur Startposition paddelten, wussten sie, dass sie nach dem überragenden Sieg der Junioren unbedingt ge-

winnen mussten, nicht nur um Ulbricksons Glauben an sie zu rechtfertigen, sondern auch um ihren Anspruch auf Olympia zu demonstrieren. Ab jetzt mussten sie praktisch jedes Rennen gewinnen, sonst wäre alles vorbei. In den folgenden sechzehn Minuten taten sie alles dafür. Nach dem Rennen sagte Bill Leiser, der knallharte Sportredakteur der *San Francisco Chronicle*, nur lapidar: «Es war ein grosser Kampf, das beste Rennen, das ich an diesem Ort je erlebt habe.»

Die Kalifornier hatten die ganze Woche schnelle Starts geübt, aber beide Boote kamen nicht gut vom Start weg. Dann ging Washington frühzeitig in Führung. Kalifornien reagierte rasch und entschlossen, erhöhte die Schlagzahl, holte auf und ging seinerseits mit einer halben Länge in Führung. Auf den nächsten anderthalb Meilen änderte sich an dieser Position nichts. Die Ruder der Mannschaft aus Washington tauchten mit stetigen dreissig Schlägen pro Minute fast genau im selben Rhythmus ein wie die der Kalifornier. Als die Boote sich auf halber Strecke Government Island näherten, erhöhte Kalifornien nach und nach die Schlagzahl und baute seine Führung zu einer vollen Bootslänge aus. Auch George Morry, der Steuermann für Washington, verlangte mehr, und die Ruderer aus Washington gingen auf zweiunddreissig. Während Kalifornien weiter auf vierunddreissigeinhalb erhöhte, behielt Morry zweiunddreissig bei und widerstand der Versuchung, in Panik oder Hektik zu verfallen. Ganz langsam, Zentimeter um Zentimeter, holte seine Mannschaft wieder auf, immer noch mit niedriger Schlagzahl, aber kraftvolleren Ruderschlägen. Als die Boote die Südspitze der Insel erreichten, war Kaliforniens Vorsprung auf eine viertel Länge geschrumpft. Dann lagen die Boote gleichauf. Als sie sich der Kurve näherten, ging Washington ganz langsam in Führung. Morry erhöhte die Schlagzahl auf vierunddreissig, Kalifornien erhöhte auf mörderische achtunddreissig.

Seite an Seite fuhren die Boote um die Kurve und kamen in Sicht der Fans auf der Brücke. Eine ganze Armada kleinerer Vergnügungsboote folgte ihnen. Auf ihnen beobachteten die Zuschauer die Jungs mit Ferngläsern. Beide Mannschaften wirkten müde.

Kalifornien ergriff die Initiative, erhöhte zum Endspurt die Schlagzahl auf vierzig, beschleunigte und ging wieder in Führung. Die kalifornischen Fans brachen in Jubel aus. Auf der Zielgeraden hatte ihre Mannschaft eine viertel Länge Vorsprung. Doch George Morry tat, was Ulbrickson ihm aufgetragen hatte. Er sollte die Schlagzahl so lange wie möglich so niedrig wie möglich halten. Morry widerstand also der Versuchung, die vierunddreissig, die seine Jungs ruderten, zu erhöhen, auch als die Kalifornier bei ihren hektischen vierzig blieben und die Fruitvale Avenue Bridge bedrohlich rasch näherkam. Schlagzahl war das eine, Kraft das andere. Morry wusste, dass seine Jungs noch viel Kraft in Reserve hatten, die Kalifornier dagegen mit ziemlicher Sicherheit nicht. Er beugte sich vor und rief: «Zehn Schläge volle Kraft!» Die Jungs aus Washington zogen machtvoll durch, und das Boot machte einen Satz. Danach waren die Boote wieder gleichauf. Da Brücke und Ziellinie rasch näherkamen, rief Morry: «Noch mal zehn!» Joe, Shorty, Roger und die anderen legten sich in die letzten Ruderschläge. Al Ulbrickson auf dem Trainerboot direkt hinter ihnen hielt die Luft an. Seite an Seite schossen die Boote unter der Brücke hindurch.

Auf der Brücke wurden eine blaue und eine weisse Flagge gleichzeitig nach unten gerissen. Die Fans verstummten verwirrt. Auf einem Boot, das den Mannschaften gefolgt war, rief jemand: «Ein knapper halber Meter für Washington!» Die Fans der Huskies tobten. Dann dröhnte eine Stimme durch den offiziellen Lautsprecher: «Ein guter halber Meter für Kalifornien.» Jetzt tobten die kalifornischen Fans. Die Rundfunkleute in ihrem Unterstand zögerten kurz, dann gaben sie die Nachricht weiter:

«Sieg für Kalifornien.» Die Nachrichtenagenturen verbreiteten dieselbe Meldung. Auf der Brücke zeigten die Fans von Washington wütend zum Wasser hinunter und beharrten auf ihrer Meinung. Ihre Jungs seien als Erste durchs Ziel gegangen – jeder habe es sehen können. Die kalifornischen Fans, die sich über das Gelände gebeugt hatten, als die Boote unter ihnen hindurchgefahren waren, beharrten dagegen darauf, dass die Kalifornier einen Vorsprung von mindestens einem Meter gehabt hätten. Der Tumult wuchs, einige endlose Minuten vergingen. Dann erwachte die Stimme im Lautsprecher knisternd wieder zum Leben. «Die Zielrichter geben hiermit offiziell bekannt, dass Washington mit zwei Metern Vorsprung gewonnen hat.» Kollektives Stöhnen stieg von den kalifornischen Fans auf. In Seattle wurde das reguläre Rundfunkprogramm durch die Meldung aus Oakland unterbrochen, und Menschen, die eben noch enttäuscht am Radio gesessen hatten, sprangen auf, schlugen sich auf die Schulter und gratulierten einander.

Wie sich herausstellte, hatten weder die Mannschaften selbst noch die Zielrichter je Zweifel am Ergebnis gehabt. Die Zielrichter hatten nur Mühe gehabt, sich durch die auf der Brücke versammelte Menschenmenge zum Lautsprecher durchzukämpfen. Den meisten Zuschauern war nicht klar, dass die Brücke den Meeresarm in einem leicht schrägen Winkel überquerte. Die Ziellinie dagegen verlief rechtwinklig zum Ufer. Auf der kalifornischen Seite der Rennstrecke schnitt sie sich mit der Brücke, auf der Seite der Mannschaft von Washington dagegen verlief sie einige Meter vor der Brücke. Das kalifornische Boot war mit seinem Bug tatsächlich zuerst unter der Brücke hindurchgefahren, aber zu diesem Zeitpunkt hatte das Boot aus Washington die Ziellinie bereits zu zwei Metern überquert.

Als Ulbrickson am Abend ins Hotel zurückkehrte, notierte er nur kurz: «Was für ein Tag.»

Die Heimreise im Zug verlief in bester Laune. Die Misstimmung des langen Herbstes und Winters war vergessen, alle hatten gesiegt. Tom Bolles wusste jetzt, dass seine Freshman-Mannschaft der vom Vorjahr mindestens das Wasser reichen konnte. Die Juniormannschaft hatte bewiesen, dass man mit ihr rechnen musste. Und die Sophomores waren Meister der ersten Mannschaften der Pazifikküste geworden. Gemeinsam hatten sie die Kalifornier auf deren Heimatgewässern vernichtend geschlagen. Jetzt schien alles möglich.

Am folgenden Tag lautete die Schlagzeile der *Seattle Times*: «Dreifachsieg der Husky-Ruderer». Am 18. April veranstaltete die Stadt zu Ehren der Ruderer, aber auch einer gerade mit einer Handvoll Medailen und sechs Landesrekorden aus Chicago zurückgekehrten Schwimmmannschaft der Frauen und des Schwimmstars Jack Medica, der siegreich aus dem Osten des Landes zurückgekehrt war, eine Konfettiparade. Eine achtzig Mann starke Blaskapelle der Huskies führte den Umzug entlang der Second Avenue und der Pike Street an, Konfetti und Papierschnipsel mischten sich mit dem kalten Nieselregen, der pausenlos vom Himmel fiel. Hinter der Kapelle fuhren in einem blumengeschmückten Auto Bürgermeister Smith, Al Ulbrickson und Tom Bolles und winkten der jubelnden Menge zu, die die Strassen vier- und sogar fünfzeilig säumte. In einem zweiten Auto sassen Medica und das Frauenschwimmteam.

Es folgte die Hauptattraktion – ein langer, mit Blumen und Grünzeug geschmückter Holzlaster mit der ersten Rudermannschaft und ihrem Boot. Die Jungs trugen weisse Pullover mit dem grossen purpurroten W darauf und hielten dreieinhalb Meter lange Riemen senkrecht in den Händen. Der Festwagen, der da durch die Stadt kroch, glich einem grossen grünen Reptil mit einem schlanken Rücken aus Red Cedar und acht schwankenden Stacheln aus Fichte. Hin und wieder rief ein Verwandter oder Freund eines Ruderers etwas vom Gehweg oder rann-

te für einen raschen Händedruck auf die Strasse. Joyce musste arbeiten, aber Joe suchte unter den Gesichtern der Menge nach seinem Vater und seinen Halbgeschwistern. Sie waren nirgends zu sehen.

Der Umzug ging weiter zum Washington Athletic Club in der Union Street. Dort wurden die Jungs in einen verrauchten Saal geführt, in dem sich einige Hundert prominente Bürger der Stadt drängten, die für fünfundsiebzig Cent an einem besonderen Essen teilnehmen und dabei die zurückgekehrten Helden von Nahem betrachten wollten. Royal Brougham spielte den Conferencier, und die Veranstaltung wurde live im Radio übertragen.

Der Bürgermeister, Tom Bolles und Al Ulbrickson hielten jeweils kurze Ansprachen. Ulbrickson überschüttete die drei Mannschaften mit Lob und schloss unter dem Beifall der Anwesenden: «Mit so viel Unterstützung gewinnen wir auch in Poughkeepsie, und von dort geht es dann weiter nach Berlin und zu den Olympischen Spielen.» Anschließend sprachen der Rektor der Universität und der Präsident der Handelskammer. So gut wie jeder, der in der Stadt etwas zu sagen hatte, wollte mit dabei sein. Dann wurden die Jungs aller drei Mannschaften auf die Bühne gerufen und nacheinander vorgestellt. Auf jeden Namen folgte anhaltender Beifall.

Als Joe an der Reihe war, liess er den Blick durch den Saal wandern. Durch hohe, von schweren Samtvorhängen gesäumte Fenster fiel helles Licht, an der Stuckdecke hingen funkelnde Kronleuchter. Belebte Männer in Dreiteilern und mit Schmuck behängte Damen blickten mit strahlenden Gesichtern zu ihm auf. Sie sassen an Festtafeln mit Tischtüchern aus makellos weissem Leinen, gedeckt mit glänzendem Silberbesteck und Kristallgläsern und Platten voller dampfender Speisen. Kellner in weissen Jacken und mit schwarzen Fliegen eilten zwischen den Tischen hin und her.

Joe hob die Hand, um sich für den Beifall zu bedanken, der auf seinen Namen folgte, und kämpfte auf einmal mit den Tränen. Nicht im Traum hätte er gedacht, dass er je hier stehen würde, vor all diesen Menschen. Es erschreckte ihn, erfüllte ihn aber zugleich mit Dankbarkeit.

Und während er noch dastand und sich für den Applaus bedankte, stieg plötzlich ein Gefühl in ihm auf, das er nicht kannte – ein tief empfundener, inniger Stolz. Die nächsten Ziele waren jetzt Poughkeepsie und dann vielleicht Berlin. Die Zukunft erschien ihm auf einmal in einem goldenen Licht.

## Kapitel 10

*Ein Boot, ein Rennachter, ist ein empfindliches Gebilde, und wenn man ihm nicht seinen Willen lässt, arbeitet es nicht für einen.*

- - George Yeoman Pocock

In einer Zeit, in der es im amerikanischen Kabelfernsehen Dutzende Sportkanäle gibt, in der Profisportler oft zig Millionen Dollar im Jahr verdienen und der Sonntag des Super Bowl praktisch ein nationaler Feiertag ist, kann man sich nur schwer vorstellen, was der wachsende Ruhm der Ruderer von Washington 1935 für die Einwohnerschaft von Seattle bedeutete. Die Stadt galt, zum Teil auch in ihrer eigenen Wahrnehmung, lange als in vieler Hinsicht rückständig, nicht zuletzt in der Welt des Sports. Eine Ausnahme war die Footballmannschaft der Universität, die einen ganz erstaunlichen Rekord aufgestellt und zwischen 1907 und 1917 dreiundsechzig Spiele in Folge ohne Niederlage gespielt hatte.

Die Erfolge der Ruderer bedeuteten also für die Einwohner von Seattle etwas, das sie schon lange nicht mehr oder eigentlich noch nie richtig gehabt hatten. Der Dreifachsieg in Kalifornien, die Siege im vergangenen Jahr in Poughkeepsie und jetzt sogar der Gedanke an eine



olympische Medaille erfüllten die Menschen mit Stolz. Sie lasen die Erfolgsmeldungen am Morgen im *Post-Intelligencer* und dann noch einmal am Abend in der *Seattle Times*. Die Ruderer verschafften Seattle mit jeder Bootslänge Vorsprung und jedem Sieg mehr Ruhm und Ansehen, und es hatte den Anschein, als sollte das in der nahen Zukunft so weitergehen. Alle glaubten daran, es schweisste sie zusammen und stärkte ihr Selbstvertrauen in dieser so schweren Zeit.

Wenn die Einwohner der Stadt die Titelseite der *Times* oder des *Post-Intelligencer* allerdings zu ausführlich lasen, entdeckten sie die Vorboten weiterer Heimsuchungen.

Am 14. April, einen Tag nach der Pacific Coast Regatta auf dem Oakland Estuary, stellte eine einzelne Katastrophe, an die man sich in den Staaten der Great Plains heute noch als den «schwarzen Sonntag» erinnert, die Staubstürme der vergangenen Jahre in den Schatten. Innerhalb weniger Stunden wehte ein trockener Nordwind mehr als doppelt so viel Erde von den ausgedörrten Feldern, wie man beim Bau des Panamakanals ausgehoben hatte, und wirbelte sie zweieinhalb Kilometer hoch in die Luft. In fünf Staaten wurde es am Nachmittag praktisch Nacht. Der Staub erzeugte so viel statische Elektrizität in der Luft, dass Stacheldrahtzäune im Dunkeln leuchteten. Bauern, die auf ihren Feldern arbeiteten, mussten sich blind auf Händen und Knien durch die Gegend tasten und fanden den Weg zu ihren eigenen Häusern nicht mehr. Autos kamen von der Strasse ab, und ihre Passagiere hielten sich Taschentücher vors Gesicht, würgten und spuckten Erde. Manche liesen ihre Autos stehen, klopfen an fremde Haustüren und baten um Aufnahme, die ihnen auch gewährt wurde.

Am folgenden Tag verwendete der Büroleiter von AP in Kansas City in einer Agenturmeldung über die Katastrophe das Wort «Dust

Bowl», «Staubschüssel». Damit fand ein neuer Begriff Eingang in die amerikanische Sprache. Erst in den folgenden Monaten wurde das Ausmass der Verwüstung deutlich, und das Rinnsal zerlumpfter Flüchtlinge, das sich im Sommer zuvor bereits auf den Weg gemacht hatte, schwoll zu einem wahren Strom an. Innerhalb weniger Jahre verliessen zweieinhalb Millionen Amerikaner ihre Heimat und zogen nach Westen, einer ungewissen Zukunft entgegen – wurzellos, enteignet und ohne einen Platz, den sie Zuhause nennen konnten.

Monatelang hatte es so ausgesehen, als ginge es mit dem Land wieder aufwärts. In der *Seattle Times* und dem *Post-Intelligencer* erschienen wie landesweit in Hunderten anderen Zeitungen wieder Stellenangebote, und Leute wie Harry Rantz fanden endlich wieder richtige Arbeit. Doch der Sturm vom 14. April machte die neu erwachten Hoffnungen von Millionen Menschen mit einem Schlag zunichte. Wenig später warnte der *Post-Intelligencer* die Einwohner der Stadt, dass sie für die verfügbaren Stellen bald Konkurrenten bekommen würden. Eine Schlagzeile vom 4. Mai lautete: «Grosse Wanderbewegung nach Westen: Nordwesten ist für Flüchtlinge das Gelobte Land.» Arbeitsvermittlungen in Seattle bekamen sogar aus weit entfernten Bundesländern wie Missouri und Arkansas Anfragen nach verfügbaren Stellen. Gesucht wurde jede Art von Arbeit, egal wie schlecht bezahlt. Die meisten Migranten waren Farmer, die bei den Immobilienmaklern nach billigem Ackerland in der Umgebung von Seattle anfragten. Die Makler versicherten ihnen, billiges Land stünde im Überfluss zur Verfügung. Sie vergassen meist zu erwähnen, dass das Land um den Puget Sound mit Baumstümpfen übersät war – Hunderten von Stümpfen pro Hektar Land –, die einzeln aus der Erde gezogen oder gegraben oder mit Dynamit herausgesprengt werden mussten. Sie erwähnten auch nicht, dass es sich bei dem Boden um Geschiebemergel handelte, zu-

sammengebackenen, mit Steinen durchsetzten Lehm, und dass man wegen des kalten grauen Wetters die traditionellen Getreidearten des amerikanischen Mittleren Westens gar nicht anbauen konnte.

Zur gleichen Zeit drangen aus Europa immer lauter unheilschwangere Töne herüber. Allein einige Schlagzeilen der *Seattle Times* gaben Anlass genug zur Sorge: «Deutschland rüstet auf: Todesstrafe für Pazifisten» (19. April), «Neuer Angriff auf Christen: Nazis sperren alte Nonnen und Mönche ins Gefängnis» (27. April), «Deutscher U-Boot-Bau weckt britische Ängste» (28. April), «Grossbritannien will mit Naziflugzeugen gleichziehen: Hitler soll Grenzen festsetzen» (2. Mai), «Grossbritannien warnt Hitler vor Einmarsch im Rheinland» (7. Mai), «Nazis haben neue Waffe: 60-Knoten-Schiff» (17. Mai), «Hitlers Polizei sperrt US-Bürger ein» (18. Mai). Es fiel schwer, diese bedrohlichen Meldungen zu ignorieren, aber möglich war es, und die überwiegende Mehrheit der Amerikaner in Seattle und anderswo taten genau das. Die Angelegenheiten Europas schienen unendlich weit entfernt, und das sollte auch so bleiben.

Am ersten Tag des Trainings für Poughkeepsie überraschte Ulbrickson die im Bootshaus versammelten Sportreporter mit der Ankündigung, dass die bisherige erste Mannschaft trotz ihres Sieges in Oakland nicht unbedingt auch in Poughkeepsie als erste Mannschaft antreten würde. Im Boot der Juniormannschaft sässen einige ältere Jungs mit viel Erfahrung und Talent. Sie hätten es verdient, vor Ende ihres Studiums noch einmal an Landesmeisterschaften teilzunehmen. In gewisser Weise war das wohl tatsächlich seine ehrliche Meinung. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er das Versprechen, das er den älteren Jungs gegeben hatte, in Oakland gebrochen hatte und sie dann ihr Rennen gewonnen hatten. Aber das war nicht alles. Ihm war auch klar, dass die Älteren souverän gewonnen hatten. Rantz und seine Kameraden hatten

dagegen nur ganz knapp gesiegt, und anschliessend hatte er als Trainer noch aufreibend lange auf das offizielle Ergebnis warten müssen. Das sprach nicht zu ihren Gunsten.

Joe und seine Kameraden waren fassungslos. Sie hatten doch eben erst nicht irgendeine Mannschaft besiegt, sondern die erste Mannschaft der Kalifornier, den amtierenden Landesmeister. Sie waren über sich hinausgewachsen und hatten eine ältere und viel erfahrenere Mannschaft geschlagen, dieselbe Mannschaft, mit der Ebright wahrscheinlich nach Poughkeepsie fahren würde. Und trotzdem stand ihr Rang als erste Mannschaft auf einmal wieder in Frage. Wütend beschlossen sie, die Junioren bei nächster Gelegenheit auf ihren Platz zu verweisen.

Doch ging der Schuss gründlich nach hinten los. Am 9. Mai veranstaltete Ulbrickson wieder ein Rennen zwischen den beiden Mannschaften. In Ulbricksons Motorboot sass ein wichtiger Gast: J. Lyman Bingham von der Amateur Athletic Union, ein enger Mitarbeiter von Avery Brundage, des Präsidenten sowohl der AAU wie des amerikanischen Olympischen Komitees. Als Ulbrickson das Startkommando durch sein Megafon rief – «Achtung ... los!» –, ging das Juniorboot mit Bobby Moch als Steuermann sofort und mühelos in Führung vor der ersten Mannschaft. Ulbrickson liess den Motor seines Bootes aufheulen, fuhr den beiden Achtern nach und brüllte: «Ruder – halt!» Die Boote mussten sich wieder in Startposition begeben und noch einmal starten. Wieder gingen die Junioren sofort in Führung. Bingham sah Ulbrickson an und fragte trocken: «Welches war noch mal die erste Mannschaft? Vielleicht bringe ich da was durcheinander.» Ulbrickson verstand die Welt nicht mehr.

In den folgenden Wochen liess er die beiden Boote immer wieder gegeneinander antreten. Manchmal gewann die erste Mannschaft, meist verlor sie aber. Für sich allein ruderte sie gut, aber sobald die Ju-

nieren in Sicht kamen, klappte nichts mehr. Der monatelange Hohn und Spott tat seine Wirkung.

Noch im April hatte Ulbrickson seine Sophomore-Mannschaft vor den beiden nationalen Presseagenturen fast schon überschwänglich gelobt – «womöglich die beste Mannschaft, die ich je trainiert habe», hatte er in aller Öffentlichkeit verkündet. Jetzt schien die Mannschaft ihn zum Narren machen zu wollen. Er zitierte die Jungs in sein Büro, schloss die Tür und las ihnen die Leviten. «Wenn das nicht besser klappt, spalte ich die Mannschaft auf», schimpfte er, obwohl ihn seine Worte in der Seele schmerzten. Er hatte immer noch nicht vergessen, wie überragend die Sophomores im Vorjahr in Poughkeepsie den Freshman-Titel gewonnen hatten. Auch die anderen nicht. Fast in jedem Pressebericht, in dem die Mannschaft erwähnt wurde, wurde auch an den Moment im Staat New York erinnert, als ihr Boot sich vom Feld gelöst hatte, als werde es von jungen Göttern und nicht von Menschen angetrieben. Doch Ulbrickson wusste, dass letztlich nicht Götter, sondern Menschen die Rennen gewinnen mussten und dass Menschen im Unterschied zu Göttern fehlbar waren. Seine Aufgabe war es, ihre Fehler zu finden und zu beheben oder, wenn das nicht ging, sie zu ersetzen.

Rudern ist ein Sport mit vielen Paradoxen. Zum einen wird ein Rennachter zwar von ungewöhnlich grossen und kräftigen Männern oder Frauen gerudert, aber den Befehl, das Kommando führt die kleinste und schwächste Person an Bord. Der Steuermann (heute auch in einer ansonsten männlichen Mannschaft oft eine Frau) muss die charakterliche Stärke haben, Männern oder Frauen, die selbst doppelt so gross sind wie er, Befehle zu erteilen, darauf vertrauend, dass die Riesen ihm sofort und bedingungslos gehorchen. Das ist vielleicht das grösste Missverhältnis im Sport überhaupt.

Ein weiteres Paradox liegt im Bewegungsablauf der Sportart. Ziel ist es natürlich, mit dem Boot so schnell wie möglich durch das Wasser zu fahren. Doch je schneller das Boot fährt, desto schwieriger wird es, gut zu rudern. Die Schwierigkeit der ungeheuer komplexen Abfolge von Bewegungen, die jeder Ruderer mit grösster Genauigkeit ausführen muss, potenziert sich mit der Erhöhung der Schlagzahl. Zu einer Schlagzahl von sechsendreissig zu rudern ist unvergleichlich viel schwerer als zu einer Schlagzahl von sechszwanzig. Je höher das Tempo steigt, desto härter wird jeder Fehler bestraft – zum Beispiel ein Riemen, der einen Sekundenbruchteil zu früh oder zu spät ins Wasser eintaucht. Mit dem Tempo wächst die Gefahr des Scheiterns. Umgekehrt wachsen mit der für eine höhere Schlagzahl erforderlichen Anstrengung auch die körperlichen Schmerzen, was wiederum die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers erhöht. In diesem Sinn ist Geschwindigkeit das letzte Ziel des Ruderers und gleichzeitig sein grösster Feind. Anders ausgedrückt ist schönes und effektives Rudern oft mit Schmerzen verbunden.

Ein namentlich nicht bekannter Trainer soll es einmal schnörkellos ausgedrückt haben: «Rudern ist wie eine schöne Ente. Über dem Wasser sieht man nur Anmut und Eleganz, aber darunter paddelt das Tier wie verrückt!»

Doch das grösste Paradox des Ruderns hat mit der Psyche der Ruderer zu tun. Grosse Ruderer vereinen notwendigerweise widersprüchliche Eigenschaften in sich. Einerseits brauchen sie enormes Selbstvertrauen, ein starkes Ego und eine gigantische Willenskraft. Sie müssen mehr oder weniger immun gegen Enttäuschungen sein. Wer nicht zu tiefst von sich überzeugt ist – von seiner Fähigkeit, Strapazen zu ertragen und Hindernisse zu überwinden –, wird sich nie an etwas so Verwegenes wie Wettkampfrudern auf höchster Ebene wagen. Der Sport kennt so viele Härten und nur so wenige Momente der Erfüllung, dass

nur Menschen mit eiserner Motivation und unerschütterlichem Selbstvertrauen in ihm Erfolg haben. Zur gleichen Zeit – und das ist entscheidend – verlangt und belohnt kein anderer Sport eine so völlige Selbstaufgabe. Es mag in grossen Rudermannschaften besonders talentierte oder starke Menschen geben, hervorragende Steuer-, Schlag- oder Bugleute, aber es gibt keine Stars. Entscheidend ist einzig und allein die Mannschaftsleistung, der perfekt synchronisierte Fluss von Muskeln, Riemen, Boot und Wasser, die in sich geschlossene, wunderbar einheitliche Symphonie, zu der die Mannschaft mit ihren Bewegungen zusammenfindet. Nicht der Einzelne zählt, nicht das Individuum.

Die psychischen Voraussetzungen sind also komplex. Ein Ruderer mit seinem oft ausgeprägten Unabhängigkeitssinn und Selbstvertrauen muss sich einerseits unterordnen können und andererseits seine individuellen Fähigkeiten als Ruderer und überhaupt als Mensch einbringen. Selbst wenn sie könnten, würden nur wenige Rudertrainer ihre grössten, stärksten, klügsten und fähigsten Ruderer einfach klonen. Ruderrennen werden nicht von Klonen gewonnen, sondern von Mannschaften, und grosse Mannschaften sind ausgewogene Mischungen von körperlichen Fähigkeiten und Charakteren. Körperlich gesehen sind die Arme des einen Ruderers etwas länger als die des anderen, der dafür einen stärkeren Rücken hat. Keiner ist deshalb notwendig der bessere oder wertvollere Ruderer. Sowohl die langen Arme wie der kräftige Rücken sind Stärken der Mannschaft. Wenn die beiden aber gut zusammenrudern sollen, muss jeder sich an die Bedürfnisse und Fähigkeiten des anderen anpassen. Beide müssen zu Kompromissen bereit sein und ihren Schlag am Nutzen der Mannschaft insgesamt ausrichten – der Ruderer mit den kürzeren Armen muss sich etwas mehr vorbeugen, der mit den längeren etwas weniger –, bis die Riemen von beiden sich genau parallel bewegen und die Ruderblätter genau im selben Mo-

ment ins Wasser eintauchen und wieder auftauchen. Acht Individuen verschiedener Statur und Konstitution müssen in hochkomplexer Weise so aufeinander abgestimmt werden, dass die Stärken des Einzelnen in die Gesamtleistung eingehen. Nur dann wirken sich die verschiedenen Fähigkeiten – etwa des leichteren Ruderers am Bug, bei dem es mehr auf die Technik ankommt, und des stärkeren, schwereren Ruderers in der Bootsmitte – als Vorteil und nicht als Nachteil aus.

Noch entscheidender ist es vielleicht, sich die Vielfalt der Charaktere zunutze zu machen. Eine Mannschaft von acht angriffslustigen, übermässig aggressiven Ruderern verliert sich oft in gegenseitigen Streitigkeiten oder erschöpft ihre Kraft auf der ersten Etappe eines Rennens. Ähnlich findet eine stille, introvertierte Mannschaft womöglich nie zu dem gemeinsamen leidenschaftlichen Willen, der das Boot an den Konkurrenten vorbeitreibt, wenn schon alles verloren scheint. Gute Mannschaften sind ausgewogene Mischungen verschiedener Persönlichkeiten. Der eine führt den Angriff, der andere hat noch etwas in Reserve, einer provoziert den Kampf, ein anderer strebt nach Frieden, einer denkt alles durch, ein anderer greift blindlings an. All das muss sich irgendwie mischen. Das ist die grösste Herausforderung. Denn selbst wenn die richtige Mischung gefunden ist, muss noch jeder im Boot seinen Platz innerhalb der Mannschaft annehmen und sich damit und auch mit der Eigenart der anderen abfinden. Wenn dann alles auf die richtige Art zusammenspielt, ist das eine grosse Sache. Die intensive Bindung und das daraus entstehende Glücksgefühl sind für viele Ruderer mehr noch als Pokale und Preise die eigentliche Motivation. Doch braucht es dafür junge Männer und Frauen mit aussergewöhnlichen Persönlichkeiten und körperlichen Fähigkeiten.

Genau das meinte Al Ulbrickson damals im Juni in Poughkeepsie im Boot seiner damaligen Freshman-Mannschaft gesehen zu haben –



die vollkommene Harmonie, nach der alle Rudertrainer streben. Deshalb behagte es ihm auch so wenig, das ganz besondere Band, das die Mannschaft zusammenhielt, auseinanderzureissen. Doch liessen die Jungs ihm keine andere Wahl. Die Harmonie schien ihnen verloren gegangen zu sein.

Am 22. Mai liess er die beiden Boote erneut in einem 2-Meilen-Rennen gegeneinander antreten. Die älteren Jungs gewannen mit einer Länge Vorsprung. Am folgenden Tag liess er sie drei Meilen fahren. Die älteren Jungs schafften beeindruckende 15:53 Minuten und waren damit volle acht Sekunden schneller als Joe und seine Kameraden. Jetzt endlich teilte Ulbrickson den an der Rampe wartenden Reportern mit, was sie schon seit Wochen erwarteten. Wenn kein Wunder geschehe, würden die älteren Jungs in Poughkeepsie als erste Mannschaft antreten, die Sophomores dagegen trotz ihres Sieges in Kalifornien höchstwahrscheinlich nur als Juniormannschaft. Er fügte allerdings hinzu, dass die Mannschaft zusammenbleiben solle. Und dass er nach wie vor in allen Richtungen offen sei und auch berücksichtigen werde, wie beide Boote vor der Regatta auf dem Hudson zurechtkämen. Alle, auch Joe und seine am Boden zerstörten Kameraden, wussten, dass er keineswegs fest entschlossen war.

Die Sportreporter von Seattle waren sich ebenfalls gar nicht so sicher, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Royal Brougham vom *Post-Intelligencer* setzte sich trotz ihres Formtiefs seit Monaten lautstark für Joes Mannschaft ein. George Varnell von der *Seattle Times* hatte sich die letzten Proberennen genau angesehen. Dabei war ihm etwas aufgefallen, und er fragte sich, ob Ulbrickson es vielleicht übersehen hatte. Bei den Rennen über zwei und drei Meilen hatten die Sophomores zunächst nicht zu ihrem Rhythmus gefunden. Ineffektiv und hektisch hatten sie aufs Wasser eingedroschen und die älteren

Jungs davonziehen lassen. Doch nach einer Meile hatten sie plötzlich genauso gut gerudert. Umgekehrt wirkten die älteren Jungs bei drei Meilen zu Anfang der letzten Meile bereits deutlich erschöpft. Clarence Dirks, der für den *Post-Intelligencer* schrieb, hatte dasselbe bemerkt. Joes Mannschaft schien mit jedem Ruderschlag mehr zu ihrem Rhythmus zu finden und hatte am Ende der dritten Meile rasch aufgeholt. Das Rennen der ersten Mannschaften in Poughkeepsie aber ging über vier Meilen.

Die Reise nach Poughkeepsie verlief nicht so ausgelassen und unbeschwert wie im Vorjahr. Es war die ganze Fahrt über gleichbleibend heiss, im Zug war es stickig und unbequem. Al Ulbrickson war angespannt. Nach dem Dreifachsieg in Kalifornien hatte er in Seattle ausgegeben, dass sie in diesem Jahr auch alle drei Rennen der Regatta von Poughkeepsie gewinnen wollten. Als Reaktion darauf hatte die Bürgerschaft für die Reise der Mannschaften an die Ostküste die erstaunliche Summe von zwölftausend Dollar gesammelt. Ulbrickson hatte das Gefühl, sich dafür revanchieren zu müssen, indem seine Ankündigung auch wahr wurde.

Die Spannung zwischen den beiden Mannschaften war mit Händen zu greifen. Sie versuchten sich möglichst aus dem Weg zu gehen, was in dem engen Zug allerdings schwierig war. Tagein, tagaus sassen Trainer und Mannschaften in kleinen Gruppen zusammen, stöhnten unter der Hitze, spielten Karten, lasen Zeitschriften, unterhielten sich und überlegten, mit wem sie zum Essen gehen wollten und mit wem nicht. Joe, Shorty Hunt und Roger Morris blieben in ihrer Ecke meist für sich. Gesungen wurde diesmal nicht. Joe hatte seine Gitarre zu Hause gelassen.

Fünf Tage später, an einem Sonntagvormittag, kamen sie in Poughkeepsie an. Zu ihrer Erleichterung fiel gerade ein kühler, erfrischender Regenschauer, und es war nicht so drückend heiss, wie sie erwartet hatten. Unter Pockocks ängstlicher Aufsicht luden sie vorsichtig die

Rennboote aus dem Gepäckwagen. Ein grosser Baukran hob das Trainerboot aus dem Zug und liess es sanft zum Hudson hinunter. Anschliessend luden die Jungs einige Dutzend Milchkanister aus, die sie mitgebracht hatten. Jeder enthielt vierzig Liter frisches, klares Trinkwasser aus dem Nordwesten. Sie würden auf dem Wasser des Hudson rudern und vielleicht auch damit duschen. Trinken wollten sie es jedoch auf keinen Fall noch einmal.

Reporter umlagerten Ulbrickson, als er aus dem Zug stieg. Er hatte immer noch nicht offiziell gemacht, wen er als erste Mannschaft fahren lassen würde, nahm allerdings kein Blatt vor den Mund: «Die Sophomore-Mannschaft hat mich gewaltig enttäuscht.» Er fügte hinzu: «Wir wissen nicht, was mit ihnen los ist ... Sie haben irgendwann vor dem Rennen in Kalifornien ihren Biss verloren ... Wenn sie ihn nicht wiederfinden, rudern sie hier als Juniormannschaft.» Die Reporter aus dem Osten waren entgeistert. Sie konnten nicht fassen, dass Ulbrickson auch nur daran dachte, die Jungs zurückzustufen, die vor einem Jahr vor ihren Augen noch so triumphal gewonnen und erst vor zwei Monaten die erste Mannschaft der Kalifornier besiegt hatten.

Am folgenden Tag besuchten die Husky-Mannschaften, einer alt ehrwürdigen Tradition folgend, aber auch ein wenig widerwillig, die Bootshäuser ihrer Rivalen, um ihnen vor dem ersten Training den Respekt zu erweisen. Jedes Mal musste Ulbrickson seinen Trainerkollegen wieder von vorn erklären, dass er die Sophomores diesmal tatsächlich als Juniormannschaft starten lassen wollte. Die Trainer konnten es genauso wenig fassen wie die Reporter. Der inzwischen dreiundachtzig Jahre alte Jim Ten Eyck von Syracuse schüttelte sein graues Haupt und weigerte sich, Ulbrickson beim Wort zu nehmen. Seiner Meinung nach handelte es sich um eine taktische List, am 18. Juni würden die Sophomores als erste Mannschaft an den Start gehen. Nachdem Ulbrickson

und seine Jungs gegangen waren, schüttelte Ten Eyck noch einmal den Kopf und sagte: «Ulbrickson muss zwei Wahnsinnsmannschaften haben, wenn er sich so entscheidet.»

Das Sophomore-Boot bestand inzwischen nicht mehr nur aus Studenten im zweiten Jahr. Ulbrickson hatte Steuermann George Morry gegen den älteren Wink Winslow eingetauscht, der mit Rudern auf Flüssen mehr Erfahrung hatte. Doch davon abgesehen handelte es sich um dieselbe Mannschaft wie im Voqahr.

Das Training begann unter widrigen Umständen. Es regnete immer noch, ein kalter Wind wehte flussabwärts. Das schwarze, ölige Wasser war aufgewühlt. Genau diese Bedingungen fürchteten die Jungs aus Washington besonders. Zwar kamen sie mit Regen und Wind besser zurecht als die meisten, aber die merkwürdigen Seitwärtsströmungen des Wassers dort, wo die vom Wind getriebenen Wellen auf den Gezeitenstrom stiessen, machten ihnen zu schaffen. Ulbrickson schickte die Jungs an diesem Tag gleich zweimal aufs Wasser, um sie möglichst an die schwierigen Bedingungen zu gewöhnen. Sonst waren keine Boote zu sehen. Die anderen Mannschaften begnügten sich damit, den Rest des Tages in ihren warmen Bootshäusern zu verbringen, nachdem die Huskies sie besucht und sie selbst den Huskies kurz beim Training zugesehen hatten.

Das wärmste und gemütlichste Bootshaus hatten die Bären aus Kalifornien. Ky Ebright und seine Mannschaften waren schon vor ein paar Tagen eingetroffen und in ein neues Bootshaus am günstiger gelegenen Ufer von Poughkeepsie gezogen. Dort kam das Trinkwasser aus der Stadt, und es gab warme Duschen, einen Essraum, Kochgelegenheiten, elektrisches Licht und geräumige Schlafräume. Im Vergleich dazu stiess den Jungs aus Washington das eigene Quartier sauer auf. Angesichts des anhaltenden Regens und Windes schien das baufällige Bootshaus am Ufer von Highland mit seinem löchrigen Dach und den

Duschen mit kaltem Flusswasser nur dazu geschaffen, ihnen den Aufenthalt möglichst unangenehm zu gestalten. Und die magere Verköstigung in der Pension von Mother Palmer oberhalb des Steilufers kam in diesem Jahr einer Hungerkur gleich. Statt zu sechst in einem Zimmer zu schlafen wie im Vorjahr, mussten sie sich zu acht oder neunt in einen Raum quetschen. Das war auch ohne die drückende Hitze vom Vorjahr immer noch sehr unangenehm.

Was Al Ulbrickson aber wohl am meisten Sorgen bereitete, war die brandaktuelle Nachricht, die er soeben von Ebright bekommen hatte – dass der Trainer von Kalifornien nämlich kurz vor der Abreise aus Berkeley vier Jungs der Mannschaft, die im Vorjahr Landesmeister geworden war, in die erste Mannschaft dieses Jahres zurückgeholt hatte. Insgesamt sass damit sechs Landesmeister des Vorjahres im Boot der Kalifornier. Ulbrickson musste sogar argwöhnen, dass die kalifornische Mannschaft, die in Oakland verloren hatte, nur eine List Ebrights auf dem Weg zu den weit wichtigeren Meisterschaften in Poughkeepsie gewesen war.

Am 12. Juni, sechs Tage vor dem Rennen, liess Ulbrickson beide Boote auf dem Fluss gegeneinander antreten. Die Sophomores aber brachen erneut ein und gingen sensationelle acht Bootslängen hinter der älteren Mannschaft durchs Ziel. Damit war die Entscheidung endlich gefallen. Ulbrickson kapitulierte. Die Sophomores wurden offiziell zur Juniormannschaft zurückgestuft, die Älteren sollten als erste Mannschaft an den Start gehen. Für Joe und seine Mannschaftskameraden war es ein schrecklicher Schlag, aber für Al Ulbrickson waren die acht Längen Vorsprung seiner neuen ersten Mannschaft ein gutes Omen für das entscheidende Rennen am 18. Juni. Er wollte vor allem das Rennen der ersten Mannschaften gewinnen, was Washington seit 1926 nicht mehr gelungen war. Damals hatte er selbst die Huskies als Schlagmann zum Sieg gerudert.

Noch am Nachmittag desselben Tages machte er seine Entscheidung endgültig, obwohl Robert Kelly von der *New York Times*, der die frischgebackene erste Mannschaft aus Washington beim Zeitfahren beobachtete, dasselbe feststellte wie vor ihm die Reporter aus Seattle – dass die Mannschaft nämlich auf der vierten und letzten Meile abbaute.

Später an diesem Tag bekam Ulbrickson eine persönlich zugestellte Nachricht des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ulbrickson hatte Roosevelt, einen begeisterten Ruderfan, dessen Sohn Franklin junior demnächst für Harvard gegen Yale rudern sollte, einige Tage zuvor eingeladen, auf seinem Trainerboot ein Zeitfahren anzusehen. Der Präsident antwortete, er habe leider keine Zeit, weil er in Washington, D. C., das Gesetz zur Verlängerung der National Recovery Administration unterzeichnen müsse. Anschliessend wollte er nach New London fahren, um Franklin junior rudern zu sehen. Doch am Abend desselben Tages bekam Ulbrickson einen Anruf aus dem ein kurzes Stück flussaufwärts gelegenen Hyde Park. Der Anrufer war John Roosevelt, der jüngste Sohn der Präsidenten. Er hatte ebenfalls für Harvard gerudert und fragte an, ob er anstelle des Präsidenten mitkommen dürfe.

Am folgenden Tag hielt Ulbrickson als Vorbereitung für den Tag des Rennens ein letztes Zeitfahren ab. Mit an Bord des Trainerboots war John Roosevelt, ein grossgewachsener, gutaussehender junger Mann mit zurückgekämmten Haaren und einem gewinnenden Lächeln. Ulbrickson begann mit den älteren Jungs, seiner neuen ersten Mannschaft, über vier Meilen. Nach einer Meile kamen Joe und die Sophomores dazu. Sie liessen die erste Mannschaft rasch hinter sich. Nach zwei Meilen stiegen noch Tom Bolles' sensationell gute Freshmen in das Rennen ein. Die restliche Strecke kämpften Sophomores und Freshmen um die Führung, während eine deutlich erschöpfte erste

Mannschaft zurückfiel. George Pocock bemerkte überrascht: «Die Sophomores haben heute zum ersten Mal seit Wochen wieder gezeigt, was in ihnen steckt. Es sah definitiv so aus, als müsste man mit dieser Mannschaft in Zukunft rechnen.»

Al Ulbrickson scheint keinen Kommentar abgegeben zu haben, weder öffentlich noch zu seinen engsten Mitarbeitern, aber er muss im Anschluss daran eine unruhige Nacht verbracht haben. Inzwischen war die Entscheidung allerdings gefallen, die Programme waren gedruckt. Die älteren Jungs würden als erste Mannschaft starten. Aber was er gesehen hatte, kann ihm unmöglich gefallen haben.

Am 14. Juni lud er Royal Brougham ins Mannschaftsquartier ein. Er wollte ihm etwas zeigen. Brougham hatte monatelang in seiner täglichen Sportkolumne «Am Morgen danach» ein Loblied auf die Sophomores gesungen, zuweilen auf Kosten der älteren Jungs. Die Älteren hatten es als Herausforderung verstanden. In der Umkleidekabine hatten sie motivierende Sprüche aufgehängt: «Denkt an den Morgen danach!» und «Schnappt euch Broughams Lieblinge!» Des Weiteren, liess Ulbrickson Brougham wissen, habe Bobby Moch einen neuen Spruch, wenn er seinen Kameraden eine Extraleistung abverlangte: «Zehn Schläge volle Kraft für RB.» Wenn Moch das rief, so Ulbrickson, «werden die Jungs so heiss, dass sie Asbest um die Riemengriffe wickeln müssen, damit das Boot nicht Feuer fängt».

Ulbrickson wusste wahrscheinlich nicht, dass Bobby Moch sich auch eine ganze Reihe von Abkürzungen ausgedacht hatte, deren wirkliche Bedeutung nur er und seine Mannschaft kannten. Bei einigen handelte es sich um Abkürzungen längerer Kommandos, die er manchmal rief. «SOS» bedeutete zum Beispiel «*slow on slides*» («ruhig vorrollen»), «OK» «*keep the boat on keel*» («Boot im Gleichgewicht halten»). Bei den meisten Abkürzungen aber sollten weder die anderen Mannschaften noch die Trainer die genaue Bedeutung kennen.

«WTA» bedeutete «*Wax their ass*» («Macht sie fertig») und «BS» «*Beat the sophs*» («Schlagt die Sophomores»). Ähnlich bedeutete «BAB» «*Beat Al's babies*» («Schlagt Als Babys»).

Am Morgen der Regatta war im Bootshaus der Ruderer aus Washington alles ruhig. Während Footballtrainer ihre Leute vor wichtigen Spielen oft bewusst scharfmachen, gehen Rudertrainer manchmal den entgegengesetzten Weg. Gut trainierte Ruderer ähnelten nach Ulbricksons Erfahrung nervösen Rennpferden. Wenn sie sich erst in Bewegung gesetzt hatten, wollten sie nur noch gewinnen. Sie verfügten über einen unbeugsamen Willen. Aber sie durften nicht schon mit Schaum vor dem Mund an den Start gehen. Deshalb sorgte er vor einem Rennen für Ruhe. Die Jungs verbrachten den Vormittag dösend, Karten spielend und plaudernd.

Von den zur Regatta erwarteten hunderttausend Zuschauern waren gegen drei Uhr nachmittags erst etwa ein Drittel aufgetaucht. Es war ein trüber, windiger Tag und goss in Strömen – kein Tag, an dem man draussen im Freien einem Rennen zusehen wollte. Ein Zerstörer der Marine und ein Kutter der Küstenwache, die siebzig Meter lange *Tampa*, waren gekommen, ansonsten ankerten an der Ziellinie nur knapp hundert kleinere Boote, darunter Segel- und Hausboote sowie Jachten. Fast alle Zuschauer blieben so lange wie möglich unter Deck und warteten dort auf den Anfang der Rennen. Erst am späteren Nachmittag tauchten sie nach und nach in Regenmänteln an Deck auf.

In Poughkeepsie hatte eine Gruppe von Fans leuchtend pinkfarbene Tischdecken aus Öltuch gekauft und daraus Umhänge und Hauben zugeschnitten. Eine andere Gruppe hatte in einem Eisenwarengeschäft eine Rolle Dachpappe gekauft und daraus Regenmäntel hergestellt.



Scharenweise strömten jetzt unter Schirmen geduckte Menschen den steilen Hang von der Main Street zum Wasser hinunter. Dort stellten sie sich am Ufer auf oder warteten in einer Schlange darauf, den Fluss mit einer Fähre zu überqueren. Auch der Aussichtszug füllte sich. In den Bootshäusern an beiden Ufern legten die Ruderer letzte Hand an ihre Boote. Von den sechzehn Booten, die an diesem Tag starten sollten, hatte George Pocock fünfzehn gebaut.

Kurz vor vier paddelten Tom Bolles' Freshmen bei strömendem Regen flussaufwärts zu den Booten der Startlinie. Sie fuhren zwischen Columbia auf der einen und Kalifornien auf der anderen Seite. Tom Bolles und Al Ulbrickson stiegen zusammen mit John Roosevelt, der über Nacht zum begeisterten Husky-Fan geworden war, in den Pressewagen des Zugs. Das Wasser tropfte von der Krempe von Bolles' zerknautschtem Glückshut. Seit 1930, als er ihn zum ersten Mal zu einem Rennen getragen hatte, hatte er kein einziges Rennen mehr verloren.

Auf dem Wasser war das Wetter noch schlechter als am Ufer. Die Boote gingen in Startposition, die Startpistole knallte, und schon war das Rennen in vollem Gang – und Washington musste zeigen, ob es den angekündigten Dreifachsieg auf dem Hudson wahr machen konnte. Royal Brougham beugte sich über sein NBC-Mikrofon und begann aufgeregt zu kommentieren. Die Fans am Ufer spähten angestrengt durch den strömenden Regen und versuchten die Boote zu unterscheiden.

Dreissig Schläge lang blieb das Rennen unentschieden. Doch sobald Schlagmann Don Hume, der starke Gordy Adam in der Mitte und der zähe Johnny White auf Platz zwei in ihren Rhythmus gefunden hatten, zogen die Freshmen aus Washington vorne weg und setzten sich scheinbar mühelos Schlag für Schlag von den anderen ab.

Nach der ersten halben Meile war die Entscheidung so gut wie gefallen. Der Rest war ein Spaziergang. Auf der letzten Meile baute das

Boot aus Washington seinen Vorsprung mit jedem Schlag noch weiter aus. Während der letzten hundert Meter wurde Tom Bolles im Pressewagen ganz unruhig und aufgeregt und schliesslich Berichten zufolge regelrecht «hysterisch». Begeistert schwenkte er seinen durchnässten Hut, als seine Freshmen – eine noch bessere Mannschaft als die vom Vorjahr, wie er seit Monaten sagte – vier Längen vor Kalifornien über die Ziellinie glitten.

Als um fünf das Juniorrennen starten sollte, hatte der Regen ein wenig nachgelassen. Es goss nicht mehr ununterbrochen wie aus Kübeln, aber es windete immer noch, und das Wasser war aufgewühlt. Als Joe und seine Mannschaftskameraden flussaufwärts zur Startlinie paddelten, hatten sie viel zum Nachdenken. Kalifornien hatte in diesem Jahr kein Juniorboot nach Poughkeepsie geschickt, aber die Universitäten der Ostküste hatten starke Mannschaften. Besonders Navy war ein gefährlicher Rivale. Die grösste Gefahr kam allerdings aus seinem eigenen Boot. Die Niederlagen gegen die erste Mannschaft hatten das Selbstbewusstsein seiner Kameraden erschüttert. Wochenlang war das ganze Boot Thema demütigender Kritik und zermürender Zweifel gewesen. Von Seattle bis New York schienen alle nur eins wissen zu wollen: Was war mit der Mannschaft passiert? Weder Joe noch seine Kameraden konnten diese Frage beantworten. Sie wussten nur, dass ihre Zuversicht nach dem Sieg in Kalifornien inzwischen längst wieder verfliegen und einer Mischung aus Verzweiflung und Angst gewichen war und ausserdem einer wütenden Entschlossenheit – dem glühenden Wunsch, die Saison wenigstens mit einem gewissen Anstand abzuschliessen.

Während sie an der Startlinie in der unruhigen *City of Seattle* sassen und auf den Startschuss warteten und der Regen ihnen Nacken und Rücken hinunterfloss, war die entscheidende Frage, ob sie über die Reife und Disziplin verfügten, sich auf das Boot zu konzentrieren, oder ob

Wut, Angst und Verunsicherung übermächtig waren. Unruhig rutschten sie hin und her, änderten immer wieder den Griff um die Riemen, verlagerten ihr Gewicht und versuchten zu verhindern, dass ihre Muskeln sich verkrampften. Windböen bliesen ihnen ins Gesicht, und sie mussten die Augen zusammenknäufen.

Beim Startschuss kamen sie nur langsam von der Linie weg und fielen hinter die drei anderen Boote von Navy, Syracuse und Cornell zurück. Eine halbe Meile lang sah es so aus, als würden sie, wie in letzter Zeit so oft, überhaupt nichts mehr auf die Reihe kriegen. Doch dann ging plötzlich eine Verwandlung mit ihnen vor – etwas, das schon lange nicht mehr da gewesen war. Der Wille siegte über die Verzweiflung. Sie begannen mit langen, fließenden, perfekt synchronisierten Schlägen zu einer gemässigten Schlagzahl von dreiunddreissig zu rudern. Am Ende der ersten Meile hatten sie ihren «Swing» gefunden und gingen in Führung. Comell näherte sich ihnen von hinten und bedrohte sie kurz, fiel dann aber zurück. Auch Navy griff an, als sie bei der 2-Meilen-Markierung unter der Eisenbahnbrücke hindurchfahren, aber Wink Winslow erhöhte nur die Schlagzahl auf vierunddreissig und dann noch einmal auf fünfunddreissig. Ihre Verfolger konnten nicht mithalten und blieben zurück.

Die restlichen anderthalb Meilen ruderten die Sophomores in höchster Vollendung. Sie fuhren unter der Autobrücke hindurch und gingen mit beruhigenden zwei Längen Vorsprung vor Navy durchs Ziel. Zum Zeichen ihres Sieges wurde auf der Brücke ein ganzes Trommelfeuer gezündet. Royal Brougham liess seiner Begeisterung über den Triumph seiner Favoriten am Mikrophon freien Lauf. Die Sophomores, erklärte er, hätten am Ende des 3-Meilen-Rennens gerudert wie am Ende des 2-Meilen-Rennens im Vorjahr – als könnten sie bis nach New York City weiterrudern, ohne ins Schwitzen zu geraten.

Al Ulbrickson im Pressewagen des Aussichtszugs verfolgte das Rennen schweigend. Er blieb auch stumm, als der Zug am Ufer die vier Meilen zur Startlinie des Rennens der ersten Mannschaften zurückfuhr. Aber in ihm sah es bestimmt anders aus. Er hatte fast geschafft, was noch kein Trainer vor ihm geschafft hatte: in Poughkeepsie alle drei Rennen im Achter zu gewinnen. Damit wäre das Versprechen eingelöst, das er den Menschen in Seattle gegeben hatte, und er kehrte als klarer Favorit für Berlin nach Hause zurück.

Sechs Uhr und der Start des wichtigsten Rennens näherten sich. Das Wetter wurde noch etwas besser, aber es nieselte immer noch mit Pausen. Weitere Schaulustige tauchten aus den Bars und Hotellobbys von Poughkeepsie auf und schlenderten zum Ufer. Auch wenn es regnete, niemand wollte die Mannschaft Ulbricksons versäumen, die angeblich noch besser war als seine begnadeten Sophomores.

In einem geisterhaften leichten Nebel paddelten die sieben ersten Mannschaften zur Startlinie des Rennens um den Meistertitel. Kalifornien hatte die beste Bahn gezogen – die erste, dem westlichen Ufer nächste Bahn, auf der die Strömung am wenigsten störte. Washington startete direkt daneben auf Bahn zwei. Auf den Bahnen drei bis sieben folgten Navy, Syracuse, Cornell, Columbia und Pennsylvania.

Der Schiedsrichter rief: «Achtung!» Die Steuermänner erteilten ihren Mannschaften letzte Anweisungen, dann liessen sie die Hände fallen. Der Startschuss knallte. Alle sieben Boote machten einen Satz nach vorn. Etwa hundert Meter lang blieb das Feld dicht zusammen, dann ging Washington nach und nach einen guten Meter in Führung. Bobby Moch am Heck der neu gebauten *Tamanawas* wies seine Mannschaft an, die Schlagzahl beizubehalten. Zufrieden stellte er fest, dass sie ih-

ren Vorsprung mit zweiunddreissig halten konnten. Nach einer halben Meile führte Washington immer noch mit einem guten Meter, gefolgt von Syracuse und einen Meter dahinter den Kadetten von Navy. Cornell und Kalifornien waren deutlich zurückgefallen.

Auf der nächsten halben Meile holte Cornell langsam auf und schob sich auf den dritten Platz vor. Washington dagegen konnte seinen Vorsprung vor Syracuse ausbauen. Kalifornien fuhr den anderen weiter hinterher. Ky Ebright im Aussichtszug wurde unruhig. Vorgebeugt und mit einem Fernglas vor den Augen studierte er seine Jungs aufmerksam. Es war schwer, einen solchen Abstand später noch aufzuholen. Nach anderthalb Meilen hatte Washington sich ganz vom Feld gelöst und vergrößerte weiter seinen Vorsprung. Die Journalisten und Fans von Seattle im Pressewagen feuerten die Ruderer begeistert an, angeführt ausgerechnet von John Roosevelt, der «Vorwärts, Washington, vorwärts ...» skandierte. Die Fans auf den Kais und Jachten von Poughkeepsie nahmen den Sprechchor in verschiedenen Varianten auf, als die Boote flussaufwärts in Sicht kamen. Überraschend viele von ihnen wollten offenbar den historischen, bisher nie geschafften Dreifachsieg auf dem Hudson erleben, auch wenn Ruderer aus dem Westen die Grosstat vollbrachten. Bei der 2,5-Meilen-Markierung war Washington immer noch in Führung, der Vorsprung war allerdings auf etwa drei Meter geschrumpft. Al Ulbrickson verfolgte aufmerksam das Rennen vom Pressewagen aus inmitten der skandierenden Fans. Noch war er anderthalb Meilen vom ersehnten Ziel entfernt und wusste das auch. Und er sah, dass Kalifornien und Cornell auf den beiden Nachbarbahnen allmählich aufholten. Navy und Syracuse fielen dagegen zurück. Washington, Cornell und Kalifornien würden das Rennen unter sich ausmachen.

Als die in Führung liegenden Boote die Ziellinie überquerten, brach die Hölle los. Auf der Autobrücke zündete Mike Bogo, der hundert-

fünfzig Kilo schwere Barkeeper aus Poughkeepsie, der die Bahnnummer des Siegers durch eine entsprechende Anzahl von Explosionen anzeigen sollte, fünf Bomben für Cornell. Die kalifornischen Fans brüllten wütend. Die Fans von Cornell eilten den Hang hinauf zum grössten Wettbüro der Stadt, forderten ihren Gewinn ein und bekamen ihn auch ausgezahlt. Wenige Minuten später wurde das offizielle Ergebnis bekannt gegeben: Ky Ebright und Kalifornien hatten mit einer Drittelsekunde Vorsprung den dritten Meistertitel in Folge gewonnen. Die kalifornischen Fans stürzten den Hang hinauf und wollten ihren Gewinn vom selben Wettbüro ausbezahlt bekommen, und das Wettbüro zahlte wieder. Der Buchmacher verlor an diesem Tag dreissigtausend Dollar und ging kurz darauf pleite. Mike Bogo erklärte später unglücklich: «Mir ist egal, wer gewinnt. Ich lasse es nur gerne knallen.»

Kalifornien hatte gesiegt und mit 18:52 Minuten trotz des heftigen Gegenwinds und des unruhigen Wassers um ein Haar einen neuen Rekord aufgestellt. Die einzige Mannschaft, die je schneller gewesen war, war Ebrights eigene Mannschaft, die 1928 olympisches Gold gewonnen hatte.

Al Ulbrickson liess nicht die kleinste Gefühlsregung erkennen. Bevor er aus dem Pressewagen ausstieg, gratulierte er noch Ky Ebright, wie es sich gehörte, und stellte sich tapfer der Flut von Fragen, die über ihn hereinbrach. Royal Brougham machte den Anfang mit der entscheidenden Frage: War es nicht ein schwerer Fehler gewesen, die Sophomores nur als Juniormannschaft starten zu lassen? «Auf keinen Fall!», erwiderte Ulbrickson entschieden. «Sie sind ein grossartiges Rennen gefahren, wären in einem Rennen der ersten Mannschaften aber nie Dritte geworden. Es war eins der schnellsten Rennen in der Geschichte der Regatta ... Wir hatten nicht die Kraft und das Gewicht, die anderen zu schlagen.» Doch am folgenden Morgen schrieb Brougham in seiner

Kolumne, seine «wunderbaren» Sophomores hätten nach drei Meilen noch ziemlich frisch gewirkt, die erste Mannschaft dagegen überhaupt nicht.

Ulbrickson hatte ein grosses Problem: Er hatte wieder nicht einlösen können, was er der Öffentlichkeit versprochen hatte. Ob er noch eine Chance bekommen würde, stand in den Sternen.

Am 21. Juni brachte der *Post-Intelligencer* im Sportteil die Schlagzeile: «10'000 \$ für Tom Bolles als Trainer.» Der Bericht darunter führte aus, dass eine namentlich nicht genannte Universität aus dem Osten Bolles wenige Stunden nach dem Freshman-Rennen angesprochen habe. Das Gehalt – nach heutigem Wert etwa hundertvierundsechzigtausend Dollar – war sehr viel mehr als das, was Washington sich leisten konnte, wie ein Sprecher der Universität in Seattle sofort klarstellte. Am Nachmittag desselben Tages bestritt Bolles, von einem solchen Angebot zu wissen, aber wahrscheinlich nur deshalb, weil er es schon abgelehnt hatte. Das Gerücht ging um, dass Bolles lieber Ulbricksons Nachfolger werden wollte, als an die Ostküste zu gehen. Bolles arbeitete an seinem Masterabschluss in Geschichte, und dass er die Universität vorher verlassen würde, war unwahrscheinlich. Wie auch immer, die Trainerfrage in Washington war auf einmal offen, und Ulbricksons Stern war so schnell gesunken, wie der von Bolles aufgegangen war. Am 23. Juni riet Royal Brougham seinen Lesern jedoch, den Gerüchten keinen Glauben zu schenken. Einer zuverlässigen Quelle zufolge hätte Bolles Ulbrickson zugesichert, er würde sich erst dann um die Trainerstelle in Washington bewerben, wenn Ulbrickson sein Glück woanders suchte. Doch im Grunde wusste niemand so richtig, wie die Dinge standen, auch Ulbrickson nicht. Er wusste nur eins: Er hatte zu viel in das Ruderprogramm investiert und es zu weit gebracht, um sich jetzt einfach vor die Tür setzen zu lassen. «Ich warte nicht, bis sie mich feuern», vertraute er einem Freund an. «Lieber kündige ich vorher.»

## Kapitel 11



*Auch Ruderer, die sich im Studium geistig und körperlich fit machen, spüren diesen Tatendrang ... ich denke, Ruderer wissen, wovon ich rede. Es ist einfach so. Ich kenne Ruderer – einmal habe ich tatsächlich einen gesehen, der so voller Tatendrang war, so fit und hellwach, dass er eine Wand hinauflaufen wollte. Ist das nicht witzig? Aber er fühlte sich einfach so gut und wollte diese Wand hinauf*

- George Yeoman Pocock

Stotternd und spuckend kroch Joes alter Franklin die lange, steile Strasse zum Blewett Pass in den Cascade Mountains hinauf. Auf der Schattenseite der höheren Gipfel lag noch Schnee, und es war kühl. Der Franklin kämpfte mit der Steigung, und Joe war sich nicht sicher, ob er es nach oben schaffen würde. Es schien schon ewig her zu sein, dass er sein Banjo und einige Kleider auf den Rücksitz gepackt und sich für den Sommer von Joyce verabschiedet hatte und auf der Suche nach Arbeit in Richtung Osten aus Seattle hinausgefahren war.

Er schaffte es dann doch über den Pass und fuhr auf der anderen Seite durch trockene Kiefernwälder zu den Apfel- und Kirschplantagen



von Wenatchee hinunter. Schwarz-weiße Elstern flogen zwischen den Kirschbäumen hin und her auf der Suche nach reifen roten Früchten. Auf einer schmalen Eisenbrücke überquerte Joe den Columbia River und fuhr das tief eingeschnittene Flusstal zu den sanft gewellten Weizenfeldern des Columbia Plateau hinauf. Die Strasse führte schnurgerade und scheinbar endlos durchjadegrüne Felder.

Zuletzt wandte er sich nach Norden und fuhr in die Scablands von Washington hinunter, eine bizarre, durch Wasserfluten vor zwölf- bis fünfzehntausend Jahren geformte Landschaft. Gegen Ende der letzten Eiszeit war wiederholt ein mehrere Hundert Meter hoher Damm aus Eis gebrochen, der die Wassermassen eines riesigen Sees in Montana – von Geologen später Lake Missoula genannt – aufstaute, und unvorstellbar grosse Wassermassen hatten das Land überschwemmt. Einmal hatten innerhalb von achtundvierzig Stunden 220 Milliarden Kubikmeter Wasser einen grossen Teil des heutigen nördlichen Idaho, des östlichen Washington und des Nordrands von Oregon überschwemmt, über das Zehnfache des Durchflusses sämtlicher Flüsse der Welt. Eine zum Teil über dreihundert Meter hohe, massive Wand aus Wasser, Erde und Steinen fegte mit einer Geschwindigkeit von bis zu hundertsechzig Stundenkilometern tosend über das Land hinweg in Richtung Südwesten und Pazifik. Sie planierte ganze Berge, schwemmte Millionen Tonnen Mutterboden fort und fräste tiefe, «coulees» genannte Rinnen in das darunterliegende Felsgestein.

Joe fuhr in die grösste dieser Rinnen hinunter, das Grand Coulee, und tauchte in eine fremdartige, aber auch merkwürdig schöne Welt ein – eine Welt aus geborstenen Felsen, indianischem Salbei, schütteren Wüstengräsern, Sandverwehungen und Krüppelkiefern. Unter dem hellblauen Himmel fuhr er am Fuss senkrecht aufragender Basaltfelsen entlang. Hasen so gross wie kleine Hunde hoppelten über die Strasse, dürre Kojoten stahlen sich durch die Salbei Sträucher davon. Staubteu-

fel tanzten über den Talboden, und ein trockener Wind blies erbarungslos durch das achtzig Kilometer lange Tal. Mit ihm kamen der süsse Duft des Salbeis und der scharfe mineralische Geruch des geborstenen Gesteins.

Joe fuhr das Coulee entlang bis zu dem in kürzester Zeit aus dem Boden gestampften Ort Grand Coulee unmittelbar oberhalb des Columbia River, an der Stelle, an der die US-Regierung einen Staudamm bauen wollte, der nach seiner Fertigstellung das grösste steinerne Bauwerk seit der viertausend Jahre alten Grossen Pyramide von Gizeh sein sollte. Joe fuhr eine Schotterstrasse hinunter, überquerte auf einer Stahlbrücke den breiten grünen Fluss und parkte schliesslich vor dem Gebäude des National Reemployment Service.

Als er das Büro eine halbe Stunde später verliess, hatte er einen Job. Die meisten Stellen, die auf der Baustelle des Damms noch zu vergeben seien, so hatte man ihm gesagt, seien für ungelernte Arbeiter gedacht, mit einem Stundenlohn von fünfzig Cent. Doch auf dem Bewerbungsformular hatte er gelesen, dass für bestimmte Arbeiten höhere Löhne bezahlt wurden – etwa für Arbeiter, die in Geschirren an den senkrechten Felsen hingen und das widerspenstige Gestein mit Pressluftschlämmern bearbeiteten. Dafür bekam man fünfundsiebzig Cent. Joe hatte das entsprechende Kästchen angekreuzt und sich anschliessend zur ärztlichen Untersuchung in ein anderes Zimmer begeben. Die Arbeit mit einem Presslufthammer unter solchen Bedingungen erforderte einen starken Oberkörper, um den Rückstoss der Maschine abzufangen, starke Beine, mit denen man sich den ganzen Tag lang vom Felsen abstossen konnte, und ausreichendes körperliches Geschick, um über die Felsen zu klettern und zugleich herabfallenden Steinen auszuweichen. Zudem brauchte man einigen Mut, um sich überhaupt erst an der Felswand hinunterzulassen. Nachdem Joe sich bis auf die Unterhose

ausgezogen und dem Arzt mitgeteilt hatte, dass er in der Rudermannschaft der Universität trainierte, hatte er den Job.

Anschliessend sass er in der langen Dämmerung des späten Juniabends vor dem Büro auf der Kühlerhaube seines Franklin und betrachtete die Umgebung. Auf der anderen Seite des Tals und etwas stromaufwärts lag auf einer Kiesbank eine vom Staat gebaute Siedlung namens Engineer City, wie Joe im Büro erfahren hatte – dort wohnte das technische und aufsichtführende Personal. Die Häuser waren bescheiden, aber ordentlich, mit frisch angelegten, leuchtend grünen Rasenflächen, die in der einheitlich braunen Umgebung merkwürdig fehl am Platz wirkten. Weiter stromaufwärts überquerte eine schmale, vierhundertfünfzig Meter lange Hängebrücke den Fluss. Sie schwankte wie ein Spinnennetz ein wenig in der abendlichen Brise. Daneben führte eine stabilere Brücke in geringer Höhe über das Wasser. Auf ihr war ein riesiges Fließband installiert, das haufenweise Steine und Kies von der einen Flussseite zur anderen transportierte. Am westlichen Ufer wurde ein grosser Fangedamm aus Stahlplatten gebaut, um das Wasser vom Fuss der dortigen Felsen abzuleiten. Auf dem Gebiet dahinter wimmelte es von Menschen und Maschinen. Überall stiegen Staubwolken auf.

Dampfschaufeln und elektrische Schaufeln frassen sich durch Geröllhaufen, Bulldozer schoben Erde und Steine von einem Ort zum anderen. Raupenfahrzeuge fuhren hin und her und frästen Terrassen aus dem Gelände. Gewaltige Kipplaster krochen ungeteerte Pisten hinauf, die aus dem Canyon hinausführten, beladen mit Felsbrocken so gross wie Autos. Frontlader hoben weitere Felsbrocken auf und liessen sie auf Seitenkipper fallen, die sie zu Förderbändern fuhren. Hohe Kräne schwenkten Stahlplatten über das Wasser, wo auf Kähnen installierte Pfahlrammen, die weisse Dampfwolken ausstiessen, sie ins Flussbett trieben. Am Fuss der Felsen stiegen Hunderte von Männern mit Vor-

schlaghämmern und Brecheisen über heruntergefallenes Geröll und zerkleinerten es für die Frontlader. An den Felsen kletterten und schwangen Männer an Seilen hin und her wie schwarze Spinnen. Bei genauerem Hinsehen stellte Joe fest, dass sie mit Presslufthämmern Löcher in die Felsen bohrten. Auf einen langen, schrillen Pfiff hin kletterten sie rasch nach oben. Die Männer mit den Pickeln und Brecheisen entfernten sich rasch vom Fuss der Felsen. Der dumpfe Schlag einer Explosion ertönte, breitete sich durch den Canyon aus und hallte von den Felswänden zurück. Weisse Staubwolken stiegen von den Felsen im Westen auf, und ein Schauer von Steinen und Felsbrocken prasselte auf die Geröllhaufen darunter.

Joe sah dem Ganzen fasziniert und ein wenig besorgt zu. Er hatte keine Ahnung, auf was er sich da eingelassen hatte, liess sich dadurch aber nicht abschrecken. Er hatte auf der langen Fahrt durch die wogenden Getreidefelder droben auf der Ebene genug Zeit gehabt, über seine Zukunftspläne nachzudenken.

Vor allem hatte er wieder einmal kein Geld. Ausserdem war er ratlos. Nicht nur die ständige Suche nach Geld verunsicherte ihn, sondern auch das Rudertraining. Das vergangene Jahr hatte ihn emotional sehr mitgenommen. Er war abgestiegen, aufgestiegen und wieder abgestiegen und kam sich schon vor wie eine Art Jo-Jo in den Händen der Trainer oder des Schicksals, er hätte nicht sagen können, von wem – im einen Moment oben, im nächsten unten. Das Rudern gab ihm ein Ziel vor im Leben, aber damit einher ging die ständige Gefahr zu versagen.

Doch der Gedanke an die olympische Goldmedaille liess ihn nicht mehr los. Eine Medaille war etwas Konkretes, Reales. Niemand konnte sie einem streitig machen oder wegnehmen. Er war selbst überrascht, wie viel ihm die Medaille bedeutete. Vielleicht hatte es mit Thula zu tun. Oder mit seinem Vater. Und ganz bestimmt mit Joyce. Jedenfalls

hatte er immer stärker das Gefühl, dass er unbedingt nach Berlin musste. Dazu aber musste er es in die erste Mannschaft schaffen. Und die Voraussetzung dafür wiederum war, dass er das nächste Studienjahr bezahlen konnte. Und dafür musste er jeden Morgen ein Geschirr anlegen und sich über die Kante einer Felswand abseilen.

Am selben Tagleckte Al Ulbrickson wieder einmal seine Wunden. Vor der Reise nach Poughkeepsie hatte er zugestimmt, zusammen mit Kalifornien, Pennsylvania, Syracuse, Wisconsin und der UCLA an einem einmaligen 2'000-Meter-Rennen der ersten Mannschaften im kalifornischen Long Beach teilzunehmen.

Zweitausend Meter waren die olympische Distanz, und aufgrund des Ergebnisses von Poughkeepsie stand in den Zeitungen wieder zu lesen, dass mit ziemlicher Sicherheit die kalifornische Mannschaft die Vereinigten Staaten 1936 in Berlin vertreten würde. Ulbrickson wollte das widerlegen. Er wusste, dass ein 2'000-Meter-Rennen etwas ganz anderes war als die mörderischen vier Meilen von Poughkeepsie. Eine Mannschaft zu finden, die auf beiden Distanzen gewann, war sehr schwer. Theoretisch galten natürlich dieselben Anforderungen: Man musste gut vom Start wegkommen, unterwegs möglichst Kräfte für das Ende aufsparen, ohne deshalb zu weit zurückzufallen, und dann alle verbleibende Kraft in den Endspurt investieren. Doch bei zweitausend Metern musste alles viel schneller gehen. Ein guter Start fiel stärker ins Gewicht, die richtige Position im Feld zu finden war schwieriger und entscheidender und der Endspurt unweigerlich mörderisch. Enorme Muskelkraft brauchte man für alle Strecken, aber bei zweitausend Metern musste man auch blitzschnell denken. Hier rechnete sich Ulbrickson einen Vorteil aus – er hatte Bobby Moch als Steuermann.

Kalifornien auf zweitausend Metern zu schlagen wäre eine Wiedergutmachung für Poughkeepsie. Ausserdem konnte er damit der Stim-

mung in der Presse hinsichtlich der bevorstehenden Olympiade entgegenzutreten und, wenn man den in Seattle kursierenden Gerüchten glauben durfte, seinen Job retten.

Am Tag des Rennens drängten sich über sechstausend Fans auf den Tribünen und an den beiden Ufern der kerzengeraden Salzwasser-Rennstrecke des Marine Stadium von Long Beach. Dahinter ragte ein ganzer Wald von Erdölbohrtürmen auf. Ein leichter Wind wehte quer zur Strecke vom Pazifik herein, und ein scharfer Geruch nach Erdöl hing in der Luft.

Washington und Kalifornien gingen gleich nach dem Start in Führung. Beide Boote legten mit voller Kraft los und fuhren die meiste Zeit wie aneinandergeschoben auf gleicher Höhe. Doch zweihundert Meter vor dem Ziel begann Kalifornien sich Zentimeter um Zentimeter vor Washington zu schieben. Hundert Meter vor dem Ziel war der Vorsprung auf eine viertel Bootslänge gewachsen. Da rief Bobby Moch seiner Mannschaft plötzlich etwas zu. Er hatte seinen Kürzeln in letzter Zeit eine neue Buchstabenfolge hinzugefügt, «FERA», und dazu notiert: «Obszön, bezieht sich auf Ebright.» Vielleicht rief er das jetzt, er hat es niemals jemandem verraten. Jedenfalls tat es seine Wirkung. Das Boot aus Washington beschleunigte auf den letzten fünfzig Metern und holte rasch auf.

Doch reichte es nicht. Ky Ebrights kalifornische Bären überquerten die Ziellinie mit fantastischen 6:15,6 Minuten, eine halbe Sekunde vor Washington. Statt mit einer Revanche kehrte Al Ulbrickson mit einer weiteren Niederlage heim, womöglich seiner letzten.

Die Arbeit mit dem Presslufthammer war brutal anstrengend, aber Joe mochte sie. Acht Stunden täglich hing er an einem Seil in der Bruthitze des Canyons und bearbeitete die Felswand vor ihm. Der Presslufthammer wog siebenunddreißig Kilo und schien ein eigenes Leben und ei-

nen eigenen Willen zu haben. Ständig wollte er sich mit heftigen Rückstössen von Joes Händen losreissen. Das Knattern der vielen Pressluft-hämmer war ohrenbetäubend. Körniger Staub hüllte Joe ein und drang ihm in Augen, Mund und Nase, scharfe Gesteinssplitter stachen ihn ins Gesicht. Schweiss lief ihm über den Rücken und tropfte von dort in den Abgrund unter ihm.

Tonnenweise musste das Gestein – der «Aushub», wie die Ingenieure sagten – von den Felsen abgetragen werden, um zum Untergrund aus Granit vorzustossen, auf dem das Fundament des Damms aufliegen sollte. Anschliessend musste der Granit entsprechend der Form des künftigen Damms behauen werden. Der Materialverschleiss war enorm. Rund sechshundert Meter Stahl verschwanden täglich von den Meisseln und Einsätzen der im Canyon verwendeten Pressluft-hämmer und -bohrer.

Doch so anstrengend die Arbeit war, Joe profitierte auch von ihr. Er lernte in diesem Sommer, mit den rechts und links von ihm baumelnden Männern zusammenzuarbeiten. Jeder musste auf von oben herunterfallende Steine achten, die Arbeiter unter ihm warnen und an besseren Stellen nach Fugen im Gestein suchen. Joe mochte die entspannte Kameradschaft dieser reinen Männergesellschaft. An den meisten Tagen arbeitete er ohne Hemd und Mütze. Er war bald sonnengebräunt, und seine Haare wurden unter der sengenden Wüstensonne noch heller. Am Abend war er zwar erschöpft und ausgelaugt und hatte einen Mordshunger, aber zugleich fühlte er sich gereinigt – wie manchmal zu Hause nach einem harten Rudertraining auf dem Lake Washington. Er fühlte sich jung, leicht und beschwingt.

Dreimal täglich und an manchen Wochenenden sogar viermal ass er in der grossen, mit weissen Schindeln verkleideten Kantine in Mason City, einer von der MWAK, der mit dem Bau des Damms beauftragten Unternehmensgruppe, in aller Eile errichteten Siedlung. Dort sass er

Seite an Seite mit den anderen Männern an langen Tischen und ass wie damals als Jugendlicher in der Gold and Ruby Mine – das Gesicht über den Teller gesenkt, auf dem sich Berge von Essen türmten. Das Essen war nichts Besonderes, aber die Portionen waren gewaltig. Joe liess nie einen Bissen übrig und vertilgte auch noch, was seine Nachbarn nicht schafften.

Abends stieg er zu einer Siedlung namens Shack Town hinauf. Dort hatte er in einem langgestreckten, barackenähnlichen Gebäude für alleinstehende Männer ein billiges Zimmer gefunden. Die Siedlung an einem staubigen Hang oberhalb der Baustelle war nicht viel mehr als eine trockene Version des am Wasser gelegenen Hooverville in Seattle. Die meisten Gebäude bestanden aus grob behauenen Balken, einige nur aus einem mit Dachpappe überzogenen Holzrahmen. Wie die meisten Häuser der Siedlung hatte auch das von Joe kein fliessendes Wasser, und der Strom reichte gerade für eine Glühbirne an der Decke und eine Kochplatte auf einem Regal. Jede der sechs gekiesten Strassen von Shack Town hatte ein gemeinschaftliches Duschhaus, aber Joe stellte schnell fest, dass die nach dem vielen Staub willkommene Dusche auch gravierende Nachteile hatte. In den Dachbalken über den Duschen lauerten Dutzende von Schwarzen Witwen, die sich gern auf die nackten Männer unter ihnen fallen liessen, sobald diese das Wasser anstellten und der Dampf zu ihnen aufstieg. Nachdem er ein paarmal erlebt hatte, wie Nachbarn splitternackt und kreischend und um sich schlagend aus den Duschen gesprungen waren, nahm er schliesslich immer einen Besen in die Dusche mit, mit dem er die achtbeinigen Viecher von den Balken fegte, bevor er das Wasser anstellte.

In den ersten beiden Wochen blieb er nach Arbeit und Essen meist für sich. Er spielte im Dunkeln der Baracke Banjo und sang leise vor sich hin. Alle paar Tage schrieb er im Licht der Glühbirnen einen lan-



gen Brief an Joyce. Manchmal machte er auch noch einen Spaziergang und setzte sich auf einen Felsen, von dem aus er den Canyon überblickte.

Die von Flutlicht beleuchtete Baustelle inmitten der tiefen Wüsten- nacht wirkte wie ein Ort auf einem anderen Stern, wie ein beleuchteter Schaukasten. Staubschleier zogen wie Nebel an den Scheinwerfern vorbei. Die gelben Vorderlichter und roten Rücklichter der Laster und anderer schwerer Maschinen krochen über den unebenen Boden und tauchten immer wieder in Schatten ein. Die Schweißbrenner der an dem stählernen Fangedamm arbeitenden Männer gingen flackernd an und aus und leuchteten orange und blau. Funkelnde Lichterketten zeichneten die Umrisse der Hängebrücken über den Fluss nach. Der Fluss darunter war schwarz und nicht zu sehen.

Nachdem Joe zwei Wochen im Grand Coulee gearbeitet hatte, stellte er fest, dass unter den vielen Studenten, die sich in diesem Sommer dort eingefunden hatten, auch zwei aus dem Bootshaus von Washington waren. Er kannte beide nicht besonders gut, aber das sollte sich ändern.

Johnny White hatte in Tom Bolles' sensationellem Freshman-Boot auf Platz zwei gesessen. Er war etwas kleiner und schmaler als Joe, hatte aber trotzdem einen sehr wohlproportionierten, athletischen Körper. Dazu kamen ein freundlicher, einladender Blick, ein offenes Gesicht und ein sonniges Lächeln. Ausserdem war er auch noch sehr nett und fast genauso arm wie Joe.

Er war im Süden von Seattle, südlich von Seward Park am Westufer des Lake Washington aufgewachsen. Bis 1929 war es seiner Familie gut gegangen, doch der Börsenkrach hatte auch das Geschäft seines Vaters, der Stahlschrott nach Asien exportierte, in den Abgrund gezogen. John White senior gab sein Büro im Alaska Building in der Innen-

stadt auf und zog damit in das Obergeschoss des Hauses am See. Die nächsten Jahre sass er dort, blickte auf den See hinaus, lauschte auf das Ticken der Uhr und wartete darauf, dass das Telefon klingelte und er einen Auftrag bekam. Das Telefon klingelte nie.

Eines Tages ging er nach draussen und begann einen Garten zu pflanzen. Seine Kinder brauchten etwas zu essen, und er hatte zwar kein Geld, aber Essen konnte man anbauen. Schon bald hatte er den schönsten Garten des ganzen Viertels. Auf dem fruchtbaren schwarzen Boden am Ufer baute er Zuckermais und saftige Tomaten an, ausserdem Loganbeeren. Äpfel und Birnen erntete er von den alten Bäumen auf dem Grundstück. Ausserdem hielt er Hühner. Johnnys Mutter Mami tauschte die Eier gegen andere Lebensmittel, legte die Tomaten ein und stellte aus den Loganbeeren Wein her. In einem zweiten Garten am Haus pflanzte sie Päonien, die sie an einen Blumenhändler in Seattle verkaufte. Von einer Getreidemühle holte sie Mehlsäcke, bleichte sie und verarbeitete sie zu Geschirrtüchern, die sie in der Stadt verkaufte. Am Sonntag gab es einen Braten, die übrige Woche lebte die Familie von Resten. Im Jahr 1934 beschloss die Stadt jedoch, am Ufer vor dem Haus einen Badestrand einzurichten. Dafür musste der Garten der Whites weichen.

Aber Johnnys Vater hatte auch noch eine Leidenschaft, die stärker war als alle seine anderen Interessen und ihm während dieser harten Jahre Kraft gab – das Rudern. Bevor er nach Seattle gezogen war, war er ein erstklassiger Ruderer im renommierten Pennsylvania Athletic Club von Philadelphia gewesen. Sein Rennboot hatte er nach Seattle mitgebracht. Dort ruderte er stundenlang allein vor seinem Haus und dem neu angelegten Strand hin und her, bis er seine Wut abregiert hatte.

Johnny war sein Ein und Alles und sollte auch Ruderer werden. Umgekehrt war Johnny bestrebt, die oft hochgespannten Erwartungen sei-

nes Vaters erfüllen zu können. Bisher war ihm das auch gelungen. Er war ungewöhnlich intelligent und ehrgeizig und hatte schon vor zwei Jahren mit erst sechzehn die Highschool abgeschlossen.

Daraus hatte sich ein Problem ergeben. Johnny war noch zu jung und körperlich zu wenig entwickelt, um für die Universitätsmannschaft zu rudern, die einzige Rudermannschaft der Stadt. Also ging er nach Absprache mit seinem Vater arbeiten, um Geld für das Studium zu verdienen und, genauso wichtig, Muskeln aufzubauen, damit er später an der Universität mit den Besten rudern konnte. Johnny suchte sich die härteste, körperlich anstrengendste Arbeit, die er finden konnte. Zuerst schleppte er auf einer Werft im Hafen von Seattle Stahlträger und schweres Gerät durch die Gegend, dann stapelte er in einem nahegelegenen Sägewerk Holz und rückte dicke Fichten- und Zedernstämme mit einem Stammwender zurecht. Zu Beginn seines Studiums zwei Jahre später hatte er genug Geld für zwei Jahre und so viel Kraft, dass er schnell zu einem der besten von Tom Bolles' Ruderern wurde. Jetzt, im Sommer 1935, arbeitete er im Grand Coulee erneut für Geld und Muskeln.

Der andere Junge aus Washington, der in diesem Sommer im Grand Coulee schuftete, war Chuck Day. Er war wie Johnny White die ideale Besetzung für Platz zwei, ein Muskelpaket mit breiten Schultern, doch ein wenig leichter als die Jungs in der Mitte des Boots. Chuck hatte braune Haare und ein kantiges Gesicht mit einem kraftvollen, breiten Kinn. Er konnte einen fröhlich anlächeln und im nächsten Moment schon wütend losschimpfen. Insgesamt wirkte er manchmal etwas unausgeglichen. Er trug eine Brille, sah aber trotzdem ziemlich hartgesotten aus. In seinem Mund hing fast immer eine Camel oder Lucky Strike, es sei denn, Al Ulbrickson war in der Nähe. Er konnte aber auch sehr lustig sein. Er spielte gerne Streiche, alberte herum und hatte immer einen Scherz parat. Im Vorjahr hatte er als Joes Rivale in der Junior-

mannschaft gerudert, die dann zur ersten Mannschaft befördert worden war. Vor allem deshalb hatten er und Joe noch kaum miteinander gesprochen, zumindest nichts Höfliches.

Ein irischstämmiger Amerikaner durch und durch, war Day unmittelbar nördlich des Universitätscampus aufgewachsen, in dem Viertel, in dem die Studentenverbindungen ihren Sitz hatten. Sein Vater war ein erfolgreicher Zahnarzt, seiner Familie waren deshalb die schlimmsten Auswirkungen der Depression erspart geblieben. Zähne mussten schliesslich unabhängig von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage immer gefüllt oder gezogen werden. Joe verstand deshalb zuerst auch nicht, warum jemand wie Chuck überhaupt an einem so schmutzigen und gefährlichen Ort wie dem Canyon arbeitete.

Ihm wurde allerdings schnell klar, dass Chuck in diesem Sommer nirgendwo besser hingepasst hätte als hierher. Wer ihn verstehen wollte, musste verstehen, wie er tickte. Chuck war ein kompromissloser Kämpfer. Vor eine Aufgabe gestellt ging er darauf los wie eine Bulldogge. Er wusste schlicht nicht, was Aufgeben hiess. Und wenn ein Damm gebaut werden musste, hiess das für ihn: Platz da und an die Arbeit.

Die drei kamen schon bald gut miteinander aus. Stillschweigend begruben sie die alte Rivalität aus dem Bootshaus, vergassen die Kränkungen des vergangenen Jahres und verdrängten den Gedanken daran, dass sie im nächsten Jahr bereits wieder Rivalen sein würden.

An einem Ort wie dem Grand Coulee waren sie noch nie gewesen. Die Arbeit war mörderisch, die Hitze erbarmungslos, der Staub und der ständige Lärm schier unerträglich. Dafür war die endlose Weite der Landschaft atemberaubend und die Gesellschaft faszinierend vielfältig. Alle nur denkbaren Arten von Mensch waren in diesem Sommer hier



Die Stadt Grand Coulee mit der B Street rechts

versammelt, und die schillerndsten davon wohnten in Shack Town. Zu den Studenten, Farmerjungen und arbeitslosen Holzarbeitern gesellten sich grauhaarige Bergleute von überall aus dem Westen, Filipinos, Chinesen, Waliser, Südseeinsulaner, Afroamerikaner, Mexikaner und Indianer, die meisten davon aus dem benachbarten Colville-Reservat. Nicht alle schufteten auf der Baustelle. Viele arbeiteten auch in Servicebetrieben für die Bauarbeiter – sie wuschen etwa ihre Wäsche, kochten die Mahlzeiten der Kantine, verkauften dies und das oder beseitigten den Müll. Es gab auch Frauen, die aber fast alle einem bestimmten Gewerbe nachgingen.

Oberhalb der Hauptstrasse von Grand Coulee lag die B Street, eine drei Blocks lange Piste, gesäumt von hastig errichteten Gebäuden, in denen junge Männer sich auf alle erdenkliche Weise vergnügen konnten – in Kartenspielzimmern, Bars, Billardsalons, Bordellen, billigen Pensionen und Tanzlokalen. Tagsüber, wenn die Männer bei der Ar-

beit unten am Damm waren, döste die B Street vor sich hin. Hunde machten auf ihr ein Nickerchen und gelegentlich tuckerte ein Auto die Strasse entlang.

Doch abends, vor allem an Freitagen und Samstagen, wenn die Männer im Büro der MWAK ihren Lohn abgeholt hatten, erwachte die B Street zum Leben. Aus Bars und Tanzlokalen kam dann Jazz und Countrymusik. Männer drängten sich in den von flackernden Kerosinlampen erleuchteten Restaurants um Tische, die nur aus Kiefern Brettern auf zwei Sägeböcken bestanden, assen billige Steaks und tranken abgestandenes Bier. Frauen, «Yoo Hoo Girls», wie sie vor Ort genannt wurden, lehnten sich aus den Fenstern im ersten Stock der billigen Hotels, Tanzlokale und sogar der Feuerwehr und riefen den auf der Strasse vorbeilaufenden Männern zu. Andere warteten in den Räumen im Obergeschoss offizieller Bordelle wie dem Red Rooster oder Gracie's, während unten auf der Strasse Zuhälter in billigen Anzügen damit beschäftigt waren, die Kundschaft zu ködern. An den grünen Filztischen der Hinterzimmer sassen Falschspieler, rauchten Zigarren und warteten auf Opfer. Im Grand Coulee Club und im Silver Dollar spielten kleine Orchester für Taxigirls zum Tanz auf. Für zehn Cent konnte ein einsamer Kerl dort mit einer schönen Frau tanzen. Im weiteren Verlauf des Abends floss dann der Alkohol in Strömen, das Orchester spielte immer schneller, die Pausen zwischen den Tänzen wurden immer kürzer, und die Männer gaben ihr Geld immer schneller aus, süchtig nach noch einem Tanz in zarten Armen, das Gesicht in die parfümierten Haare gedrückt.

In den frühen Morgenstunden torkelten sie dann nach Hause zu ihren Betten in Mason City, Engineer City oder Shack Town. Wer nach Mason City wollte, hatte auf dem Heimweg noch eine Herausforderung zu bestehen. Der kürzeste Weg über den Canyon führte über die schmale, vierhundertfünfzig Meter lange schwankende Hängebrücke. Auf

dem Weg zur B Street am frühen Abend hatte damit niemand Schwierigkeiten, aber der alkoholisierte Heimweg um drei Uhr morgens war etwas anderes. Wenn zwanzig, dreissig Betrunkene zur gleichen Zeit darauf unterwegs waren, hob und senkte der Steg sich so heftig wie eine sich aufbäumende Schlange. Fast jedes Wochenende fielen Leute hinunter, insgesamt so viele, dass die MWAK schliesslich an Freitagen und Samstagen einen Mann in einem Boot auf dem Fluss stationierte, der die Überlebenden aus dem Wasser zog.

Joe, Johnny und Chuck schlenderten an den Samstagabenden durch die B Street und blickten sich mit grossen Augen um. So etwas hatten sie noch nie gesehen, und sie wussten nicht so recht, was sie damit anfangen sollten. Al Ulbricksons striktes Rauch-, Trink-, Kautabak- und Fluchverbot klang ihnen noch in den Ohren. Als Sportler waren sie auf ihre Selbstdisziplin stolz, aber hier waren sie zahlreichen Versuchungen ausgesetzt. Aufgeregt strichen sie durch die Bars, Spielzimmer und Tanzlokale, tranken Bier und gelegentlich einen Whiskey und sangen mit zerlumpten Cowboybands mit. Ab und zu leisteten Chuck und Johnny sich für zehn Cent ein Tänzchen, aber Joe war das viel zu teuer. Für zehn Cent konnte man in Carsten's Grocery in derselben Strasse ein ganzes Brot kaufen oder ein Dutzend Eier. Ausserdem musste er an Joyce zu Hause denken. Verwirrt starrten sie zu den Yoo Hoo Girls hinauf, die ihnen vom Fenster aus zuwinkten, aber sie gingen nicht zu ihnen. In den Spielzimmern versammelten sie sich um die Filztische, aber Joe liess sein Geld stecken. Es war zu schwer verdient, um es jetzt im Kartenspiel zu riskieren, selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass ehrlich ausgeteilt wurde. Wenn Chuck Day sich an einen Tisch setzte, blieben Joe und Johnny in der Nähe und liessen ihn nicht aus den Augen, bereit, ihm sofort zu Hilfe zu eilen, falls es Probleme gab. Streit, so hatten sie festgestellt, führte hier meist zu Schläge-

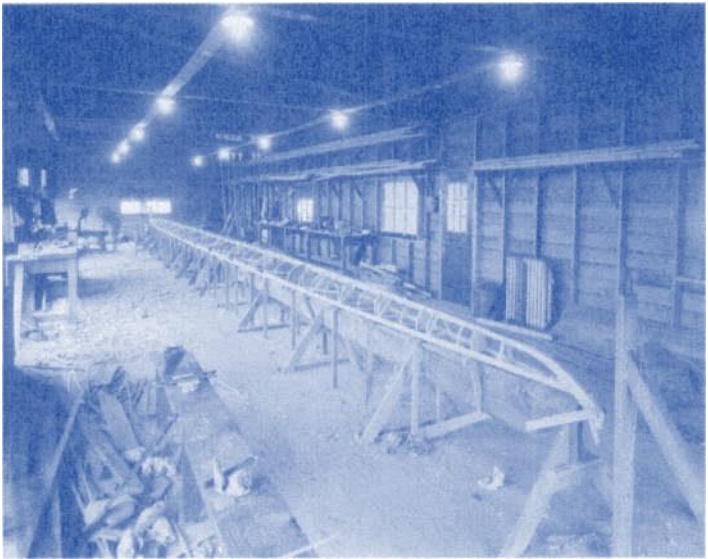
reien, die auf der Strasse fortgesetzt wurden. Und nicht selten kamen dabei Messer und Pistolen zum Einsatz.

Das Grand Coulee Theater zeigte am Wochenende immer neue Filme. Die drei jungen Männer verbrachten dort gern den Samstagnachmittag abseits von Hitze und Staub. Sie assen dann Popcorn, tranken Rootbeer und plauderten mit den anderen Besuchern, darunter vielen Taxigirls und Yoo Hoo Girls in Strassenkleidern. In den Gesprächen vor den Vorstellungen und in den Pausen stellten die drei fest, dass es sich oft um nette, einfache und ehrliche junge Frauen handelte, die sich gar nicht so sehr von den Mädchen unterschieden, mit denen sie in ihren Heimatstädten aufgewachsen waren, nur dass sie eben aufgrund der allgemeinen Not zu extremen Mitteln hatten greifen müssen.

Wenn sie dem ganzen Trubel entfliehen wollten, fuhren sie manchmal nach Spokane. Joe zeigte ihnen dann die Stätten seiner Kindheit, oder sie stiegen zum Flussbett hinunter und schwammen im Soap Lake, einer geologischen Besonderheit. Warme Winde türmten den mineralhaltigen Schaum, der dem See den Namen gegeben hatte, am Ufer zu ein Meter hohen cremeweissen Wehen auf.

Meist aber blieben sie in Grand Coulee. Dort konnten sie zwischen den Salbeisträuchern Fussball spielen, Steine vom Rand der Klippen werfen, mit nacktem Oberkörper auf Steinbänken die warme Morgensonne geniessen, abends mit übernächtigten Augen im Rauch eines Feuers sitzen und sich zum Geheul der Kojoten in der Ferne Spukgeschichten erzählen. Sie konnten sich so benehmen wie die Teenager, die sie ja noch waren – lebhungrige Jungs, die sich inmitten der weiten Wüste ein wenig amüsieren wollten.





George Pococks Werkstatt

## Kapitel 12

*So wie man sagt, dass ein guter Reiter zu einem Teil seines Pferdes wird, so muss auch der gute Ruderer Teil seines Bootes werden.*

- George Yeoman Pocock

Während Joe Rantz, Johnny White, Chuck Day und Tausende anderer junger Amerikaner im Sommer 1935 in der Hitze des Grand Coulee schufteten, schwärmten Tausende junger Deutscher über eine andere grosse öffentliche Baustelle, diesmal in Berlin. Seit Hitlers Besuch im Herbst 1933 hatte sich das hundertdreissig Hektar grosse Gelände des Reichssportfeldes dramatisch verändert. Die benachbarte Rennbahn war abgerissen worden, und jetzt arbeiteten über fünfhundert Firmen an der Errichtung der olympischen Spielstätten. Um möglichst viele Arbeiter beschäftigen zu können, hatte Hitler angeordnet, dass praktisch alles in Handarbeit geleistet werden sollte, auch Arbeiten, die von Maschinen effizienter verrichtet werden konnten. Alle Arbeiter mussten deutsche Staatsbürger mit Ariernachweis sein und durften keiner Gewerkschaft angehören.

Die Dimensionen des Projekts waren in jeder Beziehung gigantisch. Die grosse Arena des Stadions war dreizehn Meter tief ausgehoben,

planiert und mit Gras eingesät worden, das bereits üppig grün wuchs. Darum herum standen in regelmässigen Abständen die 136 Pfeiler der künftigen doppelstöckigen Kolonnade. Auf zweiundsiebzig Sitzreihen sollte das Stadion Platz für hunderttausend Zuschauer bieten. Für die dafür nötige Konstruktion wurden 17'000 Tonnen Beton verbaut. 7300 Tonnen Metallbleche wurden verschweisst, 30'000 Kubikmeter Naturstein herbeigeschafft. Einige Hundert Steinmetze waren mit Hammer und Meissel an der Arbeit und verkleideten die Stadionfassade mit Blöcken aus schönem elfenbeinfarbenem fränkischem Muschelkalk. Ein Hockeystadion, ein Schwimmstadion, ein Reiterstadion, eine gewaltige Ausstellungshalle, eine Turnhalle, ein griechisches Amphitheater, Tennisplätze, Restaurants und weitläufige Verwaltungsgebäude befanden sich in verschiedenen Stadien der Fertigstellung. Die meisten Gebäude waren wie das Stadion mit Naturstein verkleidet, der ausnahmslos aus Deutschland stammte – fränkischem Muschelkalk, Basalt aus der Eifel, Granit und Marmor aus Schlesien, Travertin aus Thüringen und Porphyr aus Sachsen.

Westlich schloss sich an das Stadion das Maifeld an, ein riesiges Aufmarschgelände. An seinem Rand wurde ein grosser, mit Kalkstein verkleideter Glockenturm errichtet. Der Turm sollte siebenundsiebzig Meter hoch werden. In ihm sollte eine grosse Glocke hängen mit einer von zwei Hakenkreuzen eingefassten Inschrift am unteren Rand: «Ich rufe die Jugend der Welt!» Und die Jugend kam tatsächlich. Zuerst zu den Olympischen Spielen, dann zu etwas anderem. Keine zehn Jahre später, in den verzweifelten letzten Tagen des Dritten Reiches, duckten sich einige Dutzend Hitlerjungen – zum Teil erst zehn oder elf Jahre alt – am Fuss des Glockenturms hinter die Trümmer der 1935 errichteten Gebäude und schossen auf vorrückende Russen, die zum grossen Teil nicht viel älter waren als sie. Und einige dieser Jungen, die weinten,

sich zu schiessen weigerten oder sich ergeben wollten, wurden in diesen letzten Tagen, als ganz Berlin brannte, von ihren Offizieren vor dieselben Trümmer gestellt und erschossen.

Fünfundzwanzig Kilometer weiter südöstlich, in dem idyllisch an einem See gelegenen Ort Grünau, waren die Vorbereitungen für die olympischen Wettbewerbe im Rudern, Kanu und Kajak ebenfalls in vollem Gang. Grünau lag am Westufer des langgestreckten, schmalen Langen Sees, eines von mehreren von der Dahme gespeisten Seen am südöstlichen Rand von Berlin, wo die Vororte in Wiesen und Wälder übergingen. Der See mit seinem tiefblauen Wasser war schon lange das Zentrum des Berliner Wassersports. Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden dort Ruder- und Segelregatten ausgetragen. Kaiser Wilhelm II. hatte in Grünau einen prunkvollen Sommerpavillon erbaut, in dem die kaiserliche Familie glanzvoll residierte, wenn sie Rennen beiwohnte oder sich selbst aufs Wasser begab. Um 1925 waren in und um Grünau einige Dutzend Rudervereine ansässig, darunter welche mit ausschliesslich jüdischer oder nichtjüdischer, aber auch viele mit bunt gemischter Mitgliedschaft. Seit 1912 ruderten in diesen Vereinen auch Frauen, allerdings war die für sie vorgeschriebene Kleiderordnung für das Rudern denkbar ungeeignet: Sie mussten hohe Schnürstiefel, lange Röcke und langärmelige, hochgeschlossene Blusen tragen.

Für die Europameisterschaft im Rudern 1935 hatte man vor Kurzem eine überdachte Tribüne mit siebentausendfünfhundert Plätzen errichtet. Östlich daran anschliessend hatte man entlang des Ufers ein grosses Rasengelände mit Stehplätzen für weitere zehntausend Zuschauer geschaffen. Für die Olympischen Spiele sollte am anderen Seeufer eine weitere Tribüne auf dem Wasser gebaut werden. Zur selben Zeit waren im Osten der dauerhaften Tribüne Maurer und Zimmerleute mit dem

Bau eines grossen, repräsentativen neuen Bootshauses beschäftigt, genannt Haus West, das die beiden bereits existierenden Bootshäuser Haus Mitte und Haus Ost ergänzen sollte. Diese Häuser waren nicht mit denen zu vergleichen, die Joe und seine Kameraden kannten – dem ehemaligen Hangar für Wasserflugzeuge in Seattle oder den morschen Bootshäusern von Poughkeepsie. Die Bootshäuser von Grünau waren stattliche, moderne Gebäude aus Stein und mit roten Ziegeldächern. Sie verfügten über insgesamt zwanzig Umkleiden, vier Duschräume, zwanzig Warmwasserduschen, ebenerdige Lagermöglichkeiten für rund hundert Rennruderboote und Zimmer mit Massagetischen für erschöpfte Ruderer. Das der Ziellinie am nächsten gelegene Haus West sollte für die Dauer der Olympischen Spiele vor allem der Verwaltung dienen. Ausserdem gab es dort Zimmer für Journalisten, Zimmer mit Funkgeräten, Fernschreibern und Telefonen, Labors für die schnelle Entwicklung von Filmen und eine Zollstelle, die der internationalen Presse bei Problemen mit Einreise und Zoll behilflich sein würde. Haus West sollte auch einen grosszügigen Balkon im zweiten Stock mit ungehindertem Blick auf die Rennstrecke bekommen. Er war als Tribüne gedacht, auf der die deutschen Machthaber vor den Augen der Welt den olympischen Rennen beiwohnen wollten.

Mitte September kehrte Joe vom Grand Coulee zurück. Das Geld, das er verdient hatte, würde bei sparsamer Verwendung für ein weiteres Jahr reichen. Er stattete Sequim einen kurzen Besuch ab, tauschte mit den McDonalds und mit Joyces Eltern die neuesten Nachrichten aus und kehrte dann rasch nach Seattle und zu Joyce zurück. Joyce hatte ihre Stelle in Laurelhurst in diesem Sommer gekündigt, nachdem der Richter sie eines Nachmittags auf der Suche nach Diensten, die von Hausmädchen gewöhnlich nicht verlangt werden, um den Esstisch gejagt hatte. Sie hatte zwar gleich wieder Arbeit bei einer anderen Fami-

lie in der Nähe gefunden, aber der Anfang war holprig gewesen. Mrs Tellwright, die Dame des Hauses, hatte Joyce an ihrem ersten Arbeitstag beiläufig aufgetragen, zum Abendessen eine Ente à l'orange zuzubereiten. Joyce war in Panik geraten. Sie wusste, was eine Ente und was eine Orange war, aber nicht, was beides miteinander zu tun haben sollte. Hausmannskost wie Brathähnchen und Hackbraten lag ihr mehr. Doch sie wollte ihre Arbeitgeberin nicht enttäuschen, also gab sie ihr Bestes. Das Ergebnis scheint ziemlich ungeniessbar gewesen zu sein. Mrs Tellwright nahm jedenfalls einen Bissen, verzog das Gesicht, legte die Gabel weg und sagte munter: «Tja, meine Liebe, da würde vielleicht ein Kochkurs helfen.»

Damit begann eine lange, erfüllte Freundschaft. Mrs Tellwright bezahlte Joyce tatsächlich einen Kochkurs, den sie auch selbst mitmachte. In den folgenden Jahren verbrachten die beiden viele vergnügliche gemeinsame Stunden in der Küche.

Aber Joe und Joyce hatte ernstere Sorgen als eine Ente à l'orange. Als Joe wieder einmal seinen Vater in der Bäckerei besuchte und sein Vater im Franklin das Mittagessen mit ihm teilte, erwähnte Harry, dass er und Thula im Sommer viele lange Ausflüge gemacht hätten – «Picknicks», sagte er dazu –, Ausflüge an verschiedene Orte im Osten Washingtons, vor allem solche, an denen sie früher schon gewesen seien, und dass sie für den Herbst weitere Ausflüge planten. Joe war darüber zunächst eher erfreut, denn dann konnte er seine Halbgeschwister besuchen, ohne fürchten zu müssen, dass Thula ihn vor die Tür setzte. Doch als er und Joyce bei einer solchen Gelegenheit das erste Mal in der Bagley Avenue aufkreuzten, mussten sie feststellen, dass Harry und Thula bereits seit drei Tagen weg waren und Harry junior, Mike, Rose und Polly ohne Aufsicht und im Grunde auch ohne Essen allein zurückgelassen hatten. Harry junior, mit dreizehn Jahren der Älteste, sagte, seine Eltern hätten als Reiseproviant einen Dampf-

kochtopf mit Gulasch, Kartoffeln und Gemüse mitgenommen und ausserdem noch einen Laib Brot und einige Dosen und seien zu einem Ausflug an den Medical Lake aufgebrochen, wo sie seinerzeit als Frischverliebte gewesen waren. Er wusste nicht genau, wann sie zurückkommen wollten. Auf der Suche nach etwas Essbarem hatten er und seine Geschwister inzwischen alle Schränke geleert.

Joe und Joyce gingen mit den Kindern Eis essen und hielten dann an einem Lebensmittelgeschäft und kauften einige Grundnahrungsmittel ein. Dann setzten sie die vier wieder zu Hause ab. Als Joe am folgenden Tag nach ihnen sah, waren Harry und Thula zurückgekehrt. Joe begriff nicht, was sein Vater und Thula sich dabei dachten. Offenbar war das schon den ganzen Sommer so gegangen.

Thula erlebte den Sommer ihres Lebens, denn ihr Stern ging endlich auf. Nachdem Harry die Arbeit in der Bäckerei bekommen hatte, konnte sie sich ganz ihrer Karriere als Geigerin widmen, und jetzt zahlte sich das jahrelange eiserne Üben in dem Blockhaus in Idaho und in dem halbfertigen Haus in Sequim aus: Sie hatte einen Vorspieltermin in Los Angeles bei keinem Geringeren als Fritz Kreisler.

Kreisler war einer der grössten Geiger des 20. Jahrhunderts. In Österreich als Sohn des Hausarztes von Sigmund Freud geboren, wurde er mit sieben Jahren jüngster Student aller Zeiten am Wiener Konservatorium. Mit zehn gewann er die renommierte Goldmedaille der Musikhochschule, anschliessend studierte er am Pariser Konservatorium bei Lambert-Joseph Massart und Leo Delibes. Später machte er eine bedeutende Karriere und spielte jahrzehntelang vor ausverkauften Häusern an den berühmtesten Spielstätten der Welt in Berlin, Wien, Paris, London und New York. Daneben machte er Einspielungen bei grossen Plattenfirmen in Europa und den Vereinigten Staaten. Im Ersten Welt-

krieg wurde er schwer verwundet, aber er überlebte und spielte anschliessend noch schöner. Doch als die Nazis 1933 an die Macht kamen, gelobte er, nie wieder in Deutschland aufzutreten. Er wurde französischer Staatsbürger und zog dann in die Vereinigten Staaten.

Thula kehrte triumphierend von ihrem Vorspiel zurück. Kreisler hatte sie ihren Worten zufolge als «grösste Geigerin, die er je gehört habe» bezeichnet. Noch hatte sie zwar keinen Platz in einem grossen Orchester, aber ihre Chancen waren gestiegen. Das erfolgreiche Vorspiel stellte den Höhepunkt ihres bisherigen Lebens dar und die Bestätigung all dessen, was sie und ihre Eltern schon immer gewusst hatten. Thula erlangte auch tatsächlich einen gewissen Ruhm, zumindest auf lokaler Ebene. In diesem Frühjahr und Sommer sendete die Rundfunkstation KOMO in Seattle eine Reihe von Livekonzerten mit ihr, und zum ersten Mal konnten Tausende von Menschen sie hören. Sie hatte eine Zukunftsperspektive und Harry ein regelmässiges Einkommen. Jetzt drängte es sie aus dem Haus. Sie wollte feiern und zur Abwechslung einmal richtig leben.

Joe suchte täglich das Bootshaus auf und brachte sich für die bevorstehenden Herausforderungen in Form. Auch Johnny White und Chuck Day kamen dorthin, beide tief gebräunt und mit einem breiten Grinsen. Manchmal sprachen sie und Joe von einem geheimnisvollen Ort namens B Street, und die anderen Jungs löcherten sie dann mit Fragen.

Auch Al Ulbrickson war wieder da. Wie Royal Brougham vorausgesagt hatte, hatten sich die Gerüchte über seinen Abgang als falsch herausgestellt, sehr zur Erleichterung Joes und seiner Kameraden. Mögliche Bestrebungen, ihn nach den Niederlagen in Poughkeepsie und Long Beach zu ersetzen, hatten sich in der Sommerpause verflücht-



tigt oder waren zumindest vertagt worden. Jedenfalls glaubte man in der Verwaltung nicht, dass man für den Hungerlohn, den man Ulbrickson zahlte, etwas Besseres bekommen konnte. Unklar war vielmehr, wie lange man ihn überhaupt noch bezahlen konnte.

Seine Frau Hazel sah ihn eines Morgens im September in aller Frühe schon im Schlafanzug an seiner alten Schreibmaschine sitzen und auf die Tasten einhämmern. Er wirkte grimmig entschlossen. Anschließend zog er das Blatt aus der Maschine, drehte sich auf seinem Sitz um und gab es Hazel. Es handelte sich um eine Erklärung an die Adresse der *Seattle Times*, die im Wesentlichen aus einer kühnen Behauptung bestand – der Achter der Universität von Washington würde 1936 in Berlin Gold gewinnen. Hazel blickte auf und sah ihren Mann entgeistert an. Sie glaubte schon, er hätte den Verstand verloren. Der Al Ulbrickson, den sie kannte, gab keine solchen Erklärungen ab, er sprach überhaupt nur höchst selten über Dinge, die auch nur entfernt mit seinen Hoffnungen und Träumen zu tun hatten, nicht zu Hause und schon gar nicht der Presse gegenüber.

Doch Ulbrickson stand auf, faltete das Blatt zusammen und steckte es in einen an die *Times* adressierten Umschlag. Er hatte eine Art Rubikon überschritten. Wenn er im Rennen bleiben wolle, erklärte er Hazel, dürfe er in dieser Saison mit seinen Mannschaften nicht mehr Zweiter werden. Nicht in Poughkeepsie und auch sonst nirgendwo. Also setzte er alles auf eine Karte. Er würde wahrscheinlich nie mehr so gute Leute haben wie gegenwärtig. Wenn er mit ihnen nicht gewinnen konnte, wenn er auch diesmal nicht die richtige Zusammensetzung fand und 1936 in Berlin nicht Gold holte, dann würde er am Ende der Saison als Trainer kündigen.

Am 10. September traf Ulbrickson sich im Bootshaus mit Journalisten. Er sprach nicht wie Hazel gegenüber von seinem Vorsatz, machte aber klar, worum es für ihn im kommenden Jahr ging. Ruhig und sach-

lich erklärte er, er und seine Jungs würden «in einem beispiellos harten Wettbewerb darum kämpfen, in Berlin für Amerika anzutreten ... Wir sind ehrgeizig. Die Ruderer von Washington werden vom ersten Tag des Herbsttrainings an auf die Olympiaqualifikation hinarbeiten.» Natürlich sei der Ausgang ungewiss, bekanntlich sei ja Kalifornien der Favorit. «Aber», schloss er, «ein Versuch ist nicht strafbar.»

Natürlich wusste Ulbrickson, dass Worte etwas anderes waren als Taten. Um Erfolg zu haben, musste er alle Mittel und Kräfte mobilisieren und harte Entscheidungen treffen. Er musste womöglich Jungs aus der Mannschaft werfen, die er persönlich mochte, und dafür Jungs aufnehmen, die ihm unsympathisch waren. Er musste Ky Ebright aus dem Feld schlagen, eine grosse Herausforderung. Er musste angesichts der sich auch für das nächste Jahr abzeichnenden Mittelknappheit Sponsoren finden. Und er musste seine vielleicht grösste Ressource besser nutzen, nämlich George Pocock.

Al und Hazel Ulbrickson und George und Frances Pocock luden sich oft gegenseitig zum Essen ein. Nach dem Essen ergingen sich die beiden Männer dann in stundenlangem Fachsimpeln über das Rudern. Sie sprachen über Konstruktion und Ausrüstung der Boote und über Rennstrategien, gedachten vergangener Siege und Niederlagen und analysierten die Stärken und Schwächen anderer Mannschaften und Trainer. Der sonst so zurückhaltende Ulbrickson konnte sich bei solchen Gelegenheiten entspannen und dem Engländer gegenüber öffnen, über Ereignisse im Bootshaus scherzen und eine Zigarette rauchen, ohne dass seine Jungs es mitbekamen. Vor allem aber bot sich ihm die Gelegenheit, das zu tun, was die Trainer von Washington seit 1913 taten – nämlich etwas von Pocock zu lernen, ob das nun ein passendes Shakespeare-Zitat war, ein besserer Rennplan oder ein Einblick in die Psyche des

Ruderers. Im Jahr vor Olympia kreisten die Gespräche unweigerlich um die Stärken und Schwächen der eigenen Jungs.

Wenn Ulbrickson erfolgreich um olympisches Gold mitbieten wollte, musste er neun junge Männer finden, die aussergewöhnlich stark, teamfähig, ausdauernd und vor allem psychisch belastbar waren. Sie mussten unter verschiedensten Bedingungen lange wie kurze Rennen möglichst fehlerlos bewältigen und manchmal wochenlang auf engem Raum zusammenleben – sie mussten reisen, essen, schlafen und Rennen fahren, ohne dass es dabei zu inneren Spannungen kam. Und sie mussten auf der bedeutendsten Bühne des Sports vor den Augen der Weltöffentlichkeit einem enormen psychischen Druck standhalten.

Irgendwann im Lauf des Herbstes kamen die beiden auch auf Joe Rantz zu sprechen. Ulbrickson beobachtete ihn jetzt seit einem Jahr, seit Tom Bolles ihn damals gewarnt hatte, der Junge sei reizbar und unausgeglichen, er rudere an manchen Tagen wie Quecksilber – mit so geschmeidigen, fließenden und kraftvollen Bewegungen, dass er gleichzeitig mit Boot, Riemen und Wasser zu verschmelzen schien –, an anderen dagegen ganz schrecklich schlecht. Ulbrickson hatte seit damals alles versucht – er hatte Joe zusammengestaucht, ihn ermutigt, ihn aus der Mannschaft genommen und wieder eingesetzt, aber der Junge war ihm immer noch ein Rätsel. Jetzt bat er Pocock um Hilfe. Der Engländer sollte sich Joe ansehen, mit ihm sprechen, versuchen, aus ihm schlau zu werden, und ihn, wenn möglich, auf die richtige Spur bringen.

Als Pocock an einem sonnigen, frischen Septembermorgen zu seiner Werkstatt im Bootshaus hinaufsteigen wollte, sah er Joe auf einer Bank im hinteren Teil des Raums Rumpfbeugen machen. Er winkte ihn zu sich, sagte, ihm sei aufgefallen, dass Joe manchmal neugierig zu seiner

Werkstatt hinaufsehe, ob er sich dort vielleicht einmal umschauchen wolle. Joe folgte ihm begeistert nach oben.

Unter dem Dach war es hell und luftig, das Licht der Morgensonne strömte durch einige grosse Fenster in der hinteren Wand. Der süsslich-scharfe Geruch von Bootslack hing in der Luft, Haufen von Sägemehl und Hobelspänen bedeckten den Boden. Ein langer Balken mit I-Profil reichte fast durch den gesamten Raum, und auf ihm lagen die Spanten eines Achters, den Pocock gerade baute.

Pocock erklärte Joe zunächst die verschiedenen Werkzeuge, die er verwendete. Er zeigte ihm Hobel, deren Holzgriffe vom jahrzehntelangen Gebrauch glänzten und deren Klingen so scharf und präzise waren, dass man damit Späne so dünn und durchscheinend wie Seidenpapier vom Holz abhobeln konnte; des Weiteren verschiedene alte Raspeln, Bohrer, Stemmeisen, Feilen und Hämmer, die er aus England mitgebracht hatte. Einige davon waren hundert Jahre alt. Er erklärte, dass es jedes Werkzeug in vielen verschiedenen Ausführungen gebe, dass zum Beispiel die Feilen sich alle geringfügig voneinander unterschieden und jede einem etwas anderen Zweck diene, dass man aber alle brauche, um ein gutes Rennboot zu bauen. Er führte Joe zu einem Regal mit Hölzern und zeigte ihm die verschiedenen Sorten, die er verwendete – die weiche, formbare Zuckerkiefer, die harte Gelbfichte, die duftende Red Cedar und die helle Weissesche. Jedes Holz begutachtete er ausführlich und drehte und wendete es in den Händen. Er sprach über die jeweiligen Eigenschaften der verschiedenen Sorten und darüber, wie alle Hölzer dazu beitrugen, ein Boot zu schaffen, das im Wasser zum Leben erwachte. Dann zog er eine lange Planke aus Red Cedar aus einem Regalfach und zeigte Joe die gleichmässigen Jahresringe. Joe wusste vom Schindelmachen mit Charlie McDonald bereits einiges über die Eigen-

schaften des Holzes und über Jahresringe, war aber trotzdem fasziniert, als Pocock erzählte, was die Jahresringe für ihn bedeuteten.

Er hockte sich neben den Älteren, betrachtete das Holz und lauschte aufmerksam. Die Ringe gaben nicht nur über das Alter des Baums Aufschluss, erklärte Pocock, sie erzählten ein ganzes Baumleben, das bis zu zweitausend Jahre lang sein könne. Ihre jeweilige Dicke sprach von harten, entbehrungsreichen Jahren im Wechsel mit reichen Jahren plötzlichen Wachstums. Die verschiedenen Farben gingen auf verschiedene Böden und Mineralien zurück, in denen die Bäume wurzelten. Einige Böden waren karg und behinderten das Wachstum, andere waren satt und fruchtbar. Fehler und Unregelmässigkeiten kündeten von Feuern, Blitzeinschlägen, Stürmen und Schädlingen, die der Baum überstanden hatte.

George Pocock zog Joe zunehmend in seinen Bann. Den jungen Mann beeindruckte nicht nur, was der Engländer mit seiner tiefen, weichen Stimme sagte, sondern auch die Ehrerbietung, mit der er über das Holz sprach, als wäre es etwas Heiliges. Holz, führte Pocock leise aus, zeige uns, wie man überleben, Schwierigkeiten überwinden und sich unter widrigen Umständen behaupten könne. Es belehre uns aber auch darüber, warum wir das überhaupt tun sollten, zeige uns Dinge, die grösser und bedeutender seien als wir, wie Schönheit oder Anmut. Die Gründe unseres Hierseins.

«Natürlich kann ich ein Boot bauen», sagte er und fügte ein Zitat des Dichters Joyce Kilmer hinzu: «Aber nur Gott kann einen Baum erschaffen.»

Er zog eine etwa ein Zentimeter dicke Planke aus Red Cedar heraus, die für den Bootsrumpf gedacht war, bog das Holz und ermutigte Joe, es ihm nachzumachen. Er sprach von der Krümmung des unter Spannung stehenden Holzes und dem Leben, das diese Krümmung dem

Boot verlieh, und von der Stärke der Holzfasern, die im Verein mit seiner Elastizität bewirkte, dass das Holz zurückschnappte und wieder seine ursprüngliche Form annahm, wenn man es losliess, beziehungsweise unter Dampf und Druck eine neue Form annahm und dauerhaft hielt. Die Fähigkeit, nachzugeben, sich zu biegen und anzupassen, bedeutet manchmal auch beim Menschen genauso wie beim Holz eine Stärke, solange sie von innerer Entschlossenheit und Prinzipien geleitet werde.

Pocock ging mit Joe zum Ende des langen Kiefern balkens, auf dem er das Bootsgerüst aufbaute, blickte an ihm entlang und forderte Joe auf, dasselbe zu tun. Der Kiel müsse vollkommen gerade sein, sagte er, und zwar über die gesamte Bootslänge von achtzehn Metern, nicht einmal einen Zentimeter dürfe er seitlich abweichen, sonst würde das Boot nicht richtig fahren. Und diese Genauigkeit kam letzten Endes vom Bootsbauer, von der Sorgfalt, mit der er sein Handwerk ausübte, und der Liebe, die er in seine Arbeit investierte.

Pocock machte eine Pause, trat von dem Bootsgerüst zurück, stützte die Hände in die Hüften und betrachtete was er bisher gebaut hatte. Für ihn sei der Bootsbau wie eine Religion, fuhr er fort. Die technischen Anforderungen zu beherrschen reiche nicht aus, man müsse sich auch geistig und seelisch auf die Arbeit einlassen. Wenn man ein fertiges Boot weggebe, müsse man das Gefühl haben, damit ein Stück von sich selbst wegzugeben. Er sah Joe an. «Rudern ist genauso», sagte er. «Und auch ganz vieles im Leben, zumindest das, worauf es ankommt. Verstehst du, was ich meine?» Joe war sich da keineswegs sicher, nickte aber zögernd. Er kehrte nach unten zurück, machte mit seinen Rumpfbeugen weiter und dachte über Pockocks Worte nach.

In diesem Monat veranstaltete die NSDAP den siebten Reichsparteitag in Nürnberg, ironischerweise unter dem Titel «Reichsparteitag der

Freiheit». Wieder kamen einige Hunderttausend SA- und SS-Leute, und wieder sollte Leni Riefenstahl – inzwischen dreiunddreissig und als Hitlers Lieblingsfilmerin fest etabliert – das Spektakel dokumentieren. Heraus kam allerdings nur ein kurzer Film über die Kriegsspiele, die Hitler zum Zeichen von Deutschlands Protest gegen die vom Versailler Vertrag bestimmten Rüstungsbeschränkungen auf dem Parteitag inszenierte. Jahre später, nach dem Krieg, sprach Riefenstahl kaum noch über ihre Beteiligung am Reichsparteitag der Freiheit. Im Gedächtnis geblieben waren davon weniger die Kriegsspiele als das, was am Abend des 15. September geschah.

An diesem Abend erreichte der Reichsparteitag seinen Höhepunkt: Hitler legte dem Reichstag drei neue Gesetze vor. Der Reichstag hatte sich erstmals seit 1543 wieder in Nürnberg versammelt, um möglichst öffentlichkeitswirksam zunächst ein Gesetz zu verabschieden, das die Hakenkreuzflagge zur offiziellen Flagge Deutschlands machte. Doch anschliessend verkündete Hitler noch zwei neue Gesetze, wegen derer sich die Nachwelt für immer an diesen Parteitag von 1935 erinnern sollte und von denen Riefenstahl sich später möglichst distanzierte.

Das Reichsbürgergesetz legte fest, dass ein Reichsbürger «deutschen oder artverwandten Blutes» sein und durch sein Verhalten beweisen musste, dass er «gewillt und geeignet ist, in Treue dem Deutschen Volk und Reich zu dienen». Damit wurden implizit alle, die nicht «deutschen oder artverwandten Blutes» waren, zu Bürgern minderen Rechts erklärt. Ab Januar 1936 verloren die deutschen Juden zunehmend ihre staatsbürgerlichen Rechte. Das Blutschutzgesetz – offiziell das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» – verbot Ehen zwischen Juden und Nichtjuden und erklärte trotzdem geschlossene Ehen für ungültig, auch wenn die Eheschliessung im Ausland erfolgt war. Des Weiteren wurde der aussereheliche

Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden verboten. Es wurde Juden untersagt, deutsche Dienstmädchen unter fünfundvierzig Jahren einzustellen oder die neue Nationalflagge zu hissen. Und das war, wie sich herausstellte, erst der Anfang. In den folgenden Monaten und Jahren erliess der Reichstag noch Dutzende weiterer Gesetze, die das Leben der deutschen Juden in jeder Hinsicht einschränkten, bis sie schliesslich völlig rechtlos waren.

Das Leben der deutschen Juden war schon vor den Nürnberger Gesetzen schwer genug. Seit der Machtergreifung der Nazis 1933 wurden sie zunehmend durch Gesetze, Einschüchterung und offene Gewalt aus dem Staatsdienst und aus öffentlichen Ämtern gedrängt. Sie durften nicht mehr als Ärzte, Juristen und Journalisten arbeiten und nicht mit Aktien handeln und mussten sich von den verschiedensten öffentlichen und privaten Orten fernhalten. In allen deutschen Städten hingen an den Eingängen von Hotels, Restaurants, öffentlichen Schwimmbädern und vielen Läden Schilder mit der Aufschrift «Juden unerwünscht». Jüdische Geschäfte wurden zur Zielscheibe massiver, staatlich unterstützter Boykotte. In der Nähe von Ludwigshafen gab es an einer scharfen Strassenkurve eine Geschwindigkeitsbeschränkung speziell für Juden. 1935 hatte rund die Hälfte der deutschen Juden ihren Lebensunterhalt verloren.

Dieselbe Entwicklung war überall in Deutschland zu beobachten, auch in abgelegenen ländlichen Gebieten. Zwar trafen sich, als die Linden und Birken am Ufer des Langen Sees von Grünau sich in diesem Herbst gelb verfärbten, die Männer und Frauen der vielen lokalen Rudervereine weiter am frühen Morgen und am Wochenende, glitten mit ihren Booten auf den stillen blauen See hinaus, ruderten die Regattastrecke hinauf und hinunter, wie sie es seit Jahrzehnten taten, und versammelten sich danach in den Gaststätten zu Bier und Brotzeit oder



legten sich vor den Bootshäusern ins Gras und begutachteten den Fortschritt der olympischen Spielstätten, die in Grünau gebaut wurden. Auch in Grünau waren die Auswirkungen dieser Entwicklung deutlich erkennbar. Aber die frühere unbeschwernte Geselligkeit des Ruderns war zu einem grossen Teil verschwunden. Der grosse jüdische Ruderverein *Helvetia* war gleich 1933 verboten worden. Jetzt drohte den vielen Vereinen mit gemischter jüdischer und nichtjüdischer Mitgliedschaft die Auflösung, wenn sie sich nicht von ihren jüdischen Mitgliedern trennten. Einige kleine jüdische Vereine existierten zwar unauffällig weiter, doch waren sie aufgrund der Rechtlosigkeit ihrer Mitglieder der Willkür lokaler Parteifunktionäre ausgeliefert. Sie konnten jederzeit geschlossen und ihre Boote beschlagnahmt werden.

Männer, die ihr ganzes Leben lang miteinander gerudert hatten, kehrten ihren Ruderkameraden und Nachbarn den Rücken zu, Namen wurden von Mitgliedslisten gestrichen, über den Türen der Bootshäuser hingen auf einmal Verbotsschilder. In der schönen Umgebung von Grünau standen Villen, die jüdischen Kaufleuten gehört hatten, leer oder wurden für einen Bruchteil ihres Werts an deutsche Familien vermietet. Ihre Besitzer waren wohlhabend oder vorausschauend genug, Deutschland zu verlassen.

In den Vereinigten Staaten war seit der Machtergreifung der Nazis wiederholt von einem Boykott der Olympischen Spiele die Rede gewesen. Jetzt wurde diese Forderung in Teilen des Landes immer lauter.

In Seattle verschob Al Ulbrickson den Trainingsbeginn auf den 21. Oktober. Er brauchte noch Zeit, die Figuren auf dem Schachbrett zu studieren und sich eine Strategie für sein olympisches Endspiel zu überlegen, bevor er die ersten Züge machte.

Damit hatte Joe einige Wochen Zeit, sich an der Uni einzuleben, und er war auch öfter mit Joyce zusammen, wenn sie am Wochenende

einen halben oder ganzen Tag freihatte. An den langen, faulen Nachmittagen mieteten sie wieder ein Kanu und paddelten in der Portage Bay herum. Sie gingen zu Footballspielen und den anschliessenden Tanzveranstaltungen. Sie machten einen Besuch in der Bagley Avenue, wenn Harry und Thula nicht da waren, setzten Joes Halbgeschwister in den Franklin, kauften in einem Laden an der Ecke Fleischwurst, Brot vom Vortag sowie Milch und machten ein schnelles Picknick am Green Lake. Dann brachten sie die Kinder rasch nach Hause, bevor Harry und Thula zurückkehrten. An frischen, sternklaren Abenden fuhren sie in die Stadt, unternahmen einen Schaufensterbummel, betrachteten ausführlich die Auslagen bei Bon Marche, Frederick & Nelson und Nordstrom's Shoe Store und plauderten über ihre Hochzeit und die Zeit, wenn sie in solchen Läden tatsächlich einkaufen konnten. An Sonntagnachmittagen gingen sie für fünfzehn Cent ins Kino: in *Sie heiratet den Chef* mit Claudette Colbert im Liberty und in *Ich tanze mich in dein Herz hinein* mit Fred Astaire und Ginger Rogers im Orpheum.

Wenn Joyce arbeiten musste, verbrachte Joe seine Freizeit oft im Bootshaus. Da es bis zum Kampf um die Plätze im Boot der ersten Mannschaft noch einige Wochen dauern würde, hatten die Spannungen des Vorjahrs ein wenig nachgelassen, und er traf sich mit Johnny White, Chuck Day, Roger Morris und Shorty Hunt. Sie machten gemeinsam ihre Kraftübungen, spielten Football, ruderten zum Spass und taten alles Mögliche, nur um nicht über die bevorstehende Saison sprechen zu müssen.

Gegen Abend, wenn die anderen nach Hause oder zu ihren Teilzeitjobs verschwunden waren, blieb Joe wie im Frühjahr zuvor oft noch bis spät in die Nacht im Bootshaus. Als er an einem solchen Abend in ein Handtuch eingewickelt aus dem Dampfbad kam, fegte der grosse, schlaksige Stub McMillin, der im Juniorboot der vergangenen Saison

auf Platz fünf gesessen hatte, gerade das Bootshaus und leerte den Müll. Offenbar hatte er hier einen Job als Hausmeister. Angesichts der bösen Rivalität zwischen den beiden Booten hatte Joe mit McMillin bisher nicht viel zu tun gehabt, doch als er ihn jetzt bei der Arbeit sah, fühlte er sich ihm plötzlich nahe. Er ging zu ihm, begrüßte ihn und fing ein Gespräch an. Schliesslich vertraute er ihm an, was er vor den anderen lange geheim gehalten hatte: dass er nämlich selbst in der Spätschicht als Hausmeister beim YMCA arbeitete.

Stub McMillin war ihm auf Anhieb sympathisch. McMillin war in Queen Anne Hill in Seattle aufgewachsen und fast genauso arm wie Joe. Sein Studium finanzierte er durch alle möglichen Jobs, die gerade verfügbar waren, wie Rasenmähen, Zeitungsaustragen oder Putzen. Wenn er nicht ruderte, lernte oder schlief, arbeitete er. Trotzdem reichte das Geld nur knapp für Kleider und Essen. Joe fühlte sich in seiner Gesellschaft wohl. Ihm gegenüber konnte er offener über seine eigenen finanziellen Verhältnisse sprechen. Schon bald blieb er abends fast täglich im Bootshaus und half McMillin beim Fegen und bei anderen Arbeiten, damit McMillin früher zum Lernen nach Hause gehen konnte.

Manchmal stieg er aber auch am Abend die Treppe im hinteren Teil des Bootshauses hinauf, um zu sehen, ob George Pocock Zeit zum Plaudern hatte. Wenn Pocock noch zu tun hatte, setzte er sich auf eine Bank und sah dem Bootsbauer still bei der Arbeit zu. Wenn Pocock fertig war, half er ihm beim Aufräumen. Pocock hielt ihm keine langen Vorträge mehr wie beim ersten Mal. Stattdessen schien er interessiert, mehr über Joe zu erfahren.

Eines Nachmittags fragte er Joe, wie er überhaupt zum Rudern gekommen sei. Es war eine beiläufig gestellte, aber tief gehende Frage, und Joe antwortete zögernd und zurückhaltend. Er war es nicht gewohnt, über sich zu sprechen. Doch Pocock liess nicht locker, fragte ihn behutsam nach seiner Familie und Herkunft und nach seinen Zielen. Joes Antworten kamen stossweise, kreisten ängstlich um seine El-

tern und Thula, Spokane und die Gold and Ruby Mine und um Sequim. Pocock fragte ihn nach Vorlieben und Abneigungen, danach, was ihn morgens aufstehen liess und vor was er Angst hatte. Nach und nach kam er auf das zu sprechen, was ihn am meisten interessierte: «Warum ruderst du? Was erhoffst du dir davon?» So brachte er Joe zum Reden und drang allmählich tiefer in diesen rätselhaften Jungen ein.

Es half, dass Pococks eigene Mutter ein halbes Jahr nach seiner Geburt gestorben war. Die zweite Frau seines Vaters war wenige Jahre später gestorben, sodass er sich auch nicht an sie erinnern konnte. Er wusste, wie es war, ohne Mutter aufzuwachsen, was für ein Loch das in der Seele eines jungen Menschen hinterliess. Er kannte das ständige Bestreben, dieses Loch auszufüllen, die unstillbare Sehnsucht nach Heilung. Langsam begann er Joe Rantz zu verstehen.

Das Training für die erste Mannschaft begann am Nachmittag des 21. Oktober. Vier Mannschaften fanden sich ein, allesamt erfahrene Ruderer. Sofort kochten die Rivalitäten und Ängste vom Vorjahr wieder hoch. Als die Jungs sich zum Rudern umzogen, war die Spannung im Bootshaus mit Händen zu greifen. Ulbrickson unternahm nichts, um sie zu mildern.

Er hielt diesmal keine aufrüttelnde Ansprache. Das war auch gar nicht nötig. Alle wussten, um was es ging. Er versammelte die Jungs auf der Rampe, rückte seine Krawatte gerade und machte nüchtern einige Ankündigungen: Abgesehen von der Vorbereitungszeit für die universitätsinternen Rennen im Frühjahr würde es in dieser Saison kein Sophomore-, Junior- oder Seniorboot geben und auch sonst keine Boote mit Jahrgangsmannschaften. Vielleicht liess er sie manchmal noch in der alten Besetzung antreten, aber meist würde er sie bunt durcheinandermischen und so lange experimentieren, bis er die ideale

Besetzung gefunden hatte, die allen anderen klar überlegen war. Bis dahin kämpfte jeder für sich. Und sie würden von Anfang an 2'000-Meter-Sprints und längere Strecken rudern. Um in Poughkeepsie und Berlin zu gewinnen, brauchte er ein Boot, das auf kurzen Strecken schnell und auf langen ausdauernd war – ein Boot wie das, mit dem Ky Ebright im Frühjahr nach Poughkeepsie und Long Beach gekommen war und mit dem er zweifellos im nächsten Frühjahr zurückkehren würde.

Ulbrickson konnte aus einem fantastischen, geradezu unglaublich guten Angebot auswählen – aus Tom Bolles' sensationellen Freshman-Meistern der letzten Saison, den jetzigen Sophomores, ausserdem den Jungs von Joes Boot, die inzwischen Junioren und immer noch unbezigt waren, sowie einigen herausragenden Mitgliedern der bisherigen Juniormannschaft, inzwischen eine Mischung aus Studenten des dritten und vierten Jahres. Zudem schienen sich die Überlegungen, die Ulbrickson im September angestellt hatte, gleich von Beginn an auszuzahlen. Er hatte viel darüber nachgedacht, mit welcher Aufteilung er anfangen sollte, und schon in den ersten Tagen des Trainings stellten sich zwei neue Mannschaften als besonders vielversprechend heraus. Die eine war um einen Kern der Freshmen des vergangenen Jahres aufgebaut: den starken Schlagmann Don Hume, Gordy Adam auf Platz sieben, William Seaman auf Platz sechs und Johnny White auf Platz vier. Das einzige Mitglied aus Joes alter Mannschaft in diesem Boot war Shorty Hunt auf Platz zwei. In dem anderen besonders vielversprechenden Boot sass drei seiner alten Mannschaftskameraden: Bob Green auf Platz sechs, Charles Hartman auf Platz zwei und Roger Morris am Bug. Joe selbst hatte es in keines der beiden Boote geschafft. In den folgenden Wochen sass er abwechselnd in zwei anderen Booten. Er strengte sich an, aber der Mut drohte ihn immer wieder zu verlassen, wenn er merkte, wie stark die Konkurrenz in diesem Jahr war.

Doch nicht nur die Mannschaftseinteilung machte ihm in diesem Herbst zu schaffen oder die wachsende Erkenntnis, dass er sich für eine Fahrkarte nach Berlin mehr anstrengen musste als je zuvor. Wie die meisten Wettkampfruderer fühlte er sich von solchen Herausforderungen auch zugleich angezogen. Sie waren unter anderem der Grund, weshalb er überhaupt ruderte.

Was ihn jetzt zermürbte, waren weniger Ängste vor dem Scheitern als die fehlenden Freunde. Er vermisste die zwanglose Kameradschaft, die in den vergangenen zwei Jahren des Ruderns – und Siegens – in seiner bisherigen Mannschaft gewachsen war. Er vermisste Shorty Hunt, der hinter ihm gesessen und geflüstert hatte: «Keine Sorge, Joe, ich pass auf dich auf», immer wenn Ulbrickson ihn angepflaumt hatte, genauso wie den vertrauten, wenn auch überwiegend wortlosen Umgang mit dem brummigen, zynischen Roger Morris von ihrem ersten Tag als Freshmen an. Bisher hatte er gar nicht daran gedacht, dass es für ihn wichtig sein könnte, mit den beiden im selben Boot zu sitzen. Jetzt stellte sich heraus, dass es sogar sehr wichtig war. Erschrocken musste er feststellen, dass er etwas verloren hatte, dessen Wert ihm nicht bewusst gewesen war. Dasselbe Gefühl hatte er jedes Mal, wenn er seine im Grand Coulee neu gewonnenen Freunde Johnny White und Chuck Day in einem anderen Boot an sich vorbeifahren sah. Sie gehörten jetzt zu einer anderen Gruppe, einer Mannschaft, die Joes Mannschaft unbedingt schlagen wollte. Als er damals allein in Sequim zurückgeblieben war, hatte er sich geschworen, sich nie mehr von anderen abhängig zu machen, nicht einmal von Joyce. Jetzt erkannte er, dass ihm genau das passiert war und er nun den Preis dafür zahlen musste. Er hatte nicht damit gerechnet, sich nicht dagegen gewappnet, und jetzt brachte ihn das ziemlich durcheinander.

Dann, nur wenige Tage nach Trainingsbeginn, drohte er sein inneres Gleichgewicht vollends zu verlieren. Als er am 25. Oktober nach einer

langen, kalten und nassen Trainingsfahrt zum Bootshaus zurückkehrte, wartete an dem schwimmenden Anleger sein Bruder Fred auf ihn. Düster und mit bleichem Gesicht starrte er unter der Krempe seines Filzhuts hervor. Er hatte einen Anruf von Harry aus dem Krankenhaus bekommen und war anschliessend in die Bagley Avenue gefahren, um die Kinder zu informieren. Thula war tot, gestorben an einer durch einen Darmverschluss verursachten Sepsis.

Joe war wie betäubt. Er wusste nicht, was er denken oder fühlen sollte. Trotz aller Reibereien war Thula, seit er drei Jahre alt war, am ehesten eine Art Mutter für ihn gewesen. In Spokane hatten sie manchmal auch schöne Stunden miteinander erlebt, wenn sie an milden Abenden im Garten zusammen auf der Schaukel gesessen oder sich zum Singen um das Klavier im Wohnzimmer versammelt hatten. In späteren Jahren hatte er oft darüber nachgedacht, was er hätte tun können, als sich das Verhältnis zwischen ihnen verschlechterte. Vielleicht hätte er sich stärker bemühen müssen, mit ihr auszukommen, Verständnis für die Zwänge ihrer Situation zu haben und sie mit den Augen seines Vaters zu sehen. Jetzt konnte er ihr nicht mehr zeigen, dass er es zu etwas bringen würde. Er stellte allerdings auch fest, dass seine Trauer Grenzen hatte, jenseits derer er nichts für sie empfand. Vor allem sorgte er sich um seinen Vater und noch mehr um seine Halbgeschwister. Er wusste nur zu gut, was es für ein Kind bedeutete, ohne Mutter aufzuwachsen.

Am nächsten Morgen fuhr er in die Bagley Avenue. Als auf sein Klopfen niemand öffnete, ging er auf einem Ziegelweg zwischen Hortensien hindurch um das Haus herum zur Hintertür. Sein Vater und die Kinder sassen an einem Campingtisch auf dem nassen Rasen. Harry mischte in einem Krug gerade Kool-Aid-Limonade mit Kirschgeschmack, das Lieblingsgetränk der Kinder.

Joe setzte sich wortlos zu ihnen und liess den Blick über ihre Gesichter wandern. Rose und Polly hatten rote Augen, Mike ebenfalls. Harry junior wirkte abwesend und müde, als hätte er zu wenig geschlafen. Sein Vater war schmerzgebeugt und schien um Jahre gealtert.

Sie sprachen eine Weile über Thulas Leben. Joe, der spürte, wie die Kinder ihn über den Rand ihrer Pappbecher beobachteten, sprach ausführlich über die schönen Dinge, an die er sich erinnerte. Sein Vater wollte von einer Reise erzählen, die sie vor Kurzem zum Medical Lake gemacht hatten, doch dann kamen ihm die Tränen, und er konnte nicht weitersprechen. Doch kam er Joe für jemanden, der zum zweiten Mal seine junge Ehefrau verloren hatte, vergleichsweise gefasst vor. Er schien diesmal nicht nach Kanada oder sonst wohin weglaufen zu wollen. Stattdessen war er offenbar zu einen Entschluss gekommen.

Er sah Joe an. «Ich habe einen Plan», sagte er. «Ich werde ein Haus bauen, in dem wir alle zusammen wohnen können. Sobald es fertig ist, ziehst du wieder zu uns.»

Joe starrte seinen Vater sprachlos an. Er wusste nicht, was er davon halten sollte und ob er seinem Vater glauben konnte. Er stotterte einige unverbindliche Worte. Anschliessend unterhielten sie sich noch einmal über Thula, und Joe sagte den Kindern, dass er sie jetzt öfter besuchen würde. Aber als er am Abend zum YMCA zurückfuhr, wusste er nicht, was er tun sollte. Seine Verwirrung verwandelte sich in Ärger und stumme Wut und dann wieder in Verwirrung.

Das dritte Jahr in Folge war es in Seattle kurz nach Beginn des Rudertrainings ungewöhnlich kalt und stürmisch. Am 29. Oktober fegten Böen mit einer Geschwindigkeit von achtzig Stundenkilometern über die Küste von Washington. Auf dem Lake Washington wurden die Boote von Winden mit fünfzig Stundenkilometern hin- und hergewor-



fen. In der darauffolgenden Nacht sank das Thermometer unter null, und es begann heftig zu schneien. Dann wurde es eine Woche lang täglich immer noch kälter.

Al Ulbrickson schickte seine vier Mannschaften trotzdem auf den See hinaus. Das schlechte Wetter war eine schwere Herausforderung. Die Jungs ruderten mit weissen Fingerknöcheln und klappernden Zähnen. Ihre Hände waren so kalt, dass sie die Riemen kaum spürten, und ihre Füsse schmerzten vor Kälte. An Bug, Heck und den Auslegern mit den Riemendollen hingen Eiszapfen. Die ins Wasser eintauchenden Holme überzogen sich mit immer mehr harten Eisschichten, wodurch sie immer schwerer wurden. Wasser, das auf Pullover spritzte und auf die Pudelmützen, die die Jungs sich über die Ohren gezogen hatten, gefror sofort zu Eis.

Sie übten mit verschiedenen Sitzpositionen. Am einen Tag absolvierten sie Sprints, am anderen mörderisch lange Strecken von sechzehn bis zwanzig Kilometern. Ulbrickson schien die Kälte nicht zu spüren. In Mantel und Schal eingemummt folgte er ihnen in seinem Motorboot über den See und brüllte seine Anweisungen durch das Megafon. Wenn sie am späten Nachmittag dann in Dunkel und eisiger Kälte zum Steg zurückkehrten, mussten sie das Eis von den Dollen abschlagen, bevor sie die Riemen herausnehmen konnten. Dann hoben sie das Boot umgedreht über die Köpfe. Die Eiszapfen an den Auslegern standen senkrecht in die Höhe, ein seltsamer Anblick. Sie bekamen in der Kälte Muskelkrämpfe in Beinen und Armen und humpelten rutschend und schlitternd über den eisglatten Steg und die Rampe des Bootshauses hinauf. Drinnen im Dampfbad streckten sie sich auf Bänken aus und schrien vor Schmerzen, wenn ihre froststarrten Glieder auftauten.

Mitte November hatte sich das Wetter ein wenig gebessert, anders ausgedrückt, es war so kalt und regnerisch wie immer im November in Seattle. Den Jungs kam es nach dem, was sie soeben durchgemacht

hatten, geradezu tropisch warm vor. Ulbrickson gab bekannt, dass er das Herbsttraining am 25. November mit einem 2'000-Meter-Rennen unter Wettkampfbedingungen abschliessen würde. Dann würden alle rechtzeitig vor der noch längeren und härteren Trainingsphase nach den Weihnachtsferien wissen, wo sie standen.

Am 25. November begann eine neue Kältewelle. Ulbrickson wies die Steuerleute der vier Boote an, mit der Schlagzahl nicht über sechsundzwanzig zu gehen. Er wollte sich ein Bild vom Stand der Dinge machen, und das konnte er bei einer niedrigen Schlagzahl leichter. Die Ergebnisse stellten ihn überaus zufrieden. Im Gespräch mit Reportern danach war er für seine Verhältnisse bestens gelaunt. «Die Mannschaften sind stärker als noch im Frühjahr 1935», sagte er. «Bis zum Januar müssten wir mit drei guten, schnellen Besetzungen antreten können.» Dasselbe Boot, das schon den ganzen Herbst über dominiert habe – die Mannschaft um die vier Freshmen der vorigen Saison –, habe mit beeindruckenden drei Bootslängen Vorsprung und einer Zeit von 6:43 Minuten gewonnen. Das sei zwar für zweitausend Meter noch keineswegs schnell, aber angesichts der niedrigen Schlagzahl ein gutes Ergebnis. Auf dem zweiten Platz lag das Boot, das auch den Herbst über das zweitbeste gewesen war – das Boot mit dem grossen Stub McMillin in der Mitte und Roger Morris am Bug. Joe wurde mit seinem Boot Dritter.

Er tat sich jetzt schon seit Wochen beim Rudern schwer, vor allem seit Thulas Tod. Dann bekam er einen Brief aus Sequim. Auch Charlie McDonald war tot. Er war bei einem Autounfall auf dem Highway 101 ums Leben gekommen. Sein Tod traf Joe zutiefst. Charlie war ein Mentor und Lehrer gewesen, der einzige Erwachsene, der zu ihm gehalten und ihm eine Chance gegeben hatte, als sonst niemand da gewesen war. Jetzt gab es ihn nicht mehr. Joe konnte an nichts anderes mehr denken.

Dass er gegen Ende der Herbstsaison in Gedanken selten beim Rudern war, zeigte sich an seiner Leistung. Ein wenig tröstete ihn, dass Ulbrickson der Presse gesagt hatte, auch das dritte Boot sei noch im Rennen. Allerdings fragte er sich, ob Ulbrickson das ernst gemeint hatte. Er hatte das Gefühl, dass ihm im Trainerboot niemand mehr zusah.

Doch das stimmte nicht, jemand beobachtete ihn sogar sehr genau. Joe hatte zwar bemerkt, dass George Pocock in diesem Herbst oft im Trainerboot mitgekommen war, nicht aber, wen er durch sein Fernglas ins Auge fasste.

Am 2. Dezember, einen guten Monat nach Thulas Tod, machte Harry eine Anzahlung auf ein 2'000-Dollar-Grundstück am Nordufer des Lake Washington gleich neben dem Haus, in dem Fred und Thelma wohnten. Dann holte er sich Stift und Papier und entwarf ein neues Haus – ein Haus, das er wieder eigenhändig bauen wollte und in dem Joe endlich wieder mit seiner Familie zusammenleben sollte.

Wenige Tage später, am 8. Dezember, stimmte die Amateur Athletic Union der Vereinigten Staaten über den Antrag ab, einen dreiköpfigen Ausschuss nach Deutschland zu entsenden, der Behauptungen nachgehen sollte, dort würden Juden von den Nazis schlecht behandelt. Nach Auszählung aller Stimmen – inklusive der Teilstimmen – war der Antrag mit 58,25 zu 55,75 Stimmen gescheitert und mit ihm nach jahrelangen Auseinandersetzungen der letzte ernsthafte Versuch der Amerikaner, die Olympischen Spiele in Berlin zu boykottieren. Für die vielen Tausend jungen Amerikaner, die damals an den nationalen Vorentscheidungen für die Olympiade teilnahmen, war es in vieler Hinsicht ein Sieg. Es war auch ein Sieg für Avery Brundage, den Präsidenten des Amerikanischen Olympischen Komitees, und seine Verbündeten, die mit allen Mitteln gegen den Boykott gekämpft hatten. Vor allem

aber war es ein Sieg für Hitler, der rasch feststellen durfte, wie bereitwillig die Welt sich täuschen liess.

Noch Ende November hatte die Boykottbewegung eine rege Tätigkeit entfaltet. Am 12. November waren zehntausend Anti-Nazi-Demonstranten unter Polizeibegleitung friedlich mit ihren Plakaten durch den New Yorker Feierabendverkehr marschiert. Hinter einem Transparent mit der Aufschrift «Das Anti-Nazi-Bündnis fordert alle Amerikaner zum Boykott der Olympischen Spiele in Nazideutschland auf» zogen sie gemessenen Schrittes die Eighth Avenue entlang und dann auf der Twenty-third Street nach Osten zum Madison Square Park. Dort hatte die Menge – bestehend vor allem aus besorgten Juden, Arbeiterführern, Universitätsdozenten und Katholiken – über zwanzig Rednern gelauscht, die ausführten, was in Deutschland passierte, wie die Nazis es verschleierten und warum die USA nicht an den Spielen teilnehmen dürften.

Avery Brundage und seine Verbündeten vom Amerikanischen Olympischen Komitee (AOC) hatten sich erbittert widersetzt. Brundage glaubte an den olympischen Geist und vor allem daran, dass Politik im Sport keine Rolle spielen dürfe. Es wäre ungerecht, amerikanischen Sportlern aus politischen Gründen die Teilnahme an Olympia zu verbieten, erklärte er durchaus plausibel. Als sich die Lage in Deutschland weiter verdüsterte und die Diskussion über einen möglichen Boykott heftiger wurde, argumentierte er in eine andere Richtung. Im September 1934 war er selbst nach Deutschland gefahren und hatte dort auf einer kurzen Reise und unter ständiger Beaufsichtigung einige Sportstätten besucht. Dabei war ihm von seinen deutschen Betreuern versichert worden, die jüdischen Sportler würden fair behandelt. Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten verkündete er im Brustton der Überzeugung, der jüdische Protest sei nur viel Lärm um nichts.

Grosse Mühe hatten sich die Nazis allerdings nicht geben müssen, um Brundage für sich einzunehmen. Brundages Weltbild war – wie das

vieler Amerikaner aus seiner Schicht – ohnehin von antisemitischen Vorurteilen gefärbt. 1929 hatte er in abschreckenden Worten über die Entstehung einer Herrenrasse geschrieben, «einer Rasse, die körperlich stark ist, geistig wach und sittlich gesund, einer Rasse, die sich nicht herumkommandieren lässt». Auch jetzt, im Kampf gegen den Boykott, bediente er sich einiger erschreckender Argumente. In den Clubs, zu denen er gehöre, seien auch keine Juden zugelassen, meinte er, als rechtfertige ein Unrecht das andere. Wie die Nazis setzte er ständig Juden und Kommunisten gleich. Die Befürworter des Boykotts gehörten für ihn oft zur selben Kategorie. In öffentlichen Reden unterschieden er und seine Mitstreiter regelmässig zwischen «Amerikanern» und «Juden», als wäre beides nicht miteinander vereinbar. Sein vielleicht wichtigster Verbündeter, Charles H. Sherrill, vormals US-Botschafter in der Türkei, hatte sich zwar des Öfteren als Freund der amerikanischen Juden bekannt. Doch war er wie Brundage unlängst in Deutschland gewesen und hatte sogar als Hitlers persönlicher Gast den Nürnberger Reichsparteitag 1935 besucht. Dort und in einer persönlichen Begegnung hatte Hitler ihn wie viele andere Amerikaner auf Deutschlandreise mit seiner starken Persönlichkeit und seinen unleugbaren Verdiensten um die Genesung der deutschen Wirtschaft beeindruckt. Nach seiner Rückkehr gab er dieselben leeren Versicherungen ab wie Brundage und ignorierte konsequent die immer deutlicheren Hinweise auf das Schicksal der Juden in Deutschland. Seine «projüdischen» Kommentare würzte er mit Drohungen: «Ich werde auch weiterhin für die Juden eintreten und muss genau deshalb die amerikanischen Juden warnen. Die ganze Aufregung um Olympia ist sehr gefährlich ... Mit ziemlicher Sicherheit wird der Antisemitismus dann auch die erfassen, denen er bisher fremd war. Ihnen dürfte kaum gefallen zu hören, dass die fünf Millionen Juden in diesem Land sich von 120 Millionen Amerikanern die Kastanien aus dem Feuer holen lassen.» Brundage selbst

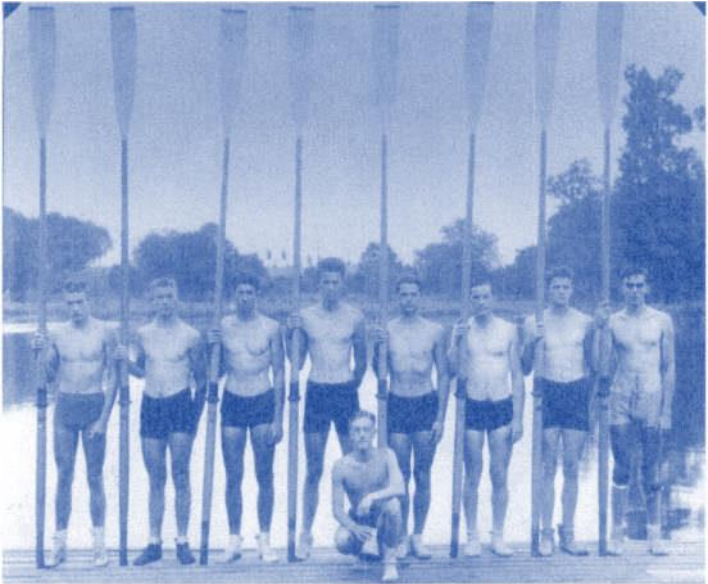
führte das vielleicht bizarrste Argument gegen den Boykott ins Feld: «Die Sportler dieses Landes werden nicht dulden, dass der saubere amerikanische Sport dazu missbraucht wird, die Feindschaften der Alten Welt in die Vereinigten Staaten zu tragen.» Anders ausgedrückt, nicht die Nazis waren für die Probleme – die «Feindschaften der Alten Welt» – verantwortlich, sondern die Juden und ihre Fürsprecher, die laut zu äussern wagten, was in Deutschland passierte. Ende 1935 konnte man nicht mehr nur sagen, Brundage sei getäuscht worden. Ob absichtlich oder nicht, er wirkte selbst an der Täuschung mit.

Doch die Entscheidung über den Boykott war gefallen. Amerika würde an den Olympischen Spielen in Berlin teilnehmen. Blieb nur noch, die Sportler auszuwählen, die Amerika würdig vertreten konnten.

**Teil vier**

**1936**

# **Der Griff nach den Sternen**



Die erste Mannschaft von 1936

Von links nach rechts: Don Hume, Joe Rantz, Shorty Hunt, Stub McMillin,  
Johnny White, Gordy Adam, Chuck Day, Roger Morris.

Kniend: Bobby Moch



## Kapitel 13



*Wenn man in einem Achter den Rhythmus findet, ist es das reine Vergnügen. Ist der Rhythmus gefunden – der «Swing», wie man ihn nennt –, strengt das Rudern nicht mehr an. Ich habe Männer vor Freude jauchzen hören, wenn sich der Swing einstellte. Diese Erfahrung werden sie ihr ganzes Leben lang nicht vergessen.*

- George Yeoman Pocock

Am Abend des 9. Januar versammelte Al Ulbrickson die Jungs im Bootshaus und warnte sie mit ungeschminkten Worten: Wer ab dem folgenden Montag zum Training komme, müsse «bereit sein, an der bedeutendsten und anstrengendsten Rudersaison teilzunehmen, die es in Washington je gegeben hat». Monatelang sei über das Jahr der Olympischen Spiele geredet worden, jetzt sei es da. Keiner solle unterschätzen, um was es ging und was für einen hohen Preis die Teilnahme kostete.

Als Joe am Montag im Bootshaus eintraf und auf die Tafel blickte, sah er zu seiner Überraschung seinen Namen in der Besetzungsliste des ersten Bootes, genauso wie die Namen von Shorty Hunt und Roger Morris. Nachdem er den ganzen Herbst im dritten und vierten Boot ge-

rudert hatte, konnte er sich diese plötzliche Beförderung nicht erklären. Wie sich herausstellte, war es genau genommen auch gar keine Beförderung. Ulbrickson hatte einige alte Mannschaften zum Teil wiederhergestellt, allerdings nur vorläufig. In den ersten Wochen wollte er an einigen Grundlagen arbeiten. «Männer», sagte er, «sind im Allgemeinen aufnahmebereiter für Tipps und Ratschläge, wenn sie mit vertrauten Kameraden zusammenarbeiten.» Sobald sie Rennen fuhren, würde er die Mannschaften auseinanderreißen, dann kämpfte wieder jeder für sich. Insofern hatte die Einteilung im Grunde nicht viel zu bedeuten.

Dann begann das Training. Den restlichen Januar und bis in den Februar hinein ruderten sie sechs Tage die Woche, mit viertel und halber Rollbahn und kürzeren Schlägen, denn die Konzentration sollte auf der Technik liegen. Sie übten Starts und arbeiteten an individuellen Schwächen. Alle paar Tage ging ein Schneegestöber über dem See nieder. Wenn es nicht schneite, war es klar, bitterkalt und windig. Sie ruderten bei jedem Wetter, einige in verschlissenen Trainingsanzügen, andere in Shorts und Pudelmütze. Universal Pictures kam und machte einige Filmaufnahmen, nur für den Fall, dass man etwas für die Olympischen Spiele brauchte. Hin und wieder fuhren sie auch kurze Rennen gegeneinander. Das nominell erste Boot, in dem Joe sass, wurde regelmäßig Dritter und das dritte Boot Erster. Ulbrickson stellte immer wieder fest, dass die Jungs in Joes Boot zwar gut vom Start wegkamen, dann aber ihren Swing verloren und ihn erneut fanden und verloren, bis zu dreimal in einem Rennen. Ihre Eintauchphase war die schlechteste von allen drei Booten.

Eines grauen Februartages, als Ulbrickson wieder einmal hinter dem ersten Boot herfuhr und zunehmend frustriert damit beschäftigt war, Fehler zu korrigieren, sah er George Pocock in einiger Entfernung allein rudern. Er brüllte: «Ruder – halt!», schaltete den Motor seines Bootes in den Leerlauf und sah Pocock zu.

Die Jungs bemerkten Ulbricksons abwesenden Blick und drehten sich nach Pocock um. Dieser glitt scheinbar mühelos über das Wasser, sein Boot schien in dem leichten Nebel, der über dem Wasser hing, förmlich zu schweben. Sein schlanker, aufrechter Körper glitt mit fließenden Bewegungen, ohne das kleinste Rucken vor und zurück. Die Ruder tauchten lautlos ein und wieder auf und zeichneten auf beiden Seiten Wellenringe in das schwarze Wasser.

Ulbrickson nahm sein Megafon, rief den Bootsbauer zu sich und sagte: «George, erklären Sie denen, was ich ihnen beizubringen versuche und was wir hier erreichen wollen.» Pocock umkreiste den Achter in seinem Boot, beugte sich vor und sprach der Reihe nach leise mit jedem Ruderer. Dann verabschiedete er sich mit einem Winken von Ulbrickson und ruderte davon. Nur drei Minuten waren vergangen.

Als Ulbrickson das Kommando zum Start gab, schnitt der Achter pfeilschnell durchs Wasser, und das Eintauchen war auf einmal kein Problem mehr. Von da an begleitete George Pocock Ulbrickson an den meisten Tagen dick in Mantel und Schal ver mummt und den Hut tief über die Ohren gezogen im Trainerboot, machte sich Notizen und gab Ulbrickson Hinweise.

Insgesamt war Ulbrickson zufrieden. Trotz des schwierigen Wetters und der wechselvollen Leistung des ersten Bootes machten sie insgesamt gute Fortschritte. Die Ergebnisse des Zeitfahrens waren für die frühe Saison vielversprechend. Mit den zusätzlichen Kandidaten aus dem aussergewöhnlichen Freshman-Boot des vergangenen Jahres stand er wieder vor dem Problem, fast zu viele Talente zu haben. Da war es manchmal schwer, die guten Ruderer von den sehr guten und die sehr guten von den noch besseren zu unterscheiden. Trotzdem nahm Ende Februar eine Stammbesetzung für ein erstes Boot – ein Boot für Berlin – allmählich konkretere Formen an. Gegenüber der Presse oder

den Jungs wollte Ulbrickson darüber allerdings noch Schweigen bewahren. Solange sie gleichberechtigt miteinander konkurrierten, würden sie weiter Fortschritte machen. Aber eins zumindest stand fest. Wenn ein Boot aus Washington im Sommer auf dem Langen See in Berlin antrat, sass an seinem Heck Bobby Moch mit seinem vor das Gesicht geschnallten Megafon.

Mit seinen ein Meter siebzig und knapp sechzig Kilo hatte Moch geradezu die perfekten Masse für einen Steuermann. George Pocock baute seine Rennboote so, dass sie mit einem sechzig Kilo schweren Steuermann am besten fahren. Sogar ein noch leichteres Gewicht war kein Problem, vorausgesetzt, die Person hatte genügend Kraft, das Boot zu steuern. Steuermänner taten wie Jockeys oft alles Mögliche, um ihr Gewicht niedrig zu halten – sie hungerten, nahmen Abführmittel, trainierten zwanghaft und verbrachten lange Stunden im Dampfbad, um dort noch ein oder zwei Pfund auszuschwitzen. Manchmal ergriffen auch die Ruderer, die ihren Steuermann für zu schwer hielten, die Initiative und sperrten ihn für ein paar Stunden dort ein. «Typische Miss-handlung eines Steuermanns», kommentierte ein Betroffener aus Washington einmal lachend. Bobby Moch allerdings hatte mit seinem Gewicht nie Probleme. Und selbst wenn er das eine oder andere Pfund zu viel gehabt hätte – die rund anderthalb Kilo seines Gehirns hätten das mehr als wettgemacht.

Die erste Aufgabe des Steuermanns besteht darin, das Rennboot für die Dauer des Rennens auf einem geraden Kurs zu halten. In Pococks Rennbooten der dreissiger Jahre bewegte der Steuermann das Schwert durch Ziehen an zwei Seilen, an deren Enden Holzpflocke angebracht waren, sogenannte «Klopper», weil der Steuermann damit manchmal auf ein seitlich am Boot angebrachtes «Klopfbrett» aus Holz klopfte, um die Schlagzahl zu erhöhen. Wenn acht sehr grosse Menschen auf

einem nur sechzig Zentimeter breiten Boot in ständiger Bewegung sind und auch noch Wind weht und Gezeiten oder Strömung das Boot vom Kurs abdrängen, ist das Steuern eine grosse Herausforderung. Dennoch ist es die kleinste Sorge des Steuermanns.

Von dem Moment an, in dem das Boot zu Wasser gelassen wird, ist der Steuermann der Kapitän. Er muss körperlich und psychisch alles unter Kontrolle haben, was auf dem Boot vorgeht. Ein guter Steuermann kennt die Schwächen und Stärken seiner Leute in- und auswendig und weiss, wie er zu einem gegebenen Zeitpunkt das Beste aus jedem Einzelnen herausholt. Er bringt die erschöpften Ruderer dazu, noch mehr zu geben, selbst wenn schon alles verloren scheint. Ausserdem weiss er alles über die Gegner: wie sie ein Rennen angehen, wann sie in Lauerstellung liegen oder wann sie mit dem Endspurt anfangen. Vor einer Regatta bekommt er vom Trainer einen Rennplan, an den er sich gewissenhaft zu halten hat. Doch während eines Ruderrennens ändern sich die Umstände oft schlagartig, und dann muss der Rennplan von einer Sekunde auf die andere verworfen werden. Der Steuermann sieht als Einziger im Boot nach vorn. Er bekommt mit, wie das Feld sich während des Rennens verändert, und muss auf unvorhergesehene Entwicklungen schnell reagieren. Wenn ein Rennplan nicht zum Erfolg führt, muss der Steuermann oft blitzschnell mit einem neuen Plan aufwarten und ihn der Mannschaft rasch und nachdrücklich mitteilen. Das geht oft nur mit viel Gebrüll und Aufregung. Bei dem Rennen 1928 in Amsterdam, bei dem Kalifornien olympisches Gold gewann, steigerte Don Blessing sich laut der *New York Times* «in ein dämonisches Geheul hinein, wie es noch nie auf einem erdähnlichen Planeten zu hören war ... Was für eine Sprache, was für ein Vokabular! Man wartete gleichsam mit geschlossenen Augen auf das letzte grausame Knallen der Peitsche auf den Rücken der Galeerensklaven.» Kurz gesagt, ein

guter Steuermann ist Spiegelhalter, Cheerleader und Trainer in einem. Er braucht einen wachen Verstand, muss listig sein wie ein Fuchs, muss mitreissen können und besitzt oft mehr Durchhaltevermögen als die anderen.

Der kleine Bobby Moch konnte das alles und noch mehr. Er war in Montesano aufgewachsen, einer nebligen, kleinen Holzfällerstadt am Chehalis River im südwestlichen Washington. Es war eine nasse, dunkle Welt, beherrscht von grossen Bäumen, grossen Lastwagen und grossen Männern. Schwerfällige Holztransporter rumpelten Tag und Nacht auf dem Highway 41 durch die Stadt, unterwegs zu den Sägewerken in Aberdeen. Bullige Holzarbeiter in dicken Flanellhemden und mit genagelten Stiefeln stapften die Hauptstrasse auf und ab, spielten am Samstagabend Billard in der Star Pool Hall und sassens am Sonntagvormittag im Montesano Cafe und tranken literweise Kaffee.

Bobbys Vater Gaston – ein Schweizer Uhrmacher und Juwelier – war zwar nicht gross, aber trotzdem eine führende Persönlichkeit der Bürgerschaft sowie ein stolzes Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und berühmt dafür, die zwanzig Kilometer von Aberdeen nach Montesano als Erster im Auto zurückgelegt zu haben, eine Fahrt, für die er nur atemberaubende anderthalb Stunden gebraucht hatte. Bobby wäre mit fünf fast an einer verpuschten Blinddarmoperation gestorben. Er erholte sich zwar, blieb aber während der Grundschule und darüber hinaus klein, mager und schwächlich und litt an schwerem Asthma. Entschlossen, sich von seiner Statur und schwachen Gesundheit nicht unterkriegen zu lassen, betrieb er in der Highschool jede Sportart, die ihm einfiel. Gut war er nirgends, aber dafür umso ausdauernder. Da er nicht in die Footballmannschaft der Schule aufgenommen wurde, traf er sich mit anderen Jungen, die ebenfalls zu klein für die Auswahl waren, auf einem leeren Grundstück an der Broad Street in der Nähe seines Elternhauses zu wilden Footballspielen ohne Helm und Schutz-

polster. Als Kleinster unter Kleinen wurde er immer als Letzter gewählt, und obwohl er während des Spiels ständig zu Boden ging, führte er einen grossen Teil seines späteren Erfolgs im Leben darauf zurück.

«Es ist egal, wie oft man zu Boden geht», sagte er zu seiner Tochter Marilyn. «Entscheidend ist, wie oft man aufsteht.» In seinem letzten Schuljahr spielte er – ausgerechnet – Basketball, und zwar aufgrund schierer Willenskraft mit Auszeichnung. Darüber hinaus war er ein aussergewöhnlich kluger Kopf. Er schloss die Schule 1932 als Jahrgangsbester ab und hielt die Abschiedsrede seines Jahrgangs.

Als Student der Universität von Washington wollte er unbedingt Steuermann werden. Wie bei allem anderen, was er werden wollte, musste er erbittert darum kämpfen – in diesem Fall um den Platz im Heck eines Bootes von Al Ulbrickson. Ulbrickson stellte wie alle anderen schnell fest, dass Moch auf seinem Platz als Steuermann nur dann nicht ganz zufrieden wirkte, wenn er in Führung lag. Solange er ein anderes Boot vor sich sah, das es einzuholen und zu besiegen galt, brannte er förmlich. 1935 war Moch der Steuermann der Juniorauswahl, die mit Joe und dessen Sophomores um den Platz der ersten Mannschaft kämpften. Damals war er bei seinen Kameraden nicht beliebt. Er hatte einen anderen Jungen verdrängt, mit dem sie zwei Jahre lang gerudert hatten, deshalb verweigerten sie Moch zunächst den Gehorsam, auf den ein Steuermann angewiesen ist. Moch nahm sie dafür nur umso härter ran. «Es war anstrengend», sagte er später. «Die anderen mochten mich nicht. Ich habe von ihnen verlangt, dass sie besser rudern, und mir damit viele Feinde gemacht.» Unerbittlich trieb er seine Leute an. Für einen Mann seiner Grösse hatte er eine überraschend tiefe Baritonstimme. Wenn er damit Kommandos gab, wagte niemand zu widersprechen. Aber er hatte auch ein gutes Gespür dafür, wann seine Leute eine Pause brauchten, wann er ihnen schmeicheln

und wann er sie bitten musste und wann ein Witz angebracht war. Damit gewann er seine neuen Mannschaftskameraden nach und nach für sich.

Bobby Moch wusste, wie er seine Intelligenz gezielt einsetzen konnte. Ende der Saison 1936 sollte er einen Phi-Beta-Kappa-Schlüssel haben, den er wie Al Ulbrickson an einem Bändel um den Finger kreisen liess.

Ab Ende Februar verliess Ulbrickson der Aufstellung der Mannschaften – wen er in Boot eins, zwei oder drei platzierte – zunehmend mehr Gewicht. Joe war von Boot eins in Boot zwei versetzt worden. Am 20. Februar kamen die Boote zwei und drei bei schwerem Schneetreiben und beständigem Ostwind etwa gleichzeitig ins Ziel. Joes Hoffnungen stiegen. Doch eine Woche später versetzte Ulbrickson ihn in das dritte Boot.

Das Wetter war weiterhin scheusslich, aber die Jungs ruderten meist trotzdem. Tapfer ignorierten sie Kälte, Regen, Graupel und Schnee. Doch gab es Tage, an denen aufgrund des heftigen Windes auf dem See nicht mal daran zu denken war. Die Boote wären sonst vollgelaufen. Trotz des Wetters erzielten die besten Boote beim Zeitfahren immer noch gute Ergebnisse, die sich allerdings nicht so schnell verbesserten, wie Ulbrickson gehofft hatte. Noch hatte er keine Mannschaft gefunden, die den anderen deutlich überlegen war. Und die Kälte und die Tage, an denen man überhaupt nicht rudern konnte, zogen auch die Motivation der Jungs in Mitleidenschaft. «Zu viel Gejammer», notierte Ulbrickson am 29. Februar in seinem Tagebuch.

An einem besonders stürmischen Nachmittag Anfang März, an dem die Jungs trübsinnig im Bootshaus herumhingen, klopfte George Pocock Joe auf die Schulter und bat ihn, mit nach oben in die Werkstatt zu kommen. Er wolle einige Dinge mit ihm besprechen. In der Werkstatt beugte Pocock sich über ein umgedrehtes neues Boot und begann



den Rumpf zu lackieren. Joe zog sich einen Sägebock auf die andere Seite und setzte sich dem Bootsbauer gegenüber.

Pocock sagte zunächst, er habe Joe jetzt eine Weile beim Rudern beobachtet und er halte ihn für einen guten Ruderer. Einige technische Mängel seien ihm aufgefallen – Joe winkle die Arme beim Ruderschlag ein wenig zu früh an und tauche den Riemen nicht so sauber ins Wasser ein, wie es möglich wäre, wenn er die Hände genauso schnell bewegen würde, wie das Wasser am Boot entlangstrich. Aber darüber wolle er jetzt nicht sprechen.

Nein, Joe scheine manchmal zu denken, er sitze allein im Boot und müsse es ganz allein ins Ziel bringen. Wenn man aber mit dieser Vorstellung rudere, kämpfe man gegen das Wasser, statt es für sich arbeiten zu lassen. Schlimmer noch, man lasse sich von der Mannschaft nicht beim Rudern helfen.

Joe solle beim Rudern an eine Symphonie denken und sich als den Spieler eines Orchesters sehen. Wenn ein Spieler falsche Töne oder ein anderes Tempo spiele, sei natürlich das ganze Stück ruiniert. Genauso verhalte es sich beim Rudern. Wichtiger noch als die Kraft, die er beim Rudern einsetzte, sei, wie gut seine Bewegungen mit denen der anderen harmonierten. Man könne diese Harmonie aber nur herstellen, wenn man sich seinen Mannschaftskameraden öffnete. Die Mannschaft müsse Joe wichtig sein. Er müsse sich nicht nur für das Rudern, sondern auch für die Mannschaft engagieren, selbst wenn es ihm gefühlsmässig widerstreben würde.

Pocock machte eine Pause und sah Joe an. «Wenn du jemanden im Boot nicht magst, musst du lernen, ihn zu mögen. Du musst wollen, dass auch er das Rennen gewinnt, nicht nur du.»

Joe dürfe seine Chance nicht vertun. Pocock erinnerte ihn, dass er schon gelernt habe, über Schmerzen und Erschöpfung hinauszurudern und die Stimme zu ignorieren, die sagte, das sei unmöglich. Damit

könne er Dinge tun, die für die meisten Menschen unerreichbar seien. Und er schloss mit einer Bemerkung, die Joe nie vergessen sollte: «Wenn du lernst, den anderen Jungs wirklich zu vertrauen, Joe, wirst du eine Kraft in dir spüren, die weit über alles hinausgeht, das du bisher kennst. Manchmal wirst du das Gefühl haben, als wärest du von der Erde abgehoben und würdest unter den Sternen rudern.»

Der folgende Tag war ein Sonntag. Joe fuhr mit Joyce wie schon seit Längerem an jedem Wochenende zu dem Grundstück am See hinaus, auf dem sein Vater das neue Haus baute. Das Untergeschoss war fast fertig. Harry war mit den Kindern bereits dort eingezogen und arbeitete am oberen Stockwerk. Das Untergeschoss erinnerte mit seiner einen garagenähnlichen Tür und dem einen kleinen Fenster zum See hin mehr an eine Höhle als an ein Haus. Aber Harry hatte dort einen Holzofen installiert, deshalb war es drinnen wenigstens warm und trocken.

Den Vormittag verbrachten Joe und sein Vater damit, im prasselnden Regen Balken von der Strasse zur Baustelle zu transportieren und sie dort zur Ebene des Hauptstocks hochzuziehen. Joyce spielte drinnen mit den Kindern Karten und kochte auf dem Ofen Kakao und machte Karamellbonbons. Sie und Joe sorgten sich um die Kinder – sie hatten immer noch schwer mit dem Verlust der Mutter zu kämpfen. Weil Harry die ganze Zeit an dem Haus arbeitete, hatten sie auch niemanden, der sich um sie kümmerte. Sie träumten schlecht, Rose und Polly weinten oft, wenn sie allein waren, und sie gingen zwar alle weiter zur Schule, aber ihre Noten hatten sich verschlechtert. Joe hatte ihnen für jede Eins, die sie nach Hause brachten, zehn Cent versprochen, und Joyce überlegte, wie sie ihnen wenigstens in einigen Dingen die Mutter ersetzen konnte.

Am späten Nachmittag hatten Joe und sein Vater alles Holz an seinen Platz geschafft. Der Regen prasselte unvermindert weiter, und Har-



Joe vor Horrys neuem Hous am Lake Washington

ry machte Anstalten, nach drinnen zu gehen. «Ich komme gleich nach, Pop», rief Joe ihm nach. Dann ging er zu dem Steg vor Freds benachbartem Haus hinunter, blickte auf den grau und weiss wogenden See hinaus und dachte über die nächste Zukunft nach.

Die Ziellinie für die Pacific Coast Regatta im April war von hier nur anderthalb Kilometer entfernt. Würde er im ersten Boot sitzen, wenn es an diesem Steg vorbeifuhr? Wahrscheinlich nicht. Der Wind zerpte an ihm, Regen strömte ihm über das Gesicht. Aber es war ihm egal. Er startete das Wasser an und dachte an das, was Pocock am Vortag zu ihm gesagt hatte.

Er war in den vergangenen sechs Jahren beharrlich seinen eigenen Weg gegangen und hatte nur auf sich selbst vertraut. Deshalb flösste ihm nichts mehr Angst ein als die Vorstellung, sich von anderen abhängig zu machen. Die anderen liessen einen im Stich, liessen einen sitzen. Wenn man sich von ihnen abhängig machte, ihnen vertraute –

wurde man verletzt. Pocock dagegen hatte gemeint, er müsse mehr Vertrauen haben, sich mit den anderen abstimmen. Mit diesen Worten, die eine wichtige Wahrheit enthielten, musste er klarkommen.

Lange stand er auf dem Steg und blickte auf den See hinaus, ohne den Regen zu spüren. Gedanken gingen ihm durch den Kopf und verbanden sich mit anderen Überlegungen zu etwas Neuem. Als Musiker wusste er, was Harmonie war. Und er hatte mit Harry Secor zusammengearbeitet, um Königslachse im Dungeness zu fangen. Er hatte staunend zugesehen, wie Charlie McDonalds Pferde Fritz und Dick gemeinsam und mit perfekt abgestimmten Bewegungen wie ein einziges Tier riesige Pappelstämme gezogen hatten, als wären es Streichhölzer. Charlie hatte gesagt, sie würden ziehen, bis das Geschirr brach oder ihr Herz versagte. An der Felswand des Grand Coulee hatten Joe und die anderen Männer aufeinander aufgepasst und einander vor herabfallenden Steinen gewarnt. Abends und an den Wochenenden war er gemeinsam mit Johnny White und Chuck Day die B Street entlangflaniert, auf der Suche nach einem Abenteuer, ohne jeden Gedanken an Konkurrenz.

Joe drehte sich um und spähte durch den Regenschleier zu dem Haus hinauf, das sein Vater baute. Unmittelbar dahinter rumpelte auf den Gleisen, auf denen während des Rennens gegen Kalifornien der Aussichtszug fahren würde, ein Güterzug entlang. Im Haus waren die Kinder, Joyce und sein Vater unter einem Dach versammelt. Sie saßen in diesem Augenblick vor dem Feuer und warteten darauf, dass er hereinkam. Und wie er da im Regen stand, gerieten seine Gefühle in Bewegung – sie bewegten sich wie Noten auf Notenlinien, die sich zu neuen Melodiestücken und Themen ordneten.

Er kehrte in die warme Höhle zurück, die sein Vater gebaut hatte, trocknete sich die Haare, packte sein Banjo aus und zog einen Stuhl

vor den Ofen. Dann versammelte er die Kinder um sich und begann zu singen. Nacheinander fielen die Kinder, Joyce und Harry mit ein.

Am 19. März glaubte Al Ulbrickson die beste Mannschaft für die Olympiade gefunden zu haben. Sie lief auf seiner Tafel noch als zweites Boot, schob sich im Training aber mit zunehmender Regelmässigkeit am ersten Boot vorbei. Ulbrickson hatte seine Endauswahl in diesem Boot versammelt.

An den Bug setzte er Roger Morris, auf Platz zwei Chuck Day. Auf Platz drei sass ein Freshman von Tom Bolles aus dem Vorjahr, Gordy Adam, der Junge von der Milchfarm am Nooksack River oben in der Nähe der kanadischen Grenze. Gordy hatte eine Schule auf dem Land besucht, die nur aus zwei Klassenzimmern bestand, und war anschliessend auf die Mount Baker High School in der kleinen Stadt Deming gegangen. Dann hatte er fünf mörderische Monate lang im Beringmeer droben in Alaska Lachse gefischt, bis er genügend Geld für das Studium beisammenhatte. Er war ein stiller Mensch, so still, dass er beim Rennen gegen die Kalifornier im Vorjahr die ganzen zwei Meilen mit einem knochentiefen Schnitt im Daumen gerudert war, ohne etwas zu sagen. Wegen dieser Heldentat nannte Royal Brougham ihn jetzt Gordy «Courage» Adam.

Auf Platz vier setzte Ulbrickson den geschmeidigen, gutaussehenden Johnny White. Der grosse, langgliedrige Stub McMillin folgte auf Platz fünf, Shorty Hunt auf Platz sechs. Auf der Nummer sieben sass ein weiterer ehemaliger Freshman von Tom Bolles, Merton Hatch. Auch der Schlagmann kam aus dieser Mannschaft, Don Hume mit seinem Pokergesicht.

Es war ungewöhnlich, einen neunzehnjährigen Sophomore auf den so wichtigen Platz des Schlagmanns zu setzen, aber Hume war als Freshman ein so sensationell guter Schlagmann gewesen, dass viele meinten, er könnte der beste Schlagmann von Washington nach Ul-

brickson werden oder überhaupt der beste. Hume stammte aus Anacortes, damals ein betriebsamer Hafen der Holz- und Fischkonservenindustrie achtzig Kilometer nördlich von Seattle. In der Highschool war er Allroundsportler – ein Star in Football, Basketball und Leichtathletik – und ein guter Schüler. Ausserdem spielte er hervorragend Klavier. Er konnte von Swing bis Mendelssohn alles spielen, und wenn er sich ans Klavier setzte, versammelte sich immer eine Zuhörermenge um ihn. Infolge der Weltwirtschaftskrise verlor sein Vater seine Stelle in einer Papiermühle und zog auf der Suche nach Arbeit nach Olympia. Don blieb in Anacortes, wohnte bei Freunden der Familie und fand schliesslich Arbeit in einem Sägewerk.

Eines Tages, als er das gepflasterte Ufer des Kanals zwischen Anacortes und Guemes Island entlangging, entdeckte er ein herrenloses und halb zerfallenes, vier Meter langes Ruderboot. Er reparierte es, liess es zu Wasser und entdeckte seine Liebe zum Rudern. Nach dem Abschluss der Highschool ruderte er ein Jahr lang wie besessen – an Nebeltagen den Kanal hinauf und hinunter, an Sonnentagen längere Strecken zwischen den San Juan Islands. Als die Arbeit im Sägewerk zu Ende ging und er beschloss, zu seinen Eltern nach Olympia zu ziehen, ruderte er die ganze Strecke dorthin – eine sechstägige, fast hundertsechzig Kilometer lange Reise über das Wasser. Im darauffolgenden Herbst zog er nach Seattle, immatrikulierte sich an der Universität für Geologie im Hauptfach und suchte anschliessend sofort das Bootshaus auf. Dort stellten Tom Bolles und Al Ulbrickson schnell fest, was für einen Ausnahmesportler sie da bekommen hatten.

Hume ruderte mit fliessenden Bewegungen und mit der Präzision und Regelmässigkeit eines Metronoms. Er schien ein angeborenes Rhythmusgefühl zu besitzen. Darüber hinaus waren seine glänzende Technik, seine Zuverlässigkeit und sein unerschütterliches Selbstver-

trauen so offensichtlich, dass er die anderen Mannschaftsmitglieder gleichsam damit ansteckte und sie unabhängig von den Wasserbedingungen und dem Stand des Rennens keine Mühe hatten, seinen Rhythmus zu übernehmen. Hume war ihr Zentrum.

Am Heck von Ulbricksons Starboot sass natürlich Bobby Moch mit seinem Megafon.

Joe sass im dritten Boot. So wie es aussah, würde er auch dort bleiben. Bisher hatte er es nicht einmal in das mutmassliche Juniorboot geschafft, was hiess, er würde nicht am Rennen gegen Kalifornien und auch nicht an späteren Rennen teilnehmen. Doch dann, als er am 21. März ins Bootshaus kam und auf die Tafel sah, sass er plötzlich auf Platz sieben im zweiten Boot, nach allgemeiner Meinung dem Favoriten für die erste Mannschaft. Joe konnte es nicht glauben. Er wusste nicht, ob Pocock mit Ulbrickson gesprochen hatte, ob Merton Hatch irgendeinen schlimmen Fehler gemacht hatte oder ob Ulbrickson an diesem Tag einfach jemand anders auf Platz sieben brauchte. Was auch immer, dies war seine Chance.

Joe wusste, was er zu tun hatte, und es fiel ihm überraschend leicht. Von dem Moment an, an dem er an diesem Nachmittag ins Boot stieg, fühlte er sich wie zu Hause. Er mochte die Jungs. Gordy Adam und Don Hume kannte er zwar nicht gut, aber die beiden hiessen ihn freundlich willkommen. Sein ältester, zuverlässigster Freund aus dem Bootshaus, Roger Morris, der vorn am Bug sass, winkte und rief ihm über das ganze Boot zu: «He, Joe, hast du endlich das richtige Boot gefunden!» Auch seine Kumpel vom Grand Coulee, Chuck Day und Johnny White, sassern vorn. Und als er seine Schuhe am Stembrett fest schnallte und die Füsse in die Schuhe schob, sagte Stub McMillin fröhlich: «Okay, Jungs, jetzt fliegen wir gleich los.» Shorty Hunt klopfte ihm auf den Rücken und flüsterte: «Ich pass auf dich auf, Joe.»

Joe ruderte an diesem Tag so gut wie noch nie – er überliess sich ganz dem Rhythmus der anderen, wie Pocock ihm geraten hatte, und ruderte, als wäre er die Verlängerung des Mannes vor ihm und des Mannes hinter ihm. Er folgte Humes Schlag fehlerlos und gab ihn in einer fließenden Bewegung aus Muskeln und Holz an Shorty hinter ihm weiter. Joe fühlte sich wie ausgewechselt, wie durch einen Zauber verwandelt, so ähnlich wie damals als Freshman in der Nacht draussen auf dem Lake Union, als die Lichter der Stadt auf dem Wasser gefunktelt hatten und der Atem seiner Mannschaftskameraden gleichzeitig mit seinem in weissen Wölkchen in die dunkle, kalte Luft aufgestiegen war.

Als er in der Dämmerung nach dem Training aus dem Boot stieg, begriff er, dass diese Verwandlung nicht nur daran lag, dass er umzusetzen versuchte, was Pocock gesagt hatte, sondern auch daran, dass es ihm in dieser Mannschaft möglich war. Denn er vertraute ihr, darauf lief es letzten Endes hinaus. «Rantz und Hatch ausgetauscht, deutliche Verbesserung», notierte Ulbrickson in seinem Tagebuch.

Und das war noch eine ziemliche Untertreibung, wie sich herausstellte. Danach brauchte Ulbrickson keine Änderung mehr vorzunehmen. In den folgenden Tagen begann das Boot zu fliegen, wie Stub McMillin vorausgesagt hatte.

Am 22. März führte es vom Start bis zum Ziel vor den anderen Booten. Am 23. März gewann es in einem Rennen mit erstaunlichen sieben Längen Vorsprung, in einem anderen mit eindrucksvollen drei bis vier. Am Vormittag des 27. März siegte es während eines verspäteten heftigen Schneegestöbers mit drei Längen Vorsprung. Am Nachmittag desselben Tages erhöhte Don Hume die Schlagzahl während eines 2'000-Meter-Sprints auf mörderische vierzig. Die Jungs hinter ihm zogen fehlerlos mit, und wieder schoss ihr Boot deutlich vor den anderen über die Ziellinie. Am 28. März kürte Ulbrickson die Jungs offiziell zur ers-



ten Mannschaft. Der Presse wollte er es erst ein paar Tage später mitteilen, aber er hatte die Entscheidung seines Lebens getroffen. Mit dieser Mannschaft wollte er nach Berlin fahren.

Am Nachmittag taufte George Pocock persönlich das neue Boot, das die Jungs in den Qualifikationsrennen fahren sollten. Joe und seine Kameraden hielten das Boot hoch, Pocock goss eine geheimnisvolle Flüssigkeit über den Bug und rief: «Ich taufe dieses Boot auf den Namen *Husky Clipper*. Möge es in allen Gewässern, in denen es fährt, erfolgreich sein, vor allem in Berlin.» Die Jungs trugen das Boot die Rampe zum Wasser hinunter und rästelten naserümpfend darüber, nach was die seltsame Flüssigkeit am Bug roch. «Sauerkrautsaft», erklärte Pocock grinsend. «Um es schon mal an Deutschland zu gewöhnen.»

Am 4. April hielt Ulbrickson ein letztes Proberennen über drei Meilen ab, bevor er die für die Pacific Coast Regatta nominierten Mannschaften offiziell bekannt gab. Nach zwei Meilen erhöhte Bobby Moch die Schlagzahl auf zweiunddreissig und beließ sie dort. Der Rekord auf dieser Strecke lag damals bei 16:33,4 Minuten, aufgestellt von der ersten Mannschaft der Universität, die Joe 1934 von der Fähre aus beobachtet hatte. Jetzt schafften Joe und seine Mannschaft 16:20 Minuten. Nach dem Rennen sassen sie aufrecht da, atmeten normal und fühlten sich bestens. Sie schienen mit jeder neuen Fahrt in der *Husky Clipper* noch schneller zu werden.

Das hatte einen einfachen Grund. Die Jungs hatten einen mörderisch anstrengenden Auslesewettbewerb durchlaufen, und dabei hatte sich eine Art gemeinsamer Charakter herausgebildet: Sie beherrschten ihr Handwerk, sie waren zäh, und sie besaßen einen eisernen Willen, waren zugleich aber auch liebenswerte Menschen. Sie stammten alle aus einfachen Verhältnissen oder hatten in den harten Zeiten, in denen sie aufgewachsen waren, gelernt, sich zu bescheiden. Jeder hatte auf seine

Weise erfahren, dass in diesem Leben nichts selbstverständlich war, dass in der Welt Kräfte wirkten, die trotz ihrer Kondition, ihres guten Aussehens und ihrer Jugend stärker waren als sie. Die Herausforderungen, denen sie sich gestellt hatten, hatten sie Demut gelehrt, die Notwendigkeit, das eigene Ich dem Boot als Ganzem unterzuordnen, und Demut war das Tor, durch das sie jetzt gehen konnten, um gemeinsam etwas zu schaffen, das ihnen bisher noch nicht gelungen war.

Doch vor der Olympiaqualifikation in Princeton standen noch andere Herausforderungen, darunter zunächst die Pacific Coast Regatta gegen Kalifornien auf dem Lake Washington. Wenn sie dort alle drei Rennen gewannen, so Ulbricksons Überlegung, konnte er die Bürger von Seattle vielleicht davon überzeugen, im Juni wieder die Reise der Mannschaft nach Poughkeepsie zu den amerikanischen Meisterschaften zu finanzieren. Unabhängig vom Ausgang der Rennen dort würde er dann im Juli mit der ersten Mannschaft nach Princeton fahren. Wenn sie in Princeton siegten, fuhren sie nach Berlin. In Berlin mussten sie einen oder zwei Vorläufe bestehen, dann würden sie im Rennen um die Goldmedaille gegen die besten Mannschaften der Welt antreten. Die Herausforderung war gewaltig, aber jedes Mal wenn Al Ulbrickson seine neue erste Mannschaft beim Training beobachtete, wuchs seine Zuversicht, dass er es schaffen konnte.

In Berkeley blickte Ky Ebright womöglich noch optimistischer in die Zukunft als Al Ulbrickson, sowohl hinsichtlich der Regatta in Seattle wie seiner olympischen Aussichten. Er wusste ziemlich sicher von den 16:20, die Ulbricksons Mannschaft auf drei Meilen geschafft hatte, liess sich dadurch aber keineswegs entmutigen. Seine Jungs hatten in Oakland auf drei Meilen bereits sensationelle 15:34 Minuten hingelegt. Zwar waren sie mit der Gezeitenströmung gefahren, aber dafür auch

fast eine Minute schneller. Am 8. April veranstaltete er ein weiteres Zeitfahren, diesmal ohne Strömung. Seine erste Mannschaft schaffte 16:15 und war damit immer noch fünf Sekunden schneller als die von Ulbrickson. Um keine Selbstgefälligkeit aufkommen zu lassen, erlaubte er sich bei der Rückkehr der Mannschaft zum Steg lediglich ein brummiges «Heute ist es zur Abwechslung mal gut gelaufen». Doch insgeheim hatte er allen Grund, mit den Aussichten für 1936 zufrieden zu sein, und daran konnten auch die Nachrichten aus Seattle nichts ändern.

Aber er wollte nichts riskieren, deshalb setzte er alles daran, das olympische Jahr mit einem Sieg über Seattle zu eröffnen. Zu Anfang der Saison hatte er die Namen aller Ruderer auf Zettel geschrieben und die Zettel in einen Hut geworfen – die Namen der Sieger von Poughkeepsie genauso wie die der anderen Sophomore-, Junior- und Senior-kandidaten. Dann hatte er die Zettel nacheinander herausgezogen und damit seine ersten Mannschaften zusammengestellt. Keiner sollte sich darauf verlassen können, dass Erfolge in der Vergangenheit ihm einen Platz in der ersten Mannschaft sicherten. Der Platz musste erst verdient werden.

Seit damals hatte sich alles aufs Schönste entwickelt. Aufgrund der ewigen kalifornischen Sonne hatte er seinen Trainingsplan genau einhalten können. Höhepunkt waren eine Reihe von Rennen über drei Meilen gewesen. Jetzt waren seine Jungs bestens vorbereitet und in Topform. Auf kürzeren Strecken hatten sie genauso gut abgeschnitten. Damit war er hervorragend für die längeren Distanzen in Washington und Poughkeepsie und die kürzeren bei der Olympiaqualifikation und in Berlin aufgestellt.

In den vergangenen Wochen hatte er eine Tradition aufgegriffen, die er seit seinem Olympiasieg 1932 vor grossen Rennen pflegte – den Trainingstisch der ersten Mannschaften. Wer sich in die beiden besten

Mannschaften hochgearbeitet hatte, konnte mit seinen Mannschaftskameraden in der Stephens Union auf dem Campus von Berkeley kostenlos zu Abend essen. Angesichts der harten Zeiten bedeutete das für die Jungs einen starken Anreiz, es in eine der beiden Mannschaften zu schaffen. Ebright konnte im Gegenzug den Nährwert der Mahlzeiten kontrollieren, die seine Jungs zu sich nahmen. Serviert wurde herzhaftes Kost, besonders reich an Proteinen und Kalzium. An den meisten Abenden gab es deshalb grosse, saftige Steaks und nach Herzenslust Milch.

Für einen solchen Tisch stand in Seattle kein Geld zur Verfügung. Doch Ulbrickson legte genauso wie Ebright Wert darauf, dass seine Jungs gut genährt in die Rennsaison gingen. Seine Diät schmeckte allerdings deutlich schlechter. Jeden Nachmittag mussten die Jungs ein Glas mit einer rosafarbenen, nach Kreide schmeckenden Kalziumlösung schlucken und dann noch ein Glas mit Knox Sparkling Gelatine. Die Gelatine rutschte je nachdem, wie und wann man sie angesetzt hatte, nicht immer gut hinunter. Man musste sie möglichst rasch schlucken, bevor sie fest wurde und einem im Hals stecken blieb.

Am späten Nachmittag des 14. April trafen Ky Ebright und seine Jungs in Seattle ein und stiegen im Edmond Meany Hotel ab. Am Vormittag hatte Ulbrickson seine Jungs noch einmal aufs Wasser geschickt. Seit 1932, als Kalifornien Washington mit achtzehn Längen besiegt und Washington es kaum über die Ziellinie geschafft hatte, ohne zu sinken, hatte keine Mannschaft mehr bei so rauem Seegang gerudert.

Doch als die Kalifornier am Mittwochmorgen zum Montlake Cut kamen, brannte die Sonne auf sie nieder, und das Wasser war spiegelglatt. Die Landesmeister aus Kalifornien boten einen einschüchternden Anblick, als sie ihre Boote über die Rampe zum Wasser hinuntertrugen. Staunend stellten Reporter aus Seattle fest, wie sonnengebräunt sie im Vergleich zu den bleichen Jungs aus Washington waren. Und

wenn einer der auf der Rampe versammelten Reporter noch daran ge-  
zweifelt hatte, ob Ky Ebright das Rennen gegen Washington ernst  
nahm, wurden diese Zweifel jetzt widerlegt. Ebright schnallte sich  
selbst ein Megafon um, setzte sich im Boot seiner ersten Mannschaft  
auf den Platz des Steuermanns und erteilte seine Kommandos. Der  
Achter verschwand zu einem langen 8-Meilen-Training, sodass der  
Trainerstab von Washington nicht zusehen konnte.

Weder Ulbrickson noch Ebright veranstalteten an den folgenden  
beiden Tagen Zeitfahrten, oder falls doch, behielten sie die Ergebnisse  
für sich. Beide Trainer äusserten sich wie üblich düster über die Chan-  
cen ihrer Mannschaften. Ebright klagte, mit seiner ersten Mannschaft  
sei kein Staat zu machen – «guter Durchschnitt», nannte er sie. Ulbrick-  
son jammerte noch heftiger, nannte die kalifornischen Bären die ein-  
deutigen Favoriten und meinte, das schlechte Wetter habe die Huskies  
in diesem Jahr stark behindert. Er schloss mit einer Lüge: «Die Jungs  
sind nichts Besonderes.»

Samstag, der 18. April, war ein schöner Tag, um einem Ruderrennen  
zuzusehen, aber ein schwerer Tag, um ein solches Rennen zu bestrei-  
ten. Der Himmel war makellos blau, die Temperatur würde zu Beginn  
der Rennen wohl auf über zwanzig Grad steigen. Am späteren Vormit-  
tag kräuselte ein warmer Luftstrom aus Süden die blaue Oberfläche des  
Sees. Bei einem solchen Wetter würden sich die Zuschauer scharen-  
weise am Nordufer des Sees einfinden.

Joe hatte eine Idee gehabt, wie sie dort, wo sein Vater jetzt wohnte,  
von diesen Scharen profitieren konnten. Er und Harry hatten fünfzig  
Kilo ungeschälte Erdnüsse in Jutesäcken gekauft. Am Abend zuvor wa-  
ren Joyce, Harry, Rose, Mike, Polly und Harry junior lange aufgeblie-  
ben und hatten die Erdnüsse in Papiertüten gefüllt, die sie an die Fans

verkaufen wollten. Hunderte von Papiertüten standen bereit, und sobald am frühen Nachmittag die ersten Zuschauer auftauchten, schwärmten Joyce und die Kinder am Ufer aus und boten die Erdnüsse für zehn Cent die Tüte an.

Wie 1934 fuhr um Punkt ein Uhr eine Fähre – diesmal die MS *Chippewa* – mit Studenten und der Blaskapelle der Universität vom Oceanographic Dock ab. Die *Chippewa* war ein sehr elegantes Schiff für eine Fähre und kam vielen Passagieren vor wie ein Nordatlantik-Liner. Der Hauptgästeraum war mit Mahagoni getäfelt, es gab einen Raucher-salon für die Herren, einen Salon für die Damen, eine vollausgestattete Kombüse, mit rotem Leder bezogene Polstersitze und vorn einen verglasten Panoramaraum. Das Schiff wurde oft für Mondscheinfahrten gechartert, bei denen durch eine ausgeklügelte Lautsprecheranlage Livemusik vom Panoramaraum auf das ganze Schiff übertragen wurde. Die Blaskapelle nahm dort Aufstellung, schaltete die Mikrofone ein und begann Tanzmusik zu spielen.

Die *Chippewa* fuhr den See hinauf nach Norden, zur Ziellinie am Sheridan Beach. Ein Kreuzer der Marine und fast vierhundert weitere Schiffe, die purpurrot-goldene Wimpel aufgezogen hatten, waren in derselben Richtung unterwegs. Der Südwind hatte inzwischen deutlich aufgefrischt, und am Nordende des Sees, wo der Wind das Wasser gegen das Ufer trieb, zeigten sich erste Schaumkronen.

Um Viertel nach zwei verliess ein Aussichtszug den Universitätsbahnhof und fuhr zur 125th Street, auf deren Höhe das 2-Meilen-Rennen der Freshmen starten würde. Entlang der Rennstrecke hatte sich inzwischen die grösste Zuschauermenge versammelt, die je zu einem Ruderrennen im Nordwesten gekommen war.

Tom Bolles begleitete seine Mannschaft im Trainerboot zur Startlinie. Er glaubte, wieder eine aussergewöhnliche Mannschaft gefunden

zu haben, doch wie jeder Freshman-Trainer konnte er die Fähigkeiten seiner Jungs erst dann zuverlässig beurteilen, wenn sie ein Rennen gegen einen wichtigen Rivalen führen.

Sie enttäuschten ihn nicht. Als das Rennen pünktlich um drei begann, sah es zunächst aus, als würde es knapp werden. Kalifornien ging mit einem Vorsprung vom Start weg, aber die Wetterbedingungen machten das Rudern zu einer kraftraubenden Angelegenheit. Die Wellen kamen von der Seite und drohten ständig, die Boote umzuwerfen. Ausserdem bestand die Gefahr, mit dem Ruderblatt nur durch die Luft zwischen den Wellen zu fahren oder zu tief in eine Welle einzutauchen und «einen Krebs zu fangen». Nach einer Viertelmeile passierte dem Mann auf Platz sieben des kalifornischen Bootes genau das, und alle vier Ruder auf der Steuerbordseite mussten sich neu ordnen und blieben dabei fast stehen. Kaum war der Rhythmus wiederhergestellt, passierte dem Mann auf Platz drei dasselbe. Washington hatte sich unterdessen einen deutlichen Vorsprung verschafft, den es im Folgenden noch ausbaute. Die Mannschaft überquerte die Ziellinie mit viereinhalb Bootslängen Vorsprung in der offiziellen Zeit von 10:11,2 Minuten. Das hätte den von Joe und seinen Kameraden 1934 aufgestellten Streckenrekord von 11:24,8 um mehr als eine Minute unterboten. Vier andere, inoffizielle Zeitnehmer stoppten allerdings eine plausiblere Zeit von 10:42, woraufhin die offizielle Zeit berichtigt wurde. Doch auch so handelte es sich noch um einen spektakulären neuen Rekord, und Tom Bolles blieb auf dem Lake Washington weiterhin unbesiegt. Noch vor Tagesende hatte sich das Ergebnis bei den Universitäten an der Ostküste herumgesprochen, vor allem in Harvard. Bolles' Tage in Washington waren gezählt.

Das Juniorrennen begann um 15.45 Uhr und war im Grunde nach hundert Metern schon vorbei. Vier Jungs in dem Boot aus Washington stammten aus Joes alter Mannschaft vom Vorjahr: Bud Schacht, Geor-

ge Lund, Delos Schoch und Chuck Hartman. Sie wussten genau, wie man in rauem Wasser ruderte und wie man gewann. Gleich nach dem Start gingen sie mühelos in Führung, die bei jeder Viertel-Meilen-Boje grösser wurde, bis sie die Ziellinie mit fast sechs Längen Vorsprung vor Kalifornien überquerten. Mit ihrer Zeit von 16:14,2 unterboten sie den von Kalifornien aufgestellten Rekord um fast eine ganze Minute.

Auf dem Steg vor Fred Rantz' Haus sassen Harry, seine Kinder und Joyce, futterten Erdnüsse und warfen die Schalen in den See. Der Verkauf am Vormittag war enttäuschend gewesen, und sie würden noch lange Zeit Erdnüsse essen müssen. Harry spähte mit einem Fernglas über den See in Richtung Sand Point. Das gebrauchte Philco-Radio im Haus – ein Luxus, den er sich eigens zu diesem Anlass geleistet hatte – war voll aufgedreht, damit sie hörten, wenn NBC das Rennen der ersten Mannschaften auf KOMO übertrug.

Joyce liess die Beine baumeln und blickte auf die im Wasser treibenden Erdnusschalen. Am Nordende des Sees kreiste über der Ziellinie ein silbernes Flugzeug. Joyce war nervös.

Am frühen Morgen hatte sie Joe die Haare geschnitten, ein monatliches Ritual, auf das sie sich immer freute. Joe hatte mit einem Handtuch um den Hals in seinem kleinen Zimmer im YMCA auf einem Stuhl gesessen. Sie konnte ihm dann ganz nahe sein und ungestört mit ihm plaudern, ohne dass jemand zusah oder mithörte. Auch Joe war bei dieser Gelegenheit immer gut gelaunt und entspannt.

Doch als sie an diesem Morgen seine blonden Haare mit Hilfe eines Kamms genau in der Länge der Igelfrisur abgeschnitten hatte, die Joe am liebsten mochte, war er sehr unruhig gewesen. Nach einer Weile hatte sie ihn nach dem Grund gefragt. Er hatte gezögert und immer wieder nach Worten gesucht, wie sie sich später erinnerte, aber der Kern seiner Aussage war gewesen, dass diesmal etwas anders war. Er



konnte es selbst nicht genau erklären, aber er wollte seine Kameraden auf keinen Fall enttäuschen.

Um Viertel nach vier paddelten die beiden ersten Mannschaften zur Startlinie, und NBC Red Network ging mit einem Bericht über die letzten Minuten vor dem Rennen landesweit auf Sendung. Der Rückenwind hatte weiter aufgefrischt, wühlte den See auf und trieb noch höhere, schaubekrönte Wellen ans nördliche Ende. Die bisher auf der Strecke gefahrenen vier Boote hatten alle früheren Streckenrekorde eingestellt, auch die Verlierer. Der Wind fing sich in den langen, aufrechten Oberkörpern der Ruderer wie in Segeln und trieb die Boote vor sich her. Von daher stand fest, dass auch der Rekord über die lange Strecke fallen würde, wenn nicht eine unvorhergesehene Katastrophe passierte. An der Startlinie hüpfte die *Husky Clipper* auf und ab. Roger Morris und Gordy Adam hatten ihre liebe Mühe, den Bug des Bootes trotz der von der Seite herandrängenden Wellen nach Norden auszurichten. Bobby senkte die Hand zum Zeichen, dass seine Mannschaft startklar war. Drüben im Boot der Kalifornier tat Steuermann Tommy Maxwell dasselbe.

Die Trainerboote lagen im Leerlauf tuckernd hinter den beiden Achtern. Al Ulbrickson und Ky Ebright waren sehr aufgeregt. Sie wussten nicht genau, mit was für einem Gegner sie es zu tun hatten. Beide hatten ausgezeichnete Mannschaften, unklar war nur, ob das auch für ihren jeweiligen Gegner galt. Die Jungs im kalifornischen Boot brachten zusammen 778,5 Kilo auf die Waage, die im Boot aus Washington 780,5, nur zwei Kilo mehr. Beide Boote waren mit einem fähigen Steuermann und starken, erfahrenen Ruderern besetzt und entsprachen dem neuesten Stand der Technik – es handelte sich um Pockocks letzte und beste Boote, stromlinienförmige Gebilde aus Red Cedar, die *Husky Clipper* und die *California Clipper*. Beide waren neunzehn Meter lang und in

etwa gleich schwer. Beide hatten knapp vier Millimeter dicke Bootshäute aus Red Cedar, elegante Waschborde aus dem Holz des Abendländischen Lebensbaums, Spanten aus Esche, Dollborde aus Sitkafichte und vorne und hinten Decks aus mit Lack imprägnierter Seide. Am wichtigsten aber war bei beiden die für Pocock typische Krümmung, die die Boote im Wasser temperamentvoll und lebendig machte. Einen Vorteil für einen der beiden Mannschaften konnte man hier nicht erkennen. Es kam ausschliesslich darauf an, wer besser ruderte und die besseren Nerven hatte.

Als der Starter «Los!» brüllte, schossen beide Boote los wie nervöse Rennpferde, die man zu lange in der Startbox festgehalten hatte. Beide Mannschaften gingen sofort auf eine hohe Schlagzahl von fünf- bis sechsunddreissig. Im kalifornischen Boot trieb der hünenhafte Schlagmann Gene Berkenkamp, gegen den Washington im Vorjahr in Poughkeepsie und Long Beach so katastrophal verloren hatte, seine Mannschaft an und konnte eine kleine Führung herausholen.

Eine Dreiviertelmeile lang droschen beide Mannschaften wütend im Gleichtakt auf das kabbelige Wasser ein. Don Hume im Boot von Washington ruderte dieselbe Schlagzahl wie Berkenkamp, konnte den Vorsprung aber nicht verringern.

Da setzte Bobby Moch seinen Verstand ein und fällte eine Entscheidung, die zwar jedem Gefühl widersprach, aber trotzdem klug und richtig war, wie er wusste. Da ihr Gegner seinen Vorsprung mit einer Schlagzahl um fünfunddreissig behauptete, wies er Hume an, die Schlagzahl zu senken. Hume ging auf neunundzwanzig zurück.

Fast sofort fanden die Jungs aus Washington zu ihrem Swing. Don Hume machte es mit gewaltigen, fliessenden Ruderschlägen vor, Joe und der Rest fielen in seinen Rhythmus ein. Ganz langsam, Sitz für

Sitz, begann die *Husky Clipper* aufzuholen. An der 1-Meilen-Markierung lagen beide Boote gleichauf, und Washington stand im Begriff, sich weiter vorzuschieben.

Tommy Maxwell im Boot der Kalifornier sah erschrocken zu den Rivalen hinüber und befahl sofort: «Zehn Schläge volle Kraft!» Bobby Moch hörte ihn und erwiderte seinen Blick kurz, liess sich aber nicht provozieren. Gene Berkenkamp und die anderen Kalifornier legten sich ins Zeug, doch Bobby Moch sass nur unbewegt da, fixierte Don Hume und befahl ihm, die neunundzwanzig zu halten. Als die Kalifornier die zehn extrastarken Ruderschläge ausgeführt hatten, hatten sie kaum aufgeholt.

Den Wind im Gesicht, flogen die beiden Mannschaften förmlich über die Rennstrecke. Die Gischt brach über den Bug ihrer Boote, während sie von Welle zu Welle hüpfen und die Ruderblätter durch das unruhige Wasser schnitten. Kalifornien hatte die Schlagzahl auf zweiunddreissig und nach den zehn extrastarken Schlägen auf einunddreissig gesenkt, aber das mit neunundzwanzig fahrende Boot aus Washington blieb trotzdem in Führung. Tommy Maxwell verlangte noch einmal zehn Extraschläge. Wieder hielt Bobby Moch sich zurück und reagierte nicht auf die Herausforderung, und wieder konnte Washington den Vorsprung halten. Der Bug der *Husky Clipper* war dem Bug der *California Clipper* jetzt etwa zweieinhalb Meter voraus.

Kurz vor der 2-Meilen-Boje geriet das kalifornische Boot kurz ins Schlingern, wenig später passierte dasselbe noch einmal. Zweimal hatten zwei Jungs auf der Steuerbordseite Schwierigkeiten, die Ruderblätter aus dem Wasser zu heben, und beide Male fielen sie aus dem Rhythmus und verlangsamten das Boot. Washington baute seinen Vorsprung auf eine drei viertel Bootslänge aus. Tommy Maxwell verlangte mehr Tempo, und Berkenkamp erhöhte die Schlagzahl wieder auf fünf- und dann sechsunddreissig. Bobby Moch ignorierte ihn weiter.

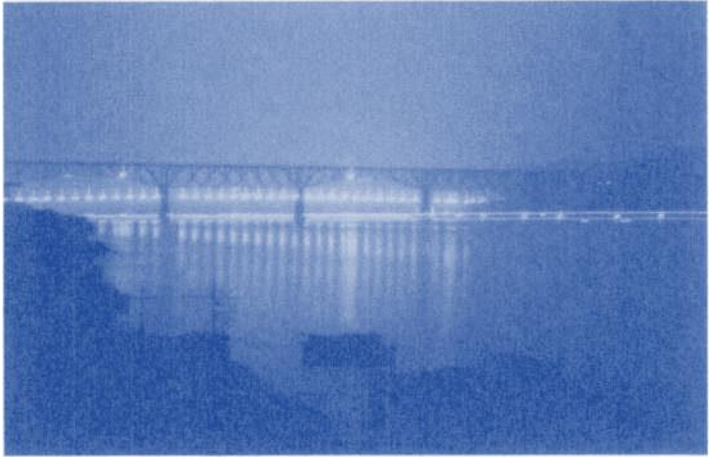
Dann endlich, eine halbe Meile vor dem Ziel, befahl Moch Hume, Gas zu geben. Er erhöhte auf zweiunddreissig, höher wagte er bei dem kabbeligen Wasser nicht zu gehen, und es war auch gar nicht notwendig. Die *Husky Clipper* tat einen Satz nach vorn, wie George Varnell am folgenden Tag in der *Seattle Times* berichtete, «als wäre sie ein lebendiges Wesen». Der Abstand zur *California Clipper* wuchs, und die Jungs legten einen Spurt hin, wie man ihn auf dem See noch nicht gesehen hatte. Die letzten paar Hundert Meter flogen sie förmlich über das Wasser, acht straff gespannte Körper, die wie Pendel perfekt synchron vor- und zurückschwangen. Die weissen Ruderblätter blitzten auf wie Flügel von in Formation fliegenden Seevögeln. Mit jedem perfekt ausgeführten Ruderschlag wuchs der Abstand zwischen ihnen und den allmählich erschöpften Kaliforniern. In den über der Rennstrecke kreisenden Flugzeugen hatten die Pressefotografen Mühe, beide Boote auf ein Bild zu bekommen. Hunderte von Bootspfeifen schrillten, die Lokomotive des Aussichtszugs piff, die Studenten auf der *Chippewa* brüllten. Unter dem Jubel der am Sheridan Beach versammelten vielen Tausend Zuschauer überquerte die *Husky Clipper* mit drei Längen Vorsprung vor der *California Clipper* die Ziellinie.

Die Mannschaft aus Kalifornien gab trotzdem ihr Äusserstes. Erneut Überboten beide Mannschaften den bisherigen Streckenrekord, Washington mit 15:56,4 allerdings noch viel deutlicher um eindrucksvolle siebenunddreissig Sekunden.

Al Ulbrickson sass stumm im Trainerboot und hörte die Kapelle auf der *Chippewa* «Bow Down to Washington» spielen. Während seine Jungs zum Boot der Kalifornier hinüberpaddelten und deren Trikots einsammelten, jagten sich in seinem Kopf die Gedanken. Seine Mannschaft hatte eine hervorragende kalifornische Mannschaft geschlagen, den amtierenden amerikanischen Meister, und das unter schwierigen

Bedingungen. Sie hatte «besser gerudert als je zuvor», sollte er später am Nachmittag selbst zu Reportern sagen. Damit stand fest, dass es sich um eine in jeder Beziehung aussergewöhnliche Mannschaft handelte, aber noch konnte niemand sagen, ob der Zauber anhalten würde. Zweimal hatten seine ersten Mannschaften in der Pacific Coast Regatta die von Ebricht geschlagen und dann in Poughkeepsie verloren. Das konnte auch diesmal passieren. Und in diesem Jahr standen nach Poughkeepsie gleich die Olympiaqualifikationen an, ganz zu schweigen von dem, was danach kam.

Ulbrickson liess sich nicht zu Begeisterungstürmen hinreissen. Die Sonntagszeitungen von Seattle dagegen waren voll mit den wildesten Spekulationen über Berlin. Viele aufmerksame Beobachter meinten, mehr gesehen zu haben als nur ein gutes Rennen. Clarence Dirks, der für die *Seattle Times* schrieb und nicht vor ungewöhnlichen Vergleichen zurückschreckte, drückte es als Erster aus: «Man könnte gar nicht einzelne Mitglieder der Mannschaft hervorheben, genauso wenig wie man aus einem schön komponierten Lied einzelne Noten herausnehmen könnte. Alle verschmolzen zu einer reibungslos funktionierenden Maschine, ihre Bewegungen waren wie ein Gedicht, eine Symphonie hin und her schwingender Ruderblätter.»



Poughkeepsie bei Nacht

## Kapitel 14

*In einer Mannschaft, die das Format zum Meister hat, müssen alle einander bedingungslos vertrauen. Sie müssen sich dem Rudern vollkommen hingeben können in der Gewissheit, dass die anderen dasselbe tun... Bei den Rudern der Mannschaft von 1936 mit Hume als Schlagmann war es so. In absolutem Vertrauen aufeinander tauchten sie die Riemen ins Wasser, zogen durch und rollten zum nächsten Ruderschlag lautlos wieder nach vorn, während das Boot kaum wahrnehmbar langsamer wurde. Sie sind ein klassisches Beispiel für das Achterrudern in höchster Vollendung.*

- George Yeoman Pocock

Zwei Tage später, am 20. April, wurde Hitler siebenundvierzig. In Berlin hatten sich Tausende von Feiernden versammelt und sahen zu, wie der Führer eine Parade abnahm. Über fünfzehnhundert Panzer, Panzerkraftwagen und Geschütze rumpelten durch den Tiergarten. Die Zuschauermenge entlang der Charlottenburger Chaussee war so gross, dass die Menschen in den hinteren Reihen nur mit Hilfe von Leihperiskopen sehen konnten, was vorne geschah. Goebbels' kleine Töchter in langen weissen Kleidern und mit weissen Stirnbändern überreichten

Hitler einen Blumenstrauss. Der Reichsbund der Deutschen Beamten schenkte ihm ein Exemplar von *Mein Kampf*. Der Text war in einer mittelalterlichen Schrift von Hand auf Pergament geschrieben worden, und das Buch wog zusammen mit den eisernen Einbanddeckeln über fünfunddreissig Kilo.

Einen Monat zuvor jedoch hatte Hitler ein noch viel grösseres Geschenk erhalten, und zwar von Menschen, die bald seine Todfeinde sein sollten. Am Morgen des 7. März waren dreissigtausend deutsche Soldaten in das entmilitarisierte Rheinland einmarschiert, ein klarer Bruch des Versailler Vertrags und der Verträge von Locarno, die auch Deutschland unterzeichnet hatte. Es war die bei Weitem grösste Provokation, die Hitler sich bisher geleistet hatte, ein Vabanquespiel und ein grosser Schritt in Richtung der Katastrophe, die bald die ganze Welt erfassen sollte.

Zwei Tage lang warteten Hitler, Goebbels und die restliche NS-Führungsriege bang auf die Reaktion des Auslands. Sie wussten, dass Deutschland für einen Krieg gegen Frankreich oder Grossbritannien noch nicht gerüstet war, schon gar nicht gegen beide Länder zugleich. Diese achtundvierzig Stunden waren laut späteren Äusserungen Hitlers «die aufregendste Zeitspanne» seines Lebens.

Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Der britische Ausenminister Anthony Eden erklärte zwar, er bedaure den Vorfall zutiefst, ermahnte die Franzosen aber zur Zurückhaltung. Also geschah nichts. Goebbels notierte erleichtert: «Der Führer ist masslos glücklich ... England bleibt passiv. Frankreich handelt nicht allein, Italien ist enttäuscht und Amerika uninteressiert.»

Hitler wusste jetzt, dass er bei den westlichen Mächten auf keinen entschlossenen Widerstand stossen würde. Trotzdem zeitigte die Besetzung des Rheinlands Konsequenzen. Zwar erfolgte keine militärische Reaktion, aber dafür kam es in vielen ausländischen Hauptstädten zu einem empörten Aufschrei in der Presse. Immer mehr Menschen in



Europa und den Vereinigten Staaten sprachen von Deutschland wieder, wie sie es schon im Ersten Weltkrieg getan hatten, [als einer Nation von «Hunnen»](#), [von gesetzbaren Barbaren](#). Hitler war sich bewusst, dass der Westen viel eher dazu bereit war, gegen ein Land von Barbaren mobilzumachen als gegen ein zivilisiertes Land. Er musste dringend etwas für sein Image tun – nicht zu Hause, wo die Besetzung des Rheinlands auf grosse Zustimmung stiess, sondern in London, Paris und New York.

Die NS-Führung war überzeugt, dass die Olympischen Spiele im August die perfekte Gelegenheit für eine entsprechende Maskerade boten. Deutschland wollte sich dem Ausland als sauberes, tüchtiges, modernes, technisch innovatives, kultiviertes, dynamisches, vernünftiges und gastfreundliches Land präsentieren. Tausende von Deutschen – vom Strassenkehrer bis zum Hotelier und Verwaltungsbeamten – sollten mit vollem Einsatz dafür sorgen, dass die Welt Deutschland von seiner besten Seite kennenlernte.

Im Propagandaministerium ging Goebbels daran, in der deutschen Presse eine zweite Wirklichkeit zu erschaffen. Er säuberte sie vorübergehend von antisemitischen Äusserungen und liess ausgiebig über die angeblich friedlichen Absichten der Deutschen berichten. Deutschland sollte als Land verherrlicht werden, das alle Völker der Erde bei sich willkommen hiess. In den luxuriösen neuen Büros in den Kopieranstalten der Geyer-Werke im Süden Berlins begann Leni Riefenstahl mit den Vorbereitungen für ihren Film *Olympia*. Die Regierung hatte ihr zu diesem Zweck über das Propagandaministerium heimlich 2,8 Millionen Reichsmark zukommen lassen. Durch die Geheimhaltung sollte verhindert werden, dass das Internationale Olympische Komitee von der Quelle der Gelder für den Film erfuhr. Riefenstahl behauptete zeit ihres Lebens, es habe sich um einen ausschliesslich nach künstlerischen Gesichtspunkten gedrehten Dokumentarfilm gehandelt. In Wirklich-

keit war *Olympia* von Anfang an ein politisches und ideologisches Machwerk.

Indem Riefenstahl bewusst Bilder voller Anmut, Schönheit und jugendlicher Kraft mit der Ikonografie und Ideologie der Nazis verband, stellte sie den neuen deutschen Staat geschickt als Ideal dar, als das vollkommene Ergebnis einer hochkultivierten Zivilisation, die direkt von den alten Griechen abstammte. Der Film spiegelte den noch im Werden begriffenen, aber schon zunehmend bizarren NS-Mythos nicht nur, sondern formte ihn auch in vieler Hinsicht.

Nach dem Dreifachsieg über Kalifornien auf dem Lake Washington gab Al Ulbrickson seinen Jungs zwei Wochen frei, in denen sie ihr Studium vorantreiben und ihre persönlichen Angelegenheiten regeln sollten, bevor dann die Endphase für Berlin anließ. Wenn sie nach Poughkeepsie aufbrachen, erinnerte Ulbrickson sie, kehrten sie, wenn alles gut ging, womöglich erst im September nach Seattle zurück. Es gab viel zu tun.

Am 4. Mai fanden sich alle wieder zum Training im Bootshaus ein. Ulbrickson liess es langsam angehen und feilte an einigen letzten technischen Feinheiten. In den ersten Tagen auf dem Wasser ruderten sie noch holprig. Doch dann fanden sie ihren Swing, und sofort begannen sie die anderen Boote wieder zu überholen. Am 18. Mai freilich überschattete eine akademische Beinahkatastrophe das Training. Ulbrickson erfuhr, dass vier seiner Jungs trotz der zweiwöchigen Pause mit ihrem Studium so sehr im Rückstand waren, dass ihnen in wenigen Tagen der Ausschluss drohte. Er tobte. Im Januar hatte er die Jungs noch gewarnt: «Wir können uns keine säumigen Studenten leisten ... wer nicht mitzieht, scheidet aus, so einfach ist das.» Jetzt zitierte er Chuck Day, Stub McMillin, Don Hume und Shorty Hunt in sein Büro, knallte die Tür zu und machte ihnen die Hölle heiss. «Ihr mögt die bes-

ten Ruderer des Landes sein, aber ihr nützt dieser Mannschaft überhaupt nichts, wenn ihr nicht ab sofort mehr Arbeit in eure Seminare investiert... Das heisst studieren!» Ulbrickson schäumte immer noch, als die Jungs aus seinem Büro schlichen. Auf einmal stand alles wieder auf der Kippe. Die meisten mussten nur einige überfällige Arbeiten abgeben, aber Don Hume musste in einer Abschlussprüfung eine Eins schreiben, um sich zu qualifizieren. Und wenn es einen gab, auf den Ulbrickson nicht verzichten konnte, dann war das Don Hume.

Trotzdem hatten die Jungs die Zeit ihres Lebens. Ob auf dem Wasser oder an Land, sie waren jetzt fast immer zusammen. Sie assen zusammen, lernten zusammen und spielten zusammen. Die meisten waren in den Varsity Boat Club eingetreten und wohnten in dem Haus, das der Club in der Seventeenth Avenue gemietet hatte, nur einen Block nördlich des Campus. Joe selbst wohnte weiter im Keller des YMCA. An den Wochenenden versammelten sie sich abends um das alte Klavier im Aufenthaltsraum des Clubs. Don Hume spielte dann stundenlang Jazz, Schlager, Blues und Ragtime, und die anderen sangen dazu. Manchmal holte Roger Morris noch sein Saxophon oder Johnny White seine Violine. Und fast immer holte Joe sein Banjo oder seine Gitarre und spielte ebenfalls. Niemandem wäre es auch nur im Traum eingefallen, ihn dafür auszulachen.

Don Hume schrieb seine Eins, und die anderen reichten die ausstehenden Arbeiten nach. Und Ende Mai fuhren sie auf dem See wieder fantastische Zeiten. Am 6. Juni veranstaltete Ulbrickson mit der ersten und der Juniormannschaft ein letztes 4-Meilen-Zeitfahren. Bobby Moch wies er an, auf den ersten beiden Meilen hinter den Junioren zurückzubleiben. Doch die erste Mannschaft schaffte es einfach nicht, hinter den ebenfalls sehr guten Junioren zurückzubleiben, obwohl sie nur mit gemächlichen sechszwanzig ruderte. Allein mit ihren lan-

gen, langsamen Ruderschlägen schob sie sich ständig wieder nach vorn. Als Moch seine Leute auf der letzten Meile dann endlich von der Leine liess, explodierten sie und gingen mit einem Vorsprung von sieben Bootslängen durchs Ziel.

Ulbrickson hatte genug gesehen. Das nächste Training würde auf dem Hudson stattfinden. Er wies die Jungs an, ihre Sachen zu packen. Sie sollten auch gleich eine mögliche Reise nach Berlin einrechnen.

Am selben Abend stiegen in Berkeley Ky Ebright und seine Mannschaften in einen Zug in Richtung Poughkeepsie. Ebright verbreitete Pessimismus. Auf die Frage, ob er sein Deutsch aufgefrischt habe, erwiderte er barsch: «Ich glaube nicht, dass ich das brauche.» Daran erinnert, dass er vor den Olympischen Spielen 1928 und 1932 genauso schwarzgesehen hatte, antwortete er nur kurz: «Diesmal ist es anders.» Trotzdem war der ganze Jammer gossenteils gespielt. Ebright hatte nach der Niederlage seiner Jungs in Washington einige Veränderungen in der Besetzung vorgenommen, woraufhin die neue Mannschaft in Oakland spektakuläre Zeiten eingefahren hatte. Ausserdem wusste er, dass die Niederlage auf den drei Meilen in Washington nicht notwendig etwas über das 4-Meilen-Rennen auf dem Hudson aussagte. Bestimmt sah er seine Jungs in Poughkeepsie als Favoriten. Washington würde wahrscheinlich wie schon im Vorjahr gegen Ende abbauen. Und selbst wenn Washington doch schneller war, wurden die Karten bei der anschliessenden Olympiaqualifikation in Princeton abermals neu gemischt. Die Mannschaft aus Washington musste erst noch zeigen, dass sie auch auf der 2'000-Meter-Kurzstrecke gewinnen konnte. Mit etwas Glück kehrte Ebright als Landesmeister und mit der dritten Goldmedaille in Folge aus Berlin zurück. So spekulierten zumindest die Presse der Bay Area und auch ein grosser Teil der landesweiten Zeitungen, und Ky Ebright dachte sich höchstwahrscheinlich das Gleiche.

Vier Tage später, am 10. Juni um acht Uhr abends, geleitete eine Polizeiskorte mit blitzenden Lichtern und heulender Sirene einen Wagenkonvoi mit den Rudermansschaften und Trainern der Universität von Washington durch die Greek Row, vorbei an applaudierenden Studenten und dann durch die Innenstadt von Seattle zur Union Station. Die Jungs waren bestens gelaunt und die Trainer auch. Wie angewiesen hatten sie sich auf die Reise so vorbereitet, als würden sie erst im September zurückkehren. Einige hatten sogar Pläne für eine Europareise im Anschluss an die Olympiade geschmiedet – für einen Jungen aus Seattle eine aufregende Aussicht –, obwohl sie noch nicht so recht wussten, wo sie das Geld dafür hernehmen sollten. Johnny White hatte ganze vierzehn Dollar in der Tasche. George Pocock hatte seinem Vater Aaron geschrieben, er würde vielleicht zu einem Besuch in London vorbeikommen. Bobby Moch hatte seinen Vater Gaston nach den Adressen seiner Verwandten in der Schweiz und in Elsass-Lothringen gefragt, damit er sie besuchen konnte. Sein Vater hatte gezögert und aus für Bobby unerklärlichen Gründen plötzlich ganz unglücklich ausgesehen, aber schliesslich gesagt, er würde sie ihm später schicken, falls sie tatsächlich nach Europa fahren würden.

Am Bahnhof hatte wie schon im Vorjahr die Blaskapelle kämpferisch aufgespielt. Cheerleader hatten getanzt, und die Trainer hatten kurze Ansprachen gehalten. Unter Blitzlicht und dem Surren der Wochenschaukameras waren die Jungs in den Zug gestiegen. In diesem Jahr war der Bahnhof gerammelt voll, nicht nur mit Studenten und Journalisten, sondern auch mit Eltern, Geschwistern, Onkeln, Tanten, Grosseltern, Cousinen, Nachbarn und Schaulustigen. Vielleicht würden die Ruderer Seattle ja endlich berühmt machen. In diesem Fall wollten alle bei der Krönung dabei sein. Royal Brougham, der ebenfalls einstieg, schrieb, nie zuvor habe er eine Rudermansschaft «mit einer

solchen freudigen Entschlossenheit und einem solchen Optimismus aufbrechen sehen. Diese Jungs haben eine Vorahnung ... Sie schütteln Hitler praktisch jetzt schon die Hand.»

Zugleich war er besorgt. Schon im Vorjahr hatte er etwas Ähnliches erlebt und dann die traurigen Folgen der zunichtegemachten Hoffnungen in Seattle gesehen. An der Schreibmaschine in seinem Zugwagen schrieb er die letzten Zeilen seiner Morgenkolumne. Sie dürften «das quälende Gespenst der letzten Meile» nicht vergessen, warnte er seine Leser. Dass ihm die 2'000-Meter-Strecke der Olympiaqualifikation noch mehr Kopfzerbrechen bereitere, liess er vorerst ungesagt.

Der Zug setzte sich schnaufend und ruckelnd in Bewegung. Die Jungs lehnten sich aus den Fenstern und riefen ein letztes Lebewohl. «Wiedersehen, Mom!», «Ich schreibe aus Berlin.» Auch Joe hing aus dem Fenster und sah sich suchend um. In einer entfernten Ecke entdeckte er Joyce. Sie stand neben seinem Vater und den Kindern, hüpfte auf und ab und hielt ein Schild über den Kopf, auf das sie ein grosses vierblättriges Kleeblatt gemalt hatte.

Während der Zug nach Osten rollte, spannten die Jungs aus und genossen das Leben. Es war warm, aber nicht schwül, sie blieben morgens liegen, solange sie wollten, spielten Blackjack und Poker und belebten die alte Tradition, mit Wasser gefüllte Luftballons auf Kühe und schlafende Hunde entlang der Strecke zu werfen. Am ersten Vormittag der Fahrt verkündete Al Ulbrickson zu ihrer Freude, dass sie bis zur Ankunft in Poughkeepsie alle noch drei bis vier Pfund zulegen sollten. Der Speisewagen gehörte ihnen – ohne Einschränkung. Die Jungs stürmten los. Joe konnte es kaum glauben. Er bestellte ein Steak und dann noch eins, diesmal mit einer Portion Eis als Beilage.

Während die Jungs assen, versammelten Al Ulbrickson, Tom Bolles und George Pocock sich zu einer Strategiesitzung in ihrem Wagen. Sie

wussten alle, was Ky Ebright dachte, was Royal Brougham befürchtete und was viele Journalisten im Osten schrieben: Washington würde auf den letzten paar Hundert Metern des 4-Meilen-Rennens wieder einbrechen. Die drei wollten das um jeden Preis verhindern und entwickelten einen entsprechenden Rennplan. Ulbrickson hatte stets die Vorstellung gefallen, von hinten zu kommen, Kräfte für das Ende aufzusparen, doch in der Vergangenheit hatte er auch immer auf schnelle Starts gesetzt. Die Jungs sollten während des ganzen Rennens dicht an den führenden Booten dranbleiben und sie dann im Endspurt besiegen. Der neue Plan hielt an dieser grundlegenden Strategie fest, allerdings mit einer Besonderheit. Die Jungs sollten kraftvoll starten, um in Schwung zu kommen, dann aber sofort auf eine niedrige Schlagzahl von acht- bis neunundzwanzig zurückfallen. Sie sollten sich zurückhalten, egal was die anderen Boote taten, allerdings ohne mehr als etwa zwei Längen hinter das Feld zurückzufallen. Im Idealfall sollten sie dieses Tempo anderthalb Meilen lang durchhalten und dann bis zur 2-Meilen-Markierung auf einunddreissig erhöhen. Bei zwei Meilen sollte Don Hume auf Anweisung von Bobby Moch Gas geben, zu den führenden Mannschaften, deren Kräfte inzwischen nachlassen würden, aufschliessen und sie überholen. Das bewusst langsame Anfangstempo war riskant. Sie mussten dann auf dem Weg nach vorn wahrscheinlich alle anderen Boote überholen, aber wenigstens hatten sie am Ende dann noch Kraft für den Spurt. Sobald der Plan beschlossen war, weihte Al Ulbrickson Bobby Moch darin ein.

Am frühen Morgen des 14. Juni trafen die Mannschaften aus Washington inmitten eines sommerlichen Gewitters in Poughkeepsie ein. In strömendem Regen, der sie sofort bis auf die Haut durchnässte, luden sie die Boote aus dem Gepäckwagen, hoben sie über die Köpfe und

begaben sich damit zum Fluss, um ihr neues Quartier zu inspizieren und die Boote dort zu verstauen. In diesem Jahr stiegen sie nicht in der alten Bruchbude am Ufer von Highland ab. Al Ulbrickson hatte organisiert, dass sie in das bisherige Haus von Cornell ziehen konnten, ein sehr viel solideres Gebäude am Ostufer unmittelbar neben dem Haus der Kalifornier. Die Jungs legten die nassen Mäntel ab, besichtigten die Zimmer und bestaunten die luxuriöse Ausstattung. Sie hatten warme Duschen, Trainingsmöglichkeiten, elektrisches Licht und einen geräumigen Schlafsaal mit extralangen Betten.

Als sie sich eingerichtet hatten, zog Essensduft durch das Haus. Sie liessen sich von ihren Nasen führen, vor allem der von Joe, und entdeckten das Beste an ihrem neuen Quartier – ein Kochhaus am Ufer, keine acht Meter von der Haustür entfernt. Dort waltete Evanda May Calimar, eine imposante Dame dunkler Hautfarbe, die, wie sich herausstellte, ganz ausgezeichnet kochen konnte. Unter Mithilfe ihres Sohnes Oliver, ihrer Mutter und ihres Schwagers war sie gegenwärtig damit beschäftigt, für die Jungs aus Washington Brathähnchen zum Mittagessen zuzubereiten. Die Jungs stellen schnell fest, dass sie hier im siebten Himmel gelandet waren.

In den folgenden Tagen zog George Pocock von Bootshaus zu Bootshaus und kümmerte sich um die Boote der Rivalen. Siebzehn von achtzehn Booten stammten auch in diesem Jahr wieder aus seiner Werkstatt. Pocock tat diese Arbeit gern. Er stellte Ausleger ein, erneuerte den Lack und führte kleinere Reparaturen aus. Auf dem Wasser sollten keine vernachlässigten und reparaturbedürftigen Boote fahren, die seinen Namen trugen. Ausserdem förderte dieser Service hervorragend seine Kundenbeziehungen. Als Erstes ging er nach nebenan zum Bootshaus der Kalifornier, zu Ky Ebrights Booten.

Die Jungs aus Washington hingegen sprachen nicht mit den Kaliforniern, was auch umgekehrt galt. Auf dem gemeinsamen schwim-



menden Anleger gingen sie stumm und mit abgewandten Gesichtern aneinander vorbei und riskierten nur gelegentlich einen verstohlenen Blick, wie Hunde, die sich vor einem Kampf umkreisen.

Derweil nahmen Ulbrickson und Bolles ihre Jungs hart ran. Sie liessen sie mit niedriger Schlagzahl über lange Distanzen rudern, um ihnen die drei bis vier Pfund wieder abzutrainieren, die sie sich unterwegs angefuttert hatten. Dann würden sie, so die Überlegung, am 22. Juni, dem Tag des Rennens, exakt das richtige Gewicht haben, also weder zu schwer noch zu leicht sein, und die beste Kondition. Mrs Calimar machte den guten Absichten der Trainer allerdings mit ihren Kochkünsten einen Strich durch die Rechnung.

Dann sickerte die Nachricht durch, die Kalifornier seien über vier Meilen unverschämt schnelle 19:31 Minuten gefahren, auf dieser Strecke die Jahresbestzeit. Auch die Jungs aus Cornell lieferten beeindruckende Zeiten. Am Abend des 17. Juni legte Ulbrickson deshalb einen Zahn zu und veranstaltete seinerseits ein Zeitfahren. Um neun Uhr abends ruderten Joe und seine Kameraden im Schutz der Dunkelheit und bei rauem Wasser die 4-Meilen-Strecke in einer Zeit von etwas über 19:39, wie Ulbrickson Journalisten mitteilte, also deutlich schlechter als die eindrucksvollen 19:31 der Kalifornier. Johnny White notierte am selben Abend die wahre Zeit in seinem Tagebuch: 19:25.

Am folgenden Tag kursierten Gerüchte, Kalifornien habe ein weiteres Zeitfahren veranstaltet. Ebright wollte mit der Zeit nicht herausrücken, aber Reporter meldeten, seine erste Mannschaft habe sensationelle 18:46 geschafft. In den *Poughkeepsie Eagle-News* war sogar von 18:37 die Rede. Düster telegraphierte Royal Brougham dem *Post-Intelligencer*: «Die sonnengebräunten Ruderer aus Kalifornien gelten wieder als die Favoriten ... Das ist nicht Rudern, sondern Fliegen.»

Doch Ulbrickson blieb gelassen. Seine Jungs sollten ausgeruht in das Rennen gehen, und er hatte ohnehin genug gesehen. Also wies er sie an, sich zu entspannen. Ab jetzt bis zum Tag des Rennens sollte es nur noch ein leichtes Training geben, um die Form zu halten. Den Jungs war das recht. Sie hatten etwas erlebt, von dem niemand ausser ihnen wusste, nicht einmal Ulbrickson.

Spätabends nach dem letzten Zeitfahren, als der Wind sich gelegt und das Wasser sich beruhigt hatte, waren sie im Dunkeln neben den Booten der Freshmen und Junioren den Fluss hinaufgerudert. Die roten und grünen Positionslichter des Trainerboots waren schon bald flussaufwärts verschwunden. Die Achter fuhren unter den mit funkelnden bernsteingelben Lichterketten geschmückten Brücken hindurch. Am Ufer und weiter oberhalb fiel warmes gelbes Licht aus den Fenstern der Häuser und Bootshäuser. Es war eine mondlose Nacht, und das Wasser war tintenschwarz.

Bobby Moch liess seine Mannschaft mit gemächlichen zwei- bis dreiundzwanzig rudern. Dabei plauderten Joe und seine Kameraden mit den Jungs der anderen beiden Boote. Doch stellten sie bald fest, dass sie, ohne es zu wollen, mit ihren gemächlichen, gleichmässigen Ruderschlägen vorneweg fuhren. Bald waren sie sogar so weit voraus, dass sie die Jungs auf den anderen Booten gar nicht mehr hörten. Dann stellten sie fest, dass sie überhaupt nichts mehr hörten, nur noch das leise Plätschern der ins Wasser eintauchenden Ruderblätter. Sie ruderten jetzt in vollkommener Dunkelheit. Noch Jahre später, als alte Männer, erinnerten sie sich an diesen Moment. «Ausser den Rudern im Wasser war nichts zu hören», sagte Bobby Moch. «Ein kurzes Geräusch, dann nichts mehr ... beim Herausheben der Riemen klapperten nicht einmal die Dollen.» Sie ruderten wie in Trance, mit fliessenden, vollkommenen Bewegungen. Sie ruderten, als befänden sie sich auf

einem anderen Planeten, im leeren Raum unter den Sternen, wie Pocock es einmal beschrieben hatte. Und es war unvergleichlich schön.

In den letzten Tagen vor der Regatta beherrschte ein anderes sportliches Grossereignis die Schlagzeilen der Sportteile und manchmal sogar die Titelseiten – ein Boxwettkampf im Schwergewicht. Der Deutsche Max Schmeling, Weltmeister im Schwergewicht von 1930 bis 1932, wollte den Titel von James Braddock zurückholen. Doch ein zweiundzwanzigjähriger afroamerikanischer Boxer aus Detroit namens Joe Louis stand ihm dabei im Weg. Louis hatte siebenundzwanzig Boxkämpfe ohne Niederlage und mit dreiundzwanzig K.-o.-Siegen absolviert und war dadurch zum ersten Herausforderer des amtierenden Weltmeisters avanciert. Seine Karriere hatte die rassistischen Vorurteile vieler – obwohl bei Weitem nicht aller – weisser Amerikaner erschüttert. Er war auf dem besten Weg, als einer der ersten Afroamerikaner auch zum Idol der Weissen zu werden. Sein Aufstieg war so spektakulär, dass nur wenige amerikanische Sportjournalisten oder Buchmacher Schmeling überhaupt eine Chance einräumten.

In Deutschland sah man das ganz anders. Schmeling war zwar kein Parteimitglied, aber Goebbels und die Nazielite hatten ihn enthusiastisch für sich reklamiert und zum Symbol der Überlegenheit der Deutschen und der Arier gemacht. Vom Propagandaminister sorgfältig instruiert berichtete die deutsche Presse ausführlich über den bevorstehenden Kampf.

Auf beiden Seiten des Atlantiks hatte man genaue Vorstellungen davon, wie der Kampf verlaufen würde. Selbst die Rudertrainer in Poughkeepsie äusserten sich dazu. «Schmeling schafft vielleicht vier Runden», mutmasste Al Ulbrickson. Ky Ebright formulierte es drastischer: «Louis macht ihn fertig.»

Zu Beginn des Kampfes am Abend des 19. Juni im ausverkauften New Yorker Yankee Stadion war Louis mit acht zu eins der überwälti-

gende Favorit. In Deutschland fieberte man dem Kampf zwar entgegen, es wurde aber kaum gewettet. Die Chancen standen für Schmeling so schlecht, dass nur wenige ihr Geld riskieren wollten, und niemand wollte dabei erwischt werden, dass er auf einen schwarzen Amerikaner setzte.

Nur ein kleines Viereck inmitten des riesigen dunklen Stadions war hell ausgeleuchtet. Louis folgte Schmeling drei Runden lang durch den Ring wie ein Raubtier und griff ihn mit harten linken Geraden ins Gesicht an. Alles sah nach einem kurzen Abend aus. Doch in der vierten Runde landete Schmeling aus dem Nichts eine harte Rechte auf Louis' Schläfe. Der Schiedsrichter zählte bis zwei, dann stand Louis wieder auf, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und wich Schmeling aus, bis die Glocke läutete. In der fünften Runde wirkte er wie betäubt und konnte keinen Treffer landen. Dann, am Ende der Runde und bereits nach dem Glockensignal, das keiner der beiden im Lärm der Menge hörte, landete Schmeling eine verheerende Rechte in Louis' linker Gesichtshälfte. Die folgenden sechs Runden stolperte Louis durch den Ring und wurde von Schmeling erbarmungslos mit Schlägen eingedeckt. Er konnte sich zwar auf den Beinen halten, machte aber so gut wie keine Punkte mehr. Viele der fast ausschliesslich weissen Zuschauer wandten sich plötzlich gegen ihn. «In einem Taumel der Begeisterung», wie die *New York Times* formulierte, forderten sie Schmeling auf, den Kampf zu beenden. In der zwölften Runde führte Schmeling schliesslich die Entscheidung herbei. Er trieb den fast schon orientierungslos durch den Ring taumelnden Louis vor sich her, deckte ihn mit einer raschen Folge harter Rechter gegen Kopf und Gesicht ein und setzte mit einem letzten brutalen Schlag gegen das Kinn nach. Louis sank auf die Knie und kippte nach vorn aufs Gesicht. Schiedsrichter Arthur Donovan zählte ihn aus. Danach sagte Louis in der Umkleidekabine, er könne sich nur noch an die ersten fünf Runden erinnern.

An diesem Abend weinten in Harlem erwachsene Männer auf offener Strasse. Jüngere Männer warfen mit Steinen auf Autos mit weissen Fans, die vom Boxkampf nach Hause fuhren. In von Deutschamerikern bewohnten Vierteln von New York tanzten die Menschen auf der Strasse. Hitler gratulierte Schmeling telegrafisch aus Berlin und schickte seiner Frau Blumen. Aber niemand in Deutschland war an diesem Abend glücklicher als Goebbels. Er hatte die Nacht in seinem schicken Sommerhaus in Schwanenwerder verbracht und den Kampf zusammen mit seiner Frau und Schmelings Frau Anny Ondra bis in die frühen Morgenstunden hinein im Radio verfolgt. Er gratulierte Schmeling mit einem eigenen Telegramm: «Wir sind stolz auf Sie. Mit Heil Hitler und herzlichen Grüssen.» Über die staatlich gelenkte Nachrichtenagentur Reuter liess er die Forderung verbreiten, Braddock müsse seinen Titel auf deutschem Boden verteidigen. Am folgenden Tag notierte er immer noch erregt in seinem Tagebuch: «Wir sind den ganzen Abend in Spannung ... In der 12. Runde schlägt Schmeling den Neger k. o. Wunderbar, ein dramatischer, erregender Kampf. Schmeling hat für Deutschland gefochten und gesiegt. Der Weisse über den Schwarzen, und der Weisse war ein Deutscher ... Nachts um 5 h erst komme ich ins Bett.»

Doch Joe Louis sollte derjenige sein, der zuletzt lachte. Zwei Jahre später kämpfte er erneut gegen Max Schmeling, und Schmeling gab bereits nach zwei Minuten und vier Sekunden auf. Joe Louis blieb von 1937 bis 1949 amtierender Schwergewichtsweltmeister, lange nachdem man die verkohlten Gebeine von Joseph Goebbels aus den rauchenden Trümmern der Berliner Reichskanzlei gezogen und neben die von Magda und ihren Kindern gelegt hatte.

Am Samstagabend bot Ulbrickson Joe und seinen Kameraden an, mit dem Trainerboot eine Spritztour zu machen. Der nahegelegene Rum-

melplatz langweilte die Jungs inzwischen, und Ulbrickson wollte nicht, dass sie im Bootshaus herumhingen und sich wegen des Rennens am Montag gegenseitig nervös machten.

Die Jungs nahmen einen Mannschaftsbetreuer, einen Studenten, als Piloten und Steuermann mit und stiegen ins Boot. Da sie nicht wussten, wohin sie fahren sollten, beschlossen sie, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einen Besuch abzustatten, der ihres Wissens irgendwo flussaufwärts wohnte. Sie fuhren auf den Fluss hinaus und an den Bootshäusern von Navy und Columbia vorbei in Richtung Norden, dann in nordwestlicher Richtung bei Krum Elbow und noch einmal zwei Meilen an bewaldeten, felsigen Ufern entlang, bis sie zu einer Anlegestelle mit dem Namen «Hyde Park Station» kamen. Dort fragten sie nach dem Haus des Präsidenten und wurden zu einer kleinen Bucht anderthalb Kilometer flussabwärts geschickt.

An der Bucht angekommen liessen sie den Betreuer als Aufsicht im Boot zurück, überquerten Eisenbahngleise und eine schmale Brücke und stiegen durch den Wald hangaufwärts. Eine halbe Stunde lang folgten sie Reitwegen und zugewachsenen Pisten. Sie überquerten Wiesen, passierten eine aufgelassene Getreidemühle und einen Stall von der Grösse einer Kathedrale und kamen schliesslich zu einigen Gewächshäusern und einem Gärtnerhäuschen, das bewohnt aussah. Sie klopfen an. Ein älteres Ehepaar machte auf. Die Jungs fragten, ob hier irgendwo das Anwesen des Präsidenten liege, und die beiden nickten eifrig, sagten, sie stünden bereits darauf, und zeigten ihnen den Weg zum Haupthaus. Sie gingen durch eine Baumschule und einen weiteren Weg entlang, bis sie zu einer breiten, gekiesten Einfahrt kamen, die zu einer grossen Rasenfläche führte. Dort stand Springwood, der stattliche dreistöckige, aus Ziegeln und Stein erbaute Wohnsitz der Roosevelts

mit seinem halbrunden Eingangsportikus und den weissen griechischen Säulen. Ein so prächtiges Haus hatten sie noch nie gesehen.

Sie waren nervös, aber jetzt konnten sie nicht mehr umkehren. Ehrfürchtig näherten sie sich dem Portikus und spähten nach drinnen. Es war fast neun, die Dämmerung hatte bereits eingesetzt. Drinnen sahen sie einen jungen Mann in etwa ihrem Alter am Ende eines langen Tisches lehnen und ein Buch lesen. Sie klopfen an die Tür. Der junge Mann schien nach einem Diener zu rufen, doch dann legte er das Buch weg und öffnete ihnen selbst die Tür. Die Jungs stellten sich vor, sagten, sie hätten im Jahr zuvor John Roosevelt kennengelernt, und fragten, ob der Präsident zu Hause sei. Das sei er nicht, erwiderte der junge Mann und bat sie, trotzdem einzutreten. Er sei Franklin Rooseveltjunior, aber sie sollten ihn Frank nennen. Mit einem Grinsen erklärte er, er rudere selbst auf Platz sechs des Juniorbootes von Harvard und sei eben erst aus New London in Connecticut zurückgekehrt, wo die erste Mannschaft das jährliche Rennen gegen Yale gewonnen habe, die Juniormannschaft aber leider nicht. Kurz vor dem Rennen sei der Cheftrainer von Harvard, Charlie Whiteside, gefeuert worden, und jetzt gehe das Gerücht, sein Nachfolger werde ein gewisser Tom Bolles sein, erst recht, wenn Bolles mit seinen Freshmen in Poughkeepsie erneut siege. Schon deshalb wollte Roosevelt junior unbedingt mit den Jungs aus Washington sprechen.

Er führte sie in die Bibliothek des Präsidenten, bot ihnen Plätze an und redete in einem fort über das Rudern und die Trainer. Die Jungs sahen sich derweil staunend um. An den Wänden standen deckenhohe Bücherregale. An Stellen, die nicht von Büchern bedeckt wurden, hingen Bilder amerikanischer Präsidenten und verschiedener Roosevelts. Shorty wollte sich, nachdem die erste Anspannung abgeklungen war, in einen bequemen Sessel am Kamin setzen, fuhr aber erschrocken wie-

der hoch, als Frank erklärte, das sei der Lieblingsplatz des Präsidenten, in dem er gelegentlich während seiner berühmten, vom Rundfunk übertragenen Kamingespräche sitze.

Sie plauderten eine Stunde lang. Später am Abend, nach ihrer Rückkehr ins Bootshaus, schrieb Johnny White nüchtern in sein Tagebuch, als hätte er nur zu Hause in Seattle einen Nachbarn besucht: «Waren heute Abend im Haus des Präsidenten in Hyde Park. Es ist wirklich schön dort.»

Am Morgen der Regatta waren die Zeitungen im Osten einhellig der Meinung, dass Kalifornien und Cornell das Rennen der ersten Mannschaften unter sich ausmachen würden, während Washington wahrscheinlich kurz hinter den beiden Favoriten durchs Ziel ging. Schliesslich war Cornell im vergangenen Jahr nur um vier Zehntelsekunden von Kalifornien geschlagen worden. In Seattle sah man dagegen Washington knapp als Sieger.

Vor den Rennen spazierte Royal Brougham noch ein wenig durch Poughkeepsie. Er wollte möglichst viele Eindrücke sammeln, bevor er später dann seinen Bericht in die Tasten hämmerte. Aufgrund der Gezeiten sollte das Abschlussrennen erst nach acht Uhr abends stattfinden, kurz nach Sonnenuntergang. Brougham konnte sich also Zeit lassen. Es war ein schöner, klarer Tag. Einige wenige flauschige weisse Wölkchen schwebten am hellblauen Himmel, angetrieben von einer schwachen Brise, die für angenehme Kühlung sorgte.

Am Nachmittag stieg er den steilen Weg zum Ufer hinunter. Dort ankerten inmitten der üblichen Flotte von Jachten, Segelbooten, Motorbooten, Jollen und Kanus an der Ziellinie auch ein Zerstörer der US-Navy und zwei Kutter der Küstenwache. Auf der oberen Veranda des Bootshauses der Kalifornier sass Ky Ebright. Er trug eine Sonnenbrille und nickte den unter ihm vorbeiziehenden Menschen lächelnd zu, ohne etwas zu sagen.



Al Ulbrickson sass in einer ungewöhnlich farbenfrohen Garderobe – weisse Leinenmütze, gelbgestreifter Pullover und glückbringende purpurrote Krawatte, die Loyal Shoudy ihm 1926 geschenkt hatte – auf dem Steg vor dem Bootshaus von Washington. Als einige Reporter unbedingt einen Kommentar von ihm wollten, spuckte er ins Wasser aus, kaute auf einem Grashalm und blickte lange auf den vom Wind gekräuselten Fluss. Endlich sagte er: «Es wird ein schnelles Rennen werden, wenn das Wasser sich noch ein bisschen beruhigt.» Royal Brougham ging weiter. Er wusste, dass Ulbrickson zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr sagen würde.

Am späten Nachmittag wartete an der Anlegestelle Main Street eine grosse Menschenmenge darauf, dass die Fähren sie zum Aussichtszug über den Fluss brachten. Vor Broughams Augen transportierten Dutzende kleinerer Gefährte – von Schnellbooten mit Aussenbordmotor bis zu Ruderbooten – weitere Passagiere auf die andere Seite.

Die Freshman-Mannschaften stiegen in ihre Boote und paddelten flussaufwärts zur Startlinie in der Nähe des eleganten Bootshauses von Columbia, das aussah wie das Domizil eines vornehmen Country Clubs aus dem Osten.

Kurz vor sechs stieg Royal Brougham in den Aussichtszug am Westufer, der im Begriff stand, zur Startlinie des 2-Meilen-Rennens zu fahren. Der Zug bestand aus einem Pressewagen und dreiundzwanzig Flachwagen, deren von weissen Leinenmarkisen überdachte Tribünen mit Fans vollbesetzt waren. Neunzigtausend Zuschauer säumten inzwischen die Ufer des Hudson – die grösste Menge seit Jahren.

Die nachmittägliche Brise hatte sich gelegt, das Wasser lag vollkommen glatt da, bronzen gefärbt von den Strahlen der tiefstehenden Abendsonne. Es würde, wie von Ulbrickson angekündigt, ein schnelles Rennen werden.

Tom Bolles, der ebenfalls in dem anfahrens Zug sass und seinen zerkautschten Glückshut trug, musste über vieles nachdenken. Er hatte von Charlie Whitesides Entlassung gehört. Harvard hatte öffentlich klargemacht, dass man sich den neuen Wunschtrainer einiges kosten lassen würde. Und Bolles wusste, dass er ganz oben auf der Liste stand. Wenn seine Jungs in diesem Jahr erneut siegten, würde er ein Angebot bekommen, und diesmal würde er es wahrscheinlich annehmen.

Seine Jungs taten ihm den Gefallen. Alles ging sehr schnell und war höchst erfreulich. Zu Beginn des Rennens um Punkt sechs Uhr gingen Navy und Kalifornien in Führung, dicht gefolgt von Washington mit einer relativ niedrigen Schlagzahl von zweiunddreissig. Dann überholten die Freshmen aus Washington mit ihren fliessenden und zugleich kraftvollen Bewegungen Navy und hängten sich an Kalifornien. Auf Höhe der 1-Meilen-Marke, unter der Eisenbahnbrücke, schoben sie sich an Kalifornien vorbei. Die Kalifornier griffen wiederholt an, aber Washington eroberte sich die Führung immer wieder zurück, nach wie vor mit einer Schlagzahl von zweiunddreissig. Eine Viertelmeile vor der Ziellinie setzte Kalifornien zum Endspurt an und schob sich ein letztes Mal an Bolles' Jungs vorbei. Doch dann liess der Steuermann von Washington, Fred Colbert, seine Jungs von der Leine. Washington explodierte förmlich und ging mit einer vollen Bootslänge Vorsprung vor Kalifornien und einer Schlagzahl von neununddreissig durchs Ziel. Washington hatte das Rennen gewonnen, aber Tom Bolles verloren.

Eine Stunde später begann das Rennen der Junioren, und wieder machte Washington in einem bemerkenswert ähnlichen Rennen kurzen Prozess mit seinen Gegnern. Navy und Cornell gingen frühzeitig mit einer viertel Länge vor Washington in Führung, doch der Steuermann von Washington, Winslow Brooks, stellte nur fest, dass er seine Position mit entspannten dreissig bis einunddreissig halten konnte, und sah

seelenruhig zu, wie die beiden führenden Mannschaften sich verausgabten. Anderthalb Meilen ging das so, dann zog er mit seinen Leuten bei gleichbleibender Schlagzahl langsam mit den Jungs aus Annapolis und Berkeley gleich. Erst auf der letzten Meile vor dem Ziel erhöhte er die Schlagzahl. Die Mannschaft ging auf siebenunddreissig, beschleunigte und fuhr dem restlichen Feld davon. Die Boote von Navy und Cornell schienen förmlich am Wasser festzukleben. Washington entfernte sich mit jedem Ruderschlag noch weiter von ihnen. Mit drei Längen Vorsprung vor Navy und einem dahinter weit auseinandergezogenen restlichen Feld ging die Mannschaft durchs Ziel.

Während die letzten Boote noch die Ziellinie überquerten und der Applaus sich legte, erfasste eine gespannte Erwartung die Zuschauer am Ufer. Washington stand zum zweiten Mal in zwei Jahren kurz davor, die Regatta mit einem Dreifachsieg zu beenden. Kalifornien dagegen konnte als zweite Mannschaft das Rennen der ersten Mannschaften zum vierten Mal in Folge gewinnen und sich anschliessend als erste Mannschaft überhaupt zum dritten Mal in Folge für Olympia qualifizieren. Doch durften auch die Fans der östlichen Mannschaften noch hoffen. Vielleicht konnte ja Cornell oder auch Navy die Ehre des Ostens in diesem Jahr retten.

Der Aussichtszug fuhr flussaufwärts zum Start des Rennens der ersten Mannschaften. Es dämmerte, die knisternde Spannung war mit Händen zu greifen. Die Zuschauer kamen langsam in Fahrt. Bootspfeifen schrillten, die Ehemaligen legten einander die Arme um die Schultern und stimmten kämpferische Lieder an. Gleich würde eine Mannschaft ganz gross gewinnen und eine andere am Boden zerstört sein.

Joe Rantz, der vier Meilen flussaufwärts unmittelbar unterhalb von Krum Elbow am Ostufer in der *Husky Clipper* sass, hörte, wie unten

fünf Bomben explodierten, und wusste, dass die Juniormannschaft von Washington auf Bahn fünf das Rennen gewonnen hatte. Stumm hob er die Faust. Auch Shorty Hunt und Roger Morris hoben die Fäuste. Die Hälfte der Jungs im Juniorboot hatten ihrer Sophomore-Mannschaft von 1935 angehört und waren enttäuscht gewesen, nicht da sitzen zu können, wo Joe, Shorty und Roger jetzt sassen, während sie auf den Beginn des Hauptrennens um acht warteten.

Die Sonne war bereits hinter den Palisaden am westlichen Flussufer untergegangen, und die Spitzen der Kirchtürme von Poughkeepsie am Ostufer fingen die letzten Sonnenstrahlen ein. Drunten am Fluss hing die Dämmerung über dem Wasser wie ein grauer Schleier. Der Fluss selbst spiegelte den Himmel mit einem tiefen, leuchtenden Violett. Eine Reihe grauer Boote erstreckte sich quer darüber, die Startlinie. Weiter flussabwärts erschienen an den Bullaugen einiger grösserer Jachten, die hinter der Ziellinie ankerten, funkelnde Lichter. Am Westufer hielt der Aussichtszug ruckelnd auf der Höhe der Startlinie. Oberhalb der Startlinie sass am gefährlich steilen Ufer ein Telegrafist mit einer Tastatur in der Hand, bereit, das Land über den Beginn des Rennens zu informieren. Hinter ihm führte ein Kupferdraht hangaufwärts zu einem Pfosten, an dem er mit der Hauptleitung verbunden war. Joe und seine Kameraden paddelten zu der Linie von Booten hinaus und zu ihrem Platz. Bobby Moch erklärte ihnen noch einmal leise den Rennplan. Hazel Ulbrickson schloss in Seattle die Haustür ab, um während der Übertragung des Rennens nicht gestört zu werden. Joyce hatte mit Erlaubnis von Mrs Tellwright den grossen Radioschrank im Wohnzimmer eingeschaltet.

Im Aussichtszug gingen George Pocock und Tom Bolles in dem Abteil mit Trainern, Ehemaligen und Sportjournalisten aus Washington den Gang auf und ab. Al Ulbrickson sass schweigend für sich, kaute Kaugummi und blickte unter dem Schirm seiner Leinenmütze unver-

wandt zu der Stelle, an der Joe mit seinen Kameraden wartete. Washington hatte diesmal die schlechteste Bahn zugeteilt bekommen, die Nummer sieben weit draussen in der Mitte des Flusses, wo Wind und Strömung am stärksten waren und man das Boot in der Dämmerung kaum sehen konnte. Kalifornien hatte wie schon 1935 die Nummer eins gezogen, die am besten geschützte Bahn entlang des Bahndamms und direkt vor Ulbricksons Nase.

Zehn Jahre zuvor war er selbst als Schlagmann mit der Mannschaft aus Washington in Poughkeepsie Landesmeister geworden. Seitdem hatte keine Mannschaft aus Washington mehr hier gesiegt. Ulbrickson dachte an das Gelübde, das er vor seiner Frau abgelegt hatte, und an das öffentliche Versprechen vom Vorjahr, das er nicht halten können. Die Olympiade stand vor der Tür. Fast alles, was er vom Leben wollte, würde sich in den folgenden zwanzig Minuten entscheiden.

Um acht rief der Starter: «Sind alle bereit?» Zwei Steuermänner senkten die Hände. Der Starter wartete etwa eine Minute, dann rief er noch einmal: «Sind alle bereit?» Diesmal senkten drei Steuermänner die Hände. Ungeduldig wartete der Starter wieder, während die Mannschaften einige letzte Vorbereitungen trafen. Dann rief er zum dritten Mal: «Sind jetzt alle bereit?» Diesmal gingen alle sieben Hände nach unten.

Der Startschuss ertönte, die Boote machten einen Satz von der Startlinie weg, und der Telegrafist begann zu tippen. Das ganze Land sollte wissen, dass das achtunddreissigste Jahresrennen der ersten Mannschaften in Poughkeepsie gestartet war.

Die Mannschaften legten sich ins Zeug, und fünf volle Ruderschläge lang fuhren alle sieben Boote exakt auf gleicher Höhe. Dann fiel Washington plötzlich ein wenig hinter den Rest des Feldes zurück. Genau das wollte Bobby Moch. Er liess die Mannschaft mit gleichmüssi-

gen achtundzwanzig rudern und sah gelassen zu, wie die Rücken der anderen Steuermänner im Zwielficht vor ihm verschwanden. Zur Beruhigung seiner Jungs stimmte er im Takt der Schläge ihr neuestes Ruder mantra an – «Locker, locker, locker» –, als Erinnerung daran, dass sie ihre Kräfte möglichst schonen sollten.

Pennsylvania, Navy und Kalifornien gingen mit hoher Schlagzahl in Führung, dann senkten sie die Zahl nach und nach auf etwas über dreissig. Nach der ersten halben Meile lag Washington in einem Feld von sieben auf Platz sieben und fast fünf Bootslängen hinter den Anführern zurück. Syracuse und überraschenderweise auch das starke Cornell, die grosse Hoffnung der Ostküste, lagen ebenfalls zurück, vielleicht weil sie eine ähnliche Taktik wie Washington verfolgten.

Bobby Moch lenkte sein Boot unmerklich in die Richtung der Bahn von Syracuse. Er dachte bereits voraus. Weiter unten führte die ihnen zugeteilte Bahn die *Husky Clipper* genau an der Stelle unter der Eisenbahnbrücke hindurch, an der das Wasser um einen Pfeiler strömte und dahinter einen Strudel bildete und sich aufstaute. Wenn sie in diesen Wirbel hineingerieten, würde das Boot für einen kurzen Moment fast stehen bleiben. Vermeiden konnte er das nur, indem er auf der Grenze zwischen seiner Bahn und der von Syracuse entlangfuhr. Die *Clipper* näherte sich also der Grenze, bis die Ruderblätter der beiden Mannschaften beinahe zusammenstiessen. Der Steuermann von Syracuse begann wütend zu schimpfen. Als Washington gleichauf lag, beugte Moch sich zu ihm hinüber, lächelte ihn an und sagte mit seiner Baritonstimme leise: «Fahr zur Hölle, Syracuse.» Der andere Steuermann schimpfte noch mehr, seine Jungs verloren den Rhythmus, und das Boot fiel zurück.

Nach einer Meile hatte sich zum Erstaunen der Zuschauer im Ausichtszug Columbia auf Platz drei vor Kalifornien und hinter Navy und

Pennsylvania vorgeschoben. Als die Jungs aus New York City an der Mannschaft aus Kalifornien vorbeiruderten, begannen die New Yorker im Aussichtszug zu klatschen. Doch Kalifornien reagierte und lag bei der 1,5-Meilen-Marke wieder auf Platz zwei vor Columbia und Pennsylvania. Navy, Kalifornien und Pennsylvania bildeten jetzt eine Gruppe, die das restliche Feld weit hinter sich gelassen hatte. Die drei griffen sich gegenseitig an und gingen wechselseitig in Führung. Washington lag um volle vier Längen zurück. Cornell schien nichts auf die Reihe zu kriegen und fuhr auf etwa derselben Höhe, Syracuse lag deutlich zurück.

Im Pressewagen sahen die Journalisten und Trainer aus Washington, wie weit die *Husky Clipper* zurücklag, und verstummten nach und nach. «Na los, Bobby», murmelten sie, «mach Tempo.» Al Ulbrickson hüllte sich in Schweigen und bearbeitete mit langsamen Kieferbewegungen seinen Kaugummi. Bobby Moch musste jetzt jeden Moment losschlagen, wie sie es vereinbart hatten. Angestrengt startete er über den Fluss und zu dem Boot hinüber, das allmählich von der Dunkelheit verschluckt wurde. Zu sehen waren im Grunde nur noch die weissen Ruderblätter, die regelmässig aus dem Wasser tauchten und wieder darin verschwanden, nach wie vor mit gemächlichen, entspannten achtundzwanzig.

Nach zwei Meilen war Pennsylvania hinter Columbia zurückgefallen. Kalifornien und Navy kämpften jetzt um die Führung. Cornell war hinter Washington zurückgefallen, Washington war auf Platz fünf vorgeückt. Aber immer noch hatte Bobby Moch die Schlagzahl nicht erhöht. Und immer noch lag sein Boot vier Längen zurück. Al Ulbrickson im Pressewagen wurde allmählich unruhig. Moch hatte Anweisung, die führenden Boote nicht mehr als zwei Längen voranzulassen. Doch der Abstand war doppelt so gross. Und jetzt hätte er das Tempo anziehen sollen. Er hielt sich eindeutig nicht an den vereinbarten Rennplan. Tom

Bolles und George Pocock setzten sich mit düsteren Gesichtern. Was Moch veranstaltete, sah nach Selbstmord aus. Doch Bobby Moch draussen auf dem Wasser sagte zu Don Hume: «Immer mit der Ruhe. Wir schnappen uns die anderen noch.»

Bis zur 2,5-Meilen-Marke veränderte sich im Grunde nichts. Kalifornien und Navy führten mit deutlichem Abstand, dann kam Columbia. Washington war an der schwächelnden Mannschaft von Pennsylvania vorbeigezogen, lag aber weiter katastrophale vier Längen zurück. Ulbricksons Miene war völlig versteinert. Unverwandt starrte er aus dem Fenster auf die weiss aufleuchtenden Ruderblätter und bearbeitete seinen Kaugummi. Aber er war tiefer in seinen Sitz gesunken. Er konnte nicht glauben, was da passierte. Was trieb Moch da? Warum in Himmels Namen erhöhte er nicht das Tempo?

Draussen nahm Bobby Moch die vier Längen zwischen seinem Bug und dem Heck der Kalifornier in Augenschein und rief seinen Jungs zu: «Okay, Leute, wir liegen eine Länge zurück.»

Die vielen Tausend Fans weiter flussabwärts am Ufer und auf den Jachten und anderen Schiffen konnten die sich nähernden Boote noch nicht sehen, aber sie hörten die Steuermänner draussen auf dem dunklen Fluss wie Seehunde bellen. Langsam kam das Bellen näher. Dann tauchten unmittelbar hinter der Eisenbahnbrücke drei Boote aus dem Dunkel auf. Die Zuschauer identifizierten sie und begannen sie anzufeuern. Navy lieferte sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit Kalifornien. Die beiden machten das Rennen offenbar unter sich aus, auch wenn Columbia erstaunlicherweise auf dem dritten Platz zu liegen schien. Cornell war nirgends zu sehen, was ebenfalls erstaunlich war, aber wenigstens hatte der Osten ein Boot im Rennen, vielleicht sogar zwei. Das Boot aus Washington, das irgendwo in der Mitte des Flusses vor sich hin dümpelte, bemerkte so gut wie niemand. Es lag so weit zurück, dass man es in der hereinbrechenden Nacht kaum sah.



Als das Boot nach drei Meilen unter der schwarzen Eisenbahnbrücke hindurchfuhr, lag es immer noch fast drei Längen zurück. Die letzte Meile war angebrochen. Die beiden führenden Boote waren ein wenig langsamer geworden, und der Abstand wurde entsprechend kleiner, aber wenn überhaupt, hatte Moch die Schlagzahl nur unmerklich erhöht.

Die Jungs aus Washington ruderten jetzt wie in Trance, wie losgelöst von sich selbst, und doch entging ihnen nicht die kleinste Bewegung der anderen. Auf der Flussmitte war es still, abgesehen von Mochs Sprechgesang, dem Klappern der Riemen in den Dollen, ihren eigenen rhythmischen Atemzügen und dem in ihren Ohren dröhnenden Puls. Schmerzen hatten sie so gut wie keine. Stub McMillin auf Platz fünf stellte erstaunt fest, dass er nach drei vollen Meilen immer noch durch die Nase atmete.

Im Zug hatte Al Ulbrickson schon fast aufgegeben. «Sie liegen zu weit zurück», murmelte er. «Sie haben übertrieben. Wenn wir Glück haben, werden wir Dritte.» Sein Gesicht war aschgrau und wie erstarrt. Sogar seine Kiefer hatte aufgehört zu kauen. Auf der Bahn unmittelbar vor ihm hatte Kalifornien wieder die Führung übernommen. Wie schön die Jungs ruderten. Das Feld hinter ihnen wurde allmählich müde, und die letzte Meile war angebrochen. Alles sah so aus, als würde Kalifornien gewinnen. Ky Ebright hatte ihn wieder ausgetrickst, schien es.

Doch wenn jemand Al Ulbrickson ausgetrickst hatte, dann sein eigener Steuermann – der Junge, der ebenfalls einen Phi-Beta-Kappa-Schlüssel besass. Und jetzt sollte er gleich zeigen, was er draufhatte. Er beugte sich plötzlich zu Don Humes Gesicht vor und brüllte: «Zehn Schläge für Ulbrickson!» Acht lange Riemen tauchten zehnmal ins Wasser. Dann brüllte Moch: «Zehn Schläge für Pocock!» Wieder zehn gewaltige Ruderschläge. Dann noch eine Lüge: «Da ist Kalifornien! Wir sind an ihnen dran! Noch zehn Schläge für Mom und Dad!» Ganz

langsam schob sich die *Husky Clipper* an Columbia vorbei und verkürzte den Abstand zu Navy auf Platz zwei.

«Hm, Washington holt auf», bemerkte jemand im Zug. Kurz darauf rief jemand anders aufgeregt: «Seht euch Washington an! Washington! Hier kommt Washington!» Im Zug und am Ufer wanderten die Blicke von den beiden führenden Booten zu den acht weissen Ruderblättern, die draussen auf dem Fluss kaum zu sehen waren. Die Zuschauermenge wurde unruhig. Dass Washington die Lücke noch schloss, schien unmöglich. Die Mannschaft lag eine halbe Meile vor dem Ziel noch auf dem dritten Platz und zwei Bootslängen zurück. Aber sie holte auf, und zwar so dramatisch, dass alle Blicke ihnen wie gebannt folgten.

Unerbittlich trieb Bobby Moch seine Jungs jetzt an. «Los jetzt! Los! Los!», rief er. Don Hume erhöhte die Schlagzahl auf fünf-, dann sechs- und dann siebenunddreissig. Joe Rantz auf der Steuerbordseite nahm den Rhythmus fliessend auf. Das Boot begann zu swingen, der Bug hob sich aus dem Wasser. Washington glitt an den Kadetten von Navy vorbei, als hänge deren Boot im Wasser fest.

Der Steuermann von Kalifornien, Grover Clark, blickte über den Fluss und sah das Boot aus Washington, das er kurz hinter der Startlinie abgehängt hatte, von hinten näherkommen. Entgeistert befahl er seinen Leuten zu beschleunigen und erhöhte die Schlagzahl rasch auf achtunddreissig. Moch brüllte, Hume solle noch einen Zahn zulegen, und Washington erhöhte auf vierzig. Der Rhythmus der Kalifornier geriet ins Schwanken und wurde unregelmässig.

Die letzte halbe Meile war angebrochen. Kalifornien und Washington flogen den Wasserkorridor zwischen den Booten der Zuschauer entlang. Die Zuschauer in den Ruderbooten standen auf, um besser sehen zu können, und riskierten dabei ein unfreiwilliges Bad. Einige grosse Ausflugsdampfer neigten sich bedenklich zur Flussmitte, weil

die Zuschauer alle an die Reling strömten. Ihr Geschrei hüllte die Ruderer ein. Bootspfeifen schrillten. Auf dem Steg vor dem Bootshaus von Washington schwenkte Evanda May Calimar, die Köchin der Mannschaft, eine Bratpfanne über dem Kopf und feuerte die Jungs mit lautem Geheul an. Unter den Reportern aus Washington im Pressewagen brach Tumult aus. George Varnell von der *Seattle Times* stopfte sich seinen Presseausweis in den Mund und kaute darauf herum. Tom Bolles schlug einem Fremden seinen alten Glückshut auf den Rücken. Royal Brougham rief: «Schneller, Washington, schneller!» Nur Al Ulbrickson blieb stumm und wie festgenagelt auf seinem Platz sitzen, den Blick seiner kalten grauen Augen unverwandt auf die weissen Ruderblätter draussen auf dem Fluss gerichtet. Joe Williams vom *World-Telegram* musterte ihn verstohlen und dachte: «In den Adern dieses Mannes fliesst Eis wasser.»

Die Ziellinie tauchte vor den Booten aus der Dunkelheit auf. Bobby Moch tat einen unartikulierten Schrei. Johnny White auf Platz drei hatte plötzlich das Gefühl, dass sie flogen und nicht mehr ruderten. Stub McMillin hätte zu gern ganz kurz zu der Bahn hinübergeblickt, auf der Kalifornien sein musste, aber er wagte es nicht. Shorty Hunt auf Platz sechs hörte in einem Radiogerät aufgeregt jemanden schreien. Er versuchte die Worte zu verstehen, begriff aber nur, dass offenbar etwas schrecklich Aufregendes passierte. Er hatte keine Ahnung vom Stand der Dinge, nur dass das Boot der Kalifornier bisher noch nicht in seinem Blickfeld aufgetaucht war. Unverwandt hielt er den Blick auf Joes Nacken gerichtet und ruderte, was das Zeug hielt. Joe war ganz auf den fließenden Bewegungsablauf konzentriert, und ein einziger Gedanke, das alte Mantra der Mannschaft, ging ihm fortwährend durch den Kopf. Immer wieder hörte er es, nicht in seiner Stimme, sondern mit George Pockocks gepflegtem Oxford-Akzent: «M-I-B, M-I-B, M-I-B.»

Dann, auf den letzten zweihundert Metern, hörte auch das Denken auf, und plötzlich kehrten die Schmerzen mit voller Wucht zurück, erfassten sie alle auf einmal und fuhren ihnen sengend durch Beine, Arme, Schultern und Rücken und durch Herzen und Lungen, während sie verzweifelt keuchend Luft holten. In einem spektakulären Endspurt mit vierzig Schlägen pro Minute flog Washington durch das aufgeweichte Wasser an Kalifornien vorbei. Mit jedem Ruderschlag vergrößerten die Jungs den Abstand zu ihren Rivalen um eine Sitzlänge. Als die beiden Boote im letzten Dämmerlicht die Ziellinie überquerten, klappte zwischen dem Heck der *Husky Clipper* und dem Bug der *California Clipper* bereits ein schmaler Spalt Wasser.

Im Pressewagen zuckten Al Ulbricksons Mundwinkel verhalten, und eine Art Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Dann setzten seine Kiefer sich wieder in Bewegung und kauten langsam und methodisch. George Pocock, der neben ihm stand, warf den Kopf zurück und heulte wie ein Werwolf. Tom Bolles bearbeitete mit seinem alten Hut weiter den Rücken seines Vordermanns, und George Varnell pulte sich die Überreste seines Presseausweises aus dem Mund. In Seattle schlugen Hazel Ulbrickson und ihr Sohn Al mit den Fäusten auf die Glasplatte des Couchtisches ein, bis sie in Dutzende von Scherben zerbrach. Auf der Autobrücke hatte Mike Bogo das ganz besondere Vergnügen, in rascher Folge sieben Bomben zu zünden. Die Jungs im Boot reckten die Fäuste zum Nachthimmel.

Ulbrickson sass lange Zeit nur da und starrte in die Dunkelheit, während Fans ihm gratulierten und auf den Rücken klopfen. Als er endlich aufstand, sagte er zur Schar der Reporter nur: «Tja, sie haben es spannend gemacht, aber sie haben gewonnen.» Er fügte hinzu: «Der kleine Moch scheint gewusst zu haben, was er tat.»

Washington war amerikanischer Meister geworden und hatte gleich dreifach auf dem Hudson gesiegt. Der spektakuläre Überraschungssieg

der ersten Mannschaft an diesem Tag war ein Drama von historischen Dimensionen. Im Pressezentrum im Bahnhof von Poughkeepsie setzten sich die Journalisten des Landes an die Schreibmaschinen und überschlugen sich mit Superlativen. Die *New York Times* sprach von einem «Höhepunkt in der Geschichte von Poughkeepsie», die *New York Post* von einem «spektakulären und beispiellosen», der *Christian Science Monitor* von einem «fulminanten» Rennen. James Burchard vom *World-Telegram* fand originellere Worte: «Es ging um Psychologie, um Nerven und um intelligentes Rudern. Mochs Kopf war besser als jeder Riemen im Boot von Washington.» Royal Brougham überlegte lange, wie er Bobby Mochs Taktik beschreiben sollte. Zuletzt entschied er sich für die Worte: «Er war definitiv kaltblütig.»

Al Ulbrickson stieg zum Fluss hinunter und begleitete die Jungs mit seinem Motorboot durch die warme Sommernacht flussaufwärts zum Bootshaus. Die Jungs ruderten makellos, mit jener aussergewöhnlichen Anmut und Präzision, die rasch zu ihrem Markenzeichen werden sollte. Ulbrickson nahm sein Megafon und rief über dem Brummen des Bootsmotors: «Das ist es! Warum habt ihr vorhin im Rennen nicht so gerudert?» Die Jungs sahen einander an und grinsten nervös. Niemand wusste, ob Ulbrickson es ernst meinte oder nur einen Scherz machte.

Er machte nur einen Scherz, allerdings mit einem Hintersinn. Um sein Ziel zu erreichen, musste er Ebright noch einmal besiegen. In weniger als zwei Wochen mussten sie noch zweimal antreten, in zwei 2'000-Meter-Rennen um die Fahrkarte nach Berlin. In einem dieser Rennen würde Kalifornien auf der Bahn neben ihnen fahren, eine letzte Chance für eine Revanche. Wer in Princeton gewann, fuhr nach Deutschland. Ulbrickson wollte nicht, dass der Erfolg seinen Jungs zu Kopf stieg. Und so sehr ihn der Sieg freute, nagte doch Mochs eigen-

mächtiges Handeln an ihm. Jedenfalls musste er den Jungen daran erinnern, wer hier das Sagen hatte.

Aber dänischer Sauertopf hin oder her, er musste auch ein paar Worte finden, die dem Anlass gerecht wurden. Bei ihrer Rückkehr zum Bootshaus drängten sich auf dem schwankenden Anleger und vor dem Gebäude lärmend einige Hundert begeisterte Fans. Die Jungs kletterten aus dem Boot und warfen Bobby Moch zur Freude der Zuschauer in den Hudson. Dann zogen sie ihn wieder heraus, stellten sich in geschlossener Reihe auf und marschierten zum Haus, wo sie nur einigen wenigen Journalisten aus Seattle Zutritt gewährten.

Ulbrickson stieg auf eine Bank, und die Jungs, die noch die Trikots der Verlierer in der Hand hielten, setzten sich auf den Boden um ihn herum. «Ihr habt heute Geschichte geschrieben, ihr Ruderer und Steuermänner der Freshman-, Junior- und ersten Mannschaft. Ich bin stolz auf euch. Die Söhne und Töchter Washingtons sind stolz auf euch ... Nie in der Geschichte hat eine Mannschaft tapferer um die begehrteste Auszeichnung im Rudern gekämpft, die dieses Land zu vergeben hat, als die erste Mannschaft heute. Und ich kann nur sagen, dass ich stolz und sehr glücklich bin.» Er machte eine Pause, liess den Blick durch den Raum schweifen und fügte hinzu: «Ich glaube nicht, dass ich je ein besseres Rennen erleben werde.»

Er stieg von der Bank herunter. Es folgte kein Beifall. Niemand stand auf und klatschte. Alle blieben sitzen und nahmen den Moment stumm in sich auf. An jenem stürmischen Abend im Januar 1935, als Ulbrickson zum ersten Mal offen von einer möglichen Teilnahme an den Olympischen Spielen gesprochen hatte, hatten noch alle geklatscht. Doch damals war es ihnen wie ein Traum vorgekommen. Jetzt standen sie kurz davor, diesen Traum wahr werden zu lassen. Zu klatschen erschien ihnen irgendwie gefährlich.

## Kapitel 15



*Das Geheimnis erfolgreicher Rudermannschaften liegt in ihrem «Swing», jener vierten Dimension des Ruderns, die nur von einem Ruderer gewürdigt werden kann, der sie schon einmal erlebt hat. Eine swingende Mannschaft rudert mit einer geradezu unheimlichen Harmonie, und die harte Arbeit des Ruderns wird zum reinen Vergnügen.*

- George Yeoman Pocock

«Seit vier Jahren beherrschen jetzt schon ungehobelte Auswärtige aus dem fernen Westen den Hudson», schimpfte Joe Williams vom *New York World-Telegram* am Tag nach den Rennen von Poughkeepsie. «Die Regatta hat ihre ursprüngliche Form und Gestalt verloren. Sie ist keine Veranstaltung des Ostens mehr ... Wenn die eine Mannschaft aus dem Westen nicht gewinnt, tut es die andere ... Washington hat gestern alles mitgenommen, was zu bekommen war. Die Einwohner waren erleichtert, dass die Besucher den Anstand hatten, Brücken und Fähren wieder zu verlassen.» Anschliessend forderte Williams noch – wohl im Scherz – Präsident Roosevelt auf, in dieser «sehr beunruhigenden Situation» Abhilfe zu schaffen.

Das Ganze mag mit einem Augenzwinkern geschrieben sein, aber in ihrem Kern waren Williams' Gedanken für Tausende von Ruderfans

aus dem Osten bitterer Ernst – ihre Universitäten hatten bei einer Regatta nichts mehr zu melden, deren ursprünglicher Sinn und Zweck es gewesen war, die eigenen Ruderkünste im sportlichen Wettkampf vorzuführen.

Nicht nur für Sportreporter und Fans aus dem Osten stellte die Regatta von 1936 einen Umbruch dar. Auch Ky Ebright wusste, was die Stunde geschlagen hatte, und war klug genug, es auch offen zuzugeben. Während der Vorbereitungen für die Reise seiner eigenen Jungs nach Princeton zur Olympiaqualifikation sagte er über Joe und seine Kameraden: «Sie sind die beste Rudermannschaft von Amerika und sollten nach Berlin fahren. Die anderen Länder werden sich anstrengen müssen, um sie bei den Olympischen Spielen zu schlagen.» Das war nicht die übliche Untertreibung der eigenen Chancen vor einem Rennen, wie er und Ulbrickson sie so regelmässig pflegten. Ebright meinte es diesmal ernst, und er musste auch die Erwartungen in Berkeley dämpfen. Natürlich würde er nach Princeton fahren und um einen Startplatz in Berlin kämpfen, aber er wusste auch, wie sehr der von Bobby Moch so kaltblütig inszenierte Überraschungssieg seine eigene Mannschaft demoralisiert hatte. Das Rennen, das Washington gefahren war, war Herausforderung und Wagnis zugleich, vor allem aber eine angriffslustige Warnung an die Konkurrenz – niemand sollte es wagen, ihnen zu nahe zu kommen.

Am 1. Juli, nach einer entspannten Trainingswoche in Poughkeepsie, packten die Jungs wieder, luden die *Husky Clipper* in einen Gepäckwagen und brachen zur Olympiaqualifikation 1936 auf. Um sechs Uhr abends trafen sie in Princeton ein, in der elitären Welt der Ivy League, einer Welt des Statusdenkens und ehrwürdiger Traditionen, des kultivierten Geschmacks und stillschweigend vorausgesetzten Klassendenkens, in der sich die Söhne von Bankiers, Anwälten und Senatoren



tummelten. Für junge Männer, deren Eltern aus der Arbeiterschicht stammten, war es eine fremde Welt, die sie verunsicherte, aber auch neugierig machte.

Sie zogen in das herrschaftliche Princeton Inn am Rand der gepflegten Rasenflächen des Springdale Golf Club, einen Palast, neben dem sogar das Haus des Präsidenten in Hyde Park ein wenig schlicht wirkte. Von ihren Zimmern konnten sie sehen, wie die Studenten der Universität in ihren Knickerbockers und mit ihren Burlington-Kniestrümpfen und Tweedmützen über den Golfplatz schlenderten. Die Jungs erkundeten den Lake Carnegie und besichtigten das Bootshaus von Princeton und seine Einrichtungen, ein grosses steinernes Gebäude mit gotischen Bögen an den Eingängen zu den Aufbewahrungsplätzen der Boote, etwas ganz anderes als die mit Schindeln verkleideten Häuser ihrer Heimat. Der Unterschied zu ihrem umfunktionierten Hangar hätte grösser nicht sein können. Das Bootshaus hier erinnerte mehr an die neue Suzallobibliothek in Seattle. Sogar der See zeugte von Reichtum und Privilegien. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts hatten die Mannschaften von Princeton noch auf einem Kanal gerudert, der die Flüsse Delaware und Raritan verband und südlich am Campus vorbeiführte. Doch hatten die Studenten Schwierigkeiten gehabt, zwischen den Kohleschiffen und Vergnügungsbooten zu rudern, die den Kanal ebenfalls benützten, und Andrew Carnegie beauftragt, einen eigenen See für sie anzulegen. Für rund hunderttausend Dollar, nach heutigem Wert zweieinhalb Millionen Dollar, kaufte Carnegie klammheimlich fünf Kilometer des Millstone River mit den daran angrenzenden Grundstücken auf. Dann staute er den Fluss und legte eine erstklassige Ruderstrecke an – flach, gerade, geschützt, schön anzusehen und ganz ohne Kohleschiffe.

In den ersten Tagen in Princeton spannten die Jungs im Wesentlichen aus und schwelgten in dem vornehmen Ambiente von Hotel und

Country Club. Don Hume kurierte die unangenehmen Folgen einer hartnäckigen Erkältung aus. Zweimal täglich absolvierten sie ein leichtes Rudertraining. Vor allem übten sie Sprints mit hoher Schlagzahl und schnelle Starts. Schnelle Starts waren bei einem 2'000-Meter-Rennen besonders wichtig, und sie hatten in letzter Zeit Schwierigkeiten damit gehabt.

Sechs Mannschaften konkurrierten um die Olympiateilnahme: Washington, Kalifornien, Pennsylvania, Navy, Princeton und der New York Athletic Club. Am 4. Juli sollten sie zunächst in zwei Vorläufen jeweils zu dritt gegeneinander fahren. Die beiden schnellsten Boote aus jedem Vorlauf, also insgesamt vier Boote, sollten dann am folgenden Tag zur Endausscheidung antreten.

Als der Tag der Vorläufe näher rückte, wurde es drückend heiss – eine erste Ankündigung der mörderischen Hitzewelle, die den Osten in diesem Sommer heimsuchte. Am Abend des 3. Juli waren die Jungs nervös und aufgekratzt. Ihnen wurde allmählich bewusst, um was es ging. In der schwülen Hitze konnten sie nicht einschlafen. Al Ulrickson ging von Zimmer zu Zimmer und versuchte sie zu beruhigen, aber seine Stimme verriet seine eigene Anspannung. Am Abend sassen Joe und Roger noch lange nach dem Ausschalten der Lichter im Dunkeln und erzählten sich Witze und Geschichten, um sich abzulenken. Ab und zu leuchtete ein orangefarbenes Pünktchen durch das Dunkel, wenn Chuck Day an einer verbotenen Zigarette zog.

Wegen des Vorlaufs am nächsten Tag waren sie nicht wirklich besorgt. Sie würden gegen Princeton und die Winged Footers des New York Athletic Club antreten. Beide waren keine ernsthaften Konkurrenten. Kalifornien dagegen musste gegen Pennsylvania und Navy fahren, zwei hervorragende Kurzstreckenmannschaften. Sorgen bereitete ihnen vor allem, was danach kam. Pennsylvania hatte drei der acht Ruderer von Poughkeepsie ausgetauscht und durch Studenten ersetzt, die ihr Studium vor Kurzem abgeschlossen hatten und deshalb bei einer

Hochschulregatta nicht antreten durften, sehr wohl aber bei der Qualifikation für Olympia. Navy hatte Lieutenant Vic Krulak vom Marinekorps als neuen Steuermann an Bord. Auch Kalifornien hatte Ehemalige in die Mannschaft aufgenommen. Einzig die Mannschaft aus Washington bestand ausschliesslich aus Studenten. Wenn sie sich im Vorlauf qualifizierte, traf sie im Endlauf auf zumindest teilweise unbekannte Gegner – Gegner, die angeblich besser waren als die, die sie soeben in Poughkeepsie besiegt hatte.

Am Samstag, den 4. Juli, traten die Jungs um kurz vor halb sieben abends aus dem Bootshaus von Princeton. Es war schwül. An den Ufern des Sees hatten sich einige Tausend Zuschauer versammelt. Die meisten sassen auf der neu errichteten Tribüne an der Ziellinie. Die Jungs manövierten die *Husky Clipper* rückwärts in die Startbucht, eine speziell für die Olympiaqualifikation erbaute schwimmende Plattform, und warteten.

Die Startpistole knallte. Die *Husky Clipper* schoss mit einer hohen Schlagzahl von achtunddreissig aus der Bucht und ging nahezu sofort in Führung. Nach etwa einer Minute wies Moch Hume an, die Schlagzahl zu senken. Hume ging auf vierunddreissig herunter und in der dritten Minute auf zweiunddreissig. Trotzdem blieben sie vorn und konnten ihre Führung sogar noch ausbauen. Die Winged Footers des New York Athletic Club und die Jungs aus Princeton ruderten beide mit fünfunddreissig. Auf halber Strecke hatte Washington sich von den anderen beiden Booten gelöst. Im Endspurt vor der Ziellinie griffen die Winged Footers noch einmal an, zogen an Princeton vorbei und forderten Washington heraus. Moch wies Hume an, wieder auf achtunddreissig zu erhöhen. Die *Husky Clipper* beschleunigte und ging mit zweieinhalb Längen Vorsprung vor den Winged Footers durchs Ziel.

Joe und seine Kameraden waren trotz ihres Selbstvertrauens überrascht, wie mühelos sie gewonnen hatten. Sie waren noch nicht einmal

richtig ins Schwitzen geraten. Sie ruderten aus der Rennbahn und fuhren auf Höhe der 1500-Meter-Markierung zum Ufer. Die entscheidende Frage war, wie die Kalifornier sich in ihrem Vorlauf schlagen würden, und das wollten sie mit eigenen Augen sehen.

Um Punkt sieben gingen Navy, Pennsylvania und Kalifornien mit hoher Schlagzahl vom Start los. Die ersten tausend Meter lagen die drei Boote gleichauf und wechselten sich mehr oder weniger in der Führung ab. Dann erhöhte Pennsylvania das Tempo und zog langsam vorneweg. Doch auf den letzten fünfhundert Metern brachte Kalifornien die Fans auf der Tribüne auf die Beine. Die Jungs aus Berkeley setzten zu einem gewaltigen Endspurt an, flogen förmlich an Navy und Pennsylvania vorbei und gewannen mit einer viertel Länge Vorsprung. Es war ein beeindruckender Sieg und die Bestätigung eines langjährigen Glaubens, den auch viele der an diesem Tag anwesenden Trainer und Journalisten teilten – dass nämlich Washington zwar die langen Strecken in Poughkeepsie und Seattle gewinnen konnte, Kalifornien aber auf der Kurzstrecke nach wie vor überlegen war. Dem konnte man nur schwer widersprechen. Kalifornien hatte seinen Vorlauf mit 6:07,8 abgeschlossen, Washington hatte für dieselbe Strecke exakt zehn Sekunden länger gebraucht, nämlich 6:17,8. «Eine Vorgabe, die die Huskies kaum einholen werden», schrieb die *New York Sun*.

Als Joe und seine Kameraden an diesem Abend wieder im Princeton waren, meldete sich ihre Nervosität machtvoll zurück. Wieder ging Al Ulbrickson einen grossen Teil des Abends von Zimmer zu Zimmer, setzte sich ans Fussende der Betten, sprach seinen Jungs Mut zu, erinnerte sie daran, dass sie in Poughkeepsie auch eine Art Sprint auf die letzten zweitausend Meter gewonnen hätten, und sagte, was sie eigentlich schon wussten, aber gar nicht oft genug hören konnten – dass sie

jede Mannschaft in Amerika auf jeder Strecke schlagen könnten, auch Kalifornien. Sie müssten nur weiterhin aneinander glauben.

Sie nickten zustimmend. Was sie in diesem Frühjahr erlebt hatten – die Gemeinschaft, die sie gleich beim ersten gemeinsamen Training gespürt hatten, den souveränen Sieg über Kalifornien auf dem Lake Washington, den spektakulären Überraschungssieg in Poughkeepsie und den fast mühelosen Sieg in der Vorrunde –, hatte sie in jeder Hinsicht davon überzeugt, dass sie zusammen Grosses leisten konnten. Jeder hatte vollkommenes Vertrauen zum anderen. Doch darum ging es gar nicht mehr. Viel schwieriger war, auch an sich selbst zu glauben. Die Furcht zu versagen nagte weiter an ihnen.

Später am Abend, als Ulbrickson sich schliesslich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, stahlen sie sich einzeln oder zu zweit aus dem Hotel und spazierten am Seeufer entlang. Der Mond stand gross und rund über ihnen, das Wasser funkelte silbern. Grillen zirpten im Gras zu ihren Füßen, Zikaden sangen über ihren Köpfen in den Bäumen. Sie blickten zum mondhellen Sternenhimmel hinauf, unterhielten sich leise und riefen sich ihre bisherigen Erfolge ins Gedächtnis. Für einige reichte das. Joe erinnerte sich noch viele Jahre später, wie er an diesem Abend plötzlich eine tiefe Ruhe und Entschlossenheit gespürt hatte. In den frühen Morgenstunden kehrten sie endlich in ihre Zimmer zurück und legten sich hin – einige schliefen friedlich, andere unruhig.

Als Chuck Day am Morgen aufwachte, schrieb er in sein Tagebuch: «Endausscheidung für Olympia, sehr aufgeregt, aber zuversichtlich.» Johnny White schrieb: «Beim Aufwachen hatten wir alle Angst und gingen immer wieder zu Alvin.»

Al Ulbrickson dürfte selbst einigermaßen angespannt gewesen sein. Dieser Tag würde über sein Schicksal entscheiden. Viele Trainerkolle-

gen wollten dem Rennen am Abend persönlich beiwohnen – nicht nur Ebright, sondern auch der alte Jim Ten Eyck von Syracuse, Ed Leader von Yale, Jim Wray von Cornell und Constance Titus, der als Ruderer bei den Olympischen Spielen 1904 Bronze gewonnen hatte. Auch Royal Brougham wollte anwesend sein, der das Rennen live für fünfzig Radiostationen des Senders CBS moderieren würde. Ganz Seattle und ein grosser Teil des übrigen Landes würde zuhören. Wenn die Jungs ihn im Stich liessen, konnte er sich nirgends verstecken.

Es donnerte und blitzte an diesem Vormittag über New Jersey, Regen prasselte auf das Dach des Princeton Inn. Doch um Mittag verzogen sich die Wolken zum Horizont, es wurde heiss und schwül, blieb aber klar. Der See war spiegelglatt und reflektierte den durchscheinend blauen Himmel. Die Endausscheidung sollte erst um fünf beginnen. Die Jungs verbrachten den grössten Teil des Tages faul im Bootshaus von Princeton und versuchten, Ruhe zu bewahren. Am späteren Nachmittag trafen schwarze Limousinen und Coupes mit Ruderfans am See ein. Die Fahrer parkten im Schatten der Bäume entlang der letzten hundert Meter der Rennstrecke, breiteten Picknickdecken auf dem Rasen aus und öffneten Esskörbe mit belegten Broten und kalten Getränken. Die Tribüne an der Ziellinie füllte sich nach und nach mit Zuschauern, die sich mit Programmen Luft zufächelten – Männer mit Fedora- und Panamahüten und Frauen mit flachkrepfigen Hüten, die sie sich in kecken Winkeln auf den Kopf gesetzt hatten. Insgesamt trotzten etwa zehntausend Menschen der Hitze, um das sechsminütige Rennen zu sehen – sechs Minuten, in denen sich nur der Traum einer Mannschaft von vieren erfüllen würde.

Um Viertel vor fünf ruderten die erst- und zweitplatzierten Mannschaften des Vortages vom Bootshaus von Princeton auf den See hinaus – Kalifornien, Pennsylvania, Washington und der New York Athletic Club. Sie fuhren unter den anmutig geschwungenen Bögen einer

steinernen Brücke hindurch, um eine weite Kurve des Sees herum und dann die Rennstrecke zur Startlinie hinauf. Die Winged Footers wendeten als Erste und fuhren rückwärts in die erste Bucht, gefolgt von Pennsylvania. Als Washington dasselbe tun wollte, versperrte ein grosser, widerspenstiger weisser Schwan dem Boot den Weg. Erst als Bobby Moch ihn mit seinem Megafon anbrüllte und mit den Armen fuchtelte, bequemte er sich endlich, langsam wegzuschwimmen. Dann nahm auch Kalifornien die Startposition ein.

Die Schatten der hohen Bäume am Ufer fielen in der Nachmittags-sonne lang über die Startplattformen und die Boote, aber die Hitze hatte noch kaum nachgelassen. Die Jungs aus Washington sassen mit nacktem Oberkörper im Boot, ihre Trikots hatten sie vor dem Einsteigen abgelegt. Mit den Riemen im Wasser warteten sie auf den Beginn des Rennens. Unverwandt starteten sie auf den Rücken des jeweiligen Vordermanns, versuchten langsam und entspannt zu atmen und Gefühle und Gedanken auf das Boot zu konzentrieren. Bobby Moch langte unter seinen Sitz und berührte Tom Bolles' Glückshut, einige zusätzliche Gramm Gewicht für eine Menge Glück.

Kurz nach fünf rief der Starter: «Sind alle bereit?» Alle vier Steuer-männer liessen gleichzeitig die Hände fallen. Sofort ertönte der Startschuss.

Washington hatte einen schlechten Start. Während der ersten vier oder fünf Ruderschläge passierte Gordy Adam und Stub McMillin das sogenannte «Auswischen» – ihre Riemen tauchten aus dem Wasser auf, bevor sie ganz durchgezogen hatten. Als Folge geriet das Boot für einen Moment aus dem Gleichgewicht und ein Teil des entscheidenden Schwungs, den die Mannschaft beim Start aufbauen wollte, ging verloren. Die anderen drei Boote flogen voraus. Erst beim nächsten Schlag tauchten alle acht Riemen sauber und in vollkommener Harmonie ins Wasser ein.

Der New York Athletic Club ging kurz in Führung, doch Pennsylvania eroberte sich den Spitzenplatz mit einer hohen Schlagzahl von vierzig sofort wieder zurück. Kalifornien folgte mit achtunddreissig Schlägen pro Minute auf dem dritten Platz, mit drei Metern Vorsprung vor dem Bug von Washington. Bobby Moch und Don Hume erhöhten die Schlagzahl auf neununddreissig, um wieder in Schwung zu kommen, senkten sie anschliessend aber sofort wieder auf achtunddreissig, dann siebenunddreissig, sechsunddreissig und schliesslich fünfunddreissig. Trotz sinkender Schlagzahl konnte die *Husky Clipper* den Abstand zu Kalifornien halten. Pennsylvania eilte mit furiosen neununddreissig schäumend voraus. Nach den ersten fünfhundert Metern stellte Bobby Moch fest, dass sie langsam zu Kalifornien aufholten. Er wies Hume an, die Schlagzahl noch einmal zu senken, und Hume gehorchte mit erstaunlich niedrigen vierunddreissig. Als sie sich der 1'000-Meter-Marke näherten, machte der New York Athletic Club plötzlich schlapp und fiel hinter Washington zurück. Pennsylvania führte weiterhin mit einer drei viertel Länge und konnte den Vorsprung zu Kalifornien sogar noch ein wenig ausbauen. Die *Husky Clipper* blieb Kalifornien auf den Fersen. Die Jungs ruderten weiterhin mit vierunddreissig Schlägen.

Doch mit was für Schlägen! Don Hume auf der Backbord- und Joe Rantz auf der Steuerbordseite gaben das Tempo mit langen, fliessenden Bewegungen vor, und die Jungs hinter ihnen fielen perfekt in ihren Rhythmus ein. Vom Seeufer sahen Ruderer, Riemen und Boot aus wie ein einziges Wesen, das sich voller Anmut und Kraft zusammenzog und streckte und über die Wasseroberfläche glitt. Acht nackte Rücken schwangen in vollendeter Harmonie vor und zurück, acht weisse Ruderblätter tauchten genau im selben Moment in das spiegelglatte Wasser ein und wieder auf. Nahezu lautlos verschwanden sie im Wasser und verursachten kaum Wellen. Und wenn sie wieder auftauchten, glitt



das Boot wie von Geisterhand getrieben trotzdem weiter, ohne langsamer zu werden.

Kurz vor der 1500-Meter-Marke beugte sich Bobby Moch zu Don Hume vor und rief: «Da ist Kalifornien. Jetzt zeigen wir es denen!» Hume erhöhte die Schlagzahl nur geringfügig auf sechsunddreissig, und schon zogen sie Sitz für Sitz an Kalifornien vorbei. Dann schoben sie sich an das Heck von Pennsylvania heran. Der Schlagmann von Pennsylvania, Lloyd Saxton, sah den Bug der *Husky Clipper* näherkommen und erhöhte die Schlagzahl auf mörderische einundvierzig. Doch mehr Schläge bedeuteten unweigerlich auch kürzere Schläge. Als Saxton die Abstände der «Pfützen» sah, die die Riemen der Mannschaft aus Washington im Wasser hinterliessen, war er fassungslos. «Sie lagen anderthalb Meter auseinander und unsere höchstens einen», sagte er nach dem Rennen. «Es war unglaublich.» Washington ging mit Pennsylvania gleichauf.

Aber noch hatte Bobby Moch nicht voll aufgedreht. Jetzt, keine fünfhundert Meter vor dem Ziel, änderte sich das. Er befahl Hume, das Tempo weiter zu erhöhen. Die Schlagzahl stieg auf neununddreissig und dann gleich auf vierzig. Fünf oder sechs Schläge lang lagen die beiden Boote abwechselnd vorne wie zwei nebeneinandergaloppierende Rennpferde. Dann ging Washington entschlossen in Führung. Der Rest war ein Kinderspiel, wie Gordy Adam später sagte. Vierhundert Meter vor dem Ziel rauschte Washington an den erschöpften Jungs von Pennsylvania vorbei wie ein Schnellzug am morgendlichen Milchzug und legte kraftvoll und mit vollendeter Eleganz den Rest der Strecke zurück. Bei den letzten zwanzig Schlägen, schrieb Shorty Hunt am folgenden Tag seinen Eltern, habe er sich «so gut gefühlt wie noch nie in einem Boot». Auf den letzten Metern hatten sie eine volle Bootslänge Vorsprung. Als sie die Linie überquerten, stand Bobby Moch allen Gesetzen der Physik und Vernunft zum Trotz plötzlich aufrecht im

Heck des sechzig Zentimeter breiten Achters und reckte triumphierend die Faust.

Pennsylvania wurde Zweiter, Kalifornien Dritter. Das Boot des New York Athletic Club glitt mehr oder weniger antriebslos mit drei viertel Bootslängen Abstand über die Ziellinie. Die Hälfte der Mannschaft hing einem Hitzschlag nahe schlaff über den Riemen.

Überall im Bundesstaat Washington – in den verrauchten kleinen Holzstädten draussen auf der Olympic-Halbinsel, in den sumpfigen Milchfarmen in den Cascades, in den vornehmen viktorianischen Häusern auf dem Capitol Hill von Seattle und im zugigen Bootshaus der Huskies unten am Montlake Cut – feierten die Menschen begeistert den Sieg. Eltern eilten in die Büros der Western Union, um ihren Söhnen im Osten telegrafisch zu gratulieren, Zeitungsjournalisten überlegten hastig Schlagzeilen, Barkeeper gaben Gratisrunden aus. Ein Traum war Wirklichkeit geworden. Ihre Jungs fuhren zu den Olympischen Spielen. Zum ersten Mal überhaupt spielte Seattle auf internationalem Parkett eine Rolle.

Auch Joyce und die Kinder, die das Rennen in Harry Rantz' halbfertigem Haus am Lake Washington im Radio verfolgt hatten, jubelten. Harry sagte nichts, aber dann strahlte er plötzlich, wühlte in einer Kiste, zog eine grosse amerikanische Fahne heraus, befestigte sie an der Wand über dem Radio und trat einen Schritt zurück, um sie zu bewundern. Die Kinder rannten zu ihren Freunden in der Nachbarschaft, um ihnen die freudige Nachricht zu verkünden. Joyce sammelte lächelnd die Erdnusschalen ein, die sie auf den Boden hatten fallen lassen. Ihre Freude enthielt einen kleinen Wermutstropfen: Joe würde jetzt erst Ende Sommer nach Hause kommen. Aber das war nebensächlich und zählte nichts im Vergleich zu der Freude, die sie empfand, wenn sie sich vorstellte, wie Joe bei seiner Rückkehr im Herbst in einer Olympiainform aus dem Zug steigen würde.

Breit grinsend paddelten Joe und seine Kameraden zum Bootshaus von Princeton zurück, warfen Bobby Moch ins Wasser, zogen ihn wieder heraus und nahmen Aufstellung für die Presse- und Nachrichtenfotografen, die auf dem Steg auf sie warteten. Henry Penn Burke, der Vorsitzende des Amerikanischen Olympischen Ruderkomitees, trat neben Bobby Moch und hielt ihm einen silbernen Pokal hin. Unter dem Surren der Nachrichtenkameras ergriff Moch tropfnass und mit nacktem Oberkörper den einen Henkel, während Burke in Anzug und Krawatte den anderen festhielt. Dann begann Burke zu sprechen und wollte gar nicht mehr aufhören. Die Jungs waren müde, und auf dem Steg war es knallheiss. Sie wollten nur noch unter die Dusche und dann feiern. Doch Burke redete immer weiter. Endlich zog Moch ein wenig am Pokal, und er löste sich aus Burkes Hand. Burke redete unverdrossen weiter. Die Jungs verschwanden unauffällig mit dem Pokal, Burke blieb allein auf dem Steg zurück und sprach vor laufenden Kameras weiter.

Auch Al Ulbrickson gab einen Kommentar vor der Presse ab, der allerdings um einiges kürzer ausfiel. Nach den Gründen für den Erfolg seiner ersten Mannschaft in diesem Jahr gefragt kam er gleich auf den Kern der Sache zu sprechen: «Jeder im Boot hatte absolutes Vertrauen zum anderen ... Man kann den Sieg nicht einem Einzelnen zuschreiben, auch nicht dem Schlagmann Don Hume. Der bedingungslose Zusammenhalt der Mannschaft hat zum Sieg geführt.»

Ulbrickson war kein Dichter, die lyrische Formulierung war Pockocks Ressort, aber er drückte mit seinen Mitteln sehr genau aus, was er empfand. Er muss mit einer Art innerer Gewissheit gespürt haben, dass er endlich gefunden hatte, wonach er jahrelang gesucht hatte. Alles stimmte: Er hatte die richtigen Ruderer mit der richtigen Einstellung, der richtigen Persönlichkeit und den richtigen Fähigkeiten, aus-

serdem ein perfektes Boot, schnittig, ausgeglichen und unglaublich schnell, die richtige Taktik für lange und kurze Strecken und einen intelligenten Steuermann, der blitzschnell und beherrscht auch schwierige Entscheidungen traf. Alles zusammen war mehr, als er und vielleicht auch ein Dichter in Worte fassen konnte – mehr als die Summe der Teile, ein unaussprechliches, grossartiges Geheimnis. Und er wusste, wer entscheidend zu diesem Erfolg beigetragen hatte.

Als er am Abend in der schwülwarmen Dämmerung zusammen mit George Pocock zum Princeton Inn zurückging, blieb er plötzlich stehen, wandte sich an Pocock und streckte die Hand aus. «Danke für Ihre Hilfe, George», sagte er. Pocock erinnerte sich später an diesen Moment: «Aus seinem Mund waren diese Worte das reinste Feuerwerk mit Blaskapelle.»

Am Abend waren die Jungs zum jährlichen Loyal-Shoudy-Bankett eingeladen. An jedem Platz lagen die traditionelle purpurrote Krawatte und ein 5-Dollar-Schein. Doch noch während des Essens und Feierns machten auf den Gängen des Hotels beunruhigende Gerüchte die Runde.

Um acht wurden die Gerüchte zur Gewissheit. Henry Penn Burke hatte nach seiner überlangen Rede auf dem Anleger des Bootshauses Al Ulbrickson, George Pocock und Ray Eckman, den Sportdirektor von Washington, in ein Zimmer gebeten und ihnen eine Art Ultimatum gestellt. Wenn die Jungs aus Washington nach Berlin fahren wollten, dann bitte schön auf eigene Kosten. «Sie müssen für die Reise selbst aufkommen», sagte Burke. «Wir haben das Geld schlicht und ergreifend nicht.» Burke, der zufällig auch Vorsitzender und wichtiger Spendensammler des Pennsylvania Athletic Club in Philadelphia war, fügte hinzu, Pennsylvania verfüge seines Wissens über genügend Geld und würde als zweitplatzierte Mannschaft Washington natürlich gern in Berlin vertreten.

Ähnliche Dramen fanden in dieser Woche in ganz Amerika statt. Das AOC hatte kein Geld. Schwimmer, Fechter und Dutzende weiterer Teams wurden aufgefordert, die Reise nach Berlin zumindest teilweise selbst zu bezahlen. Bis dahin hatten weder dieses Komitee noch das Olympische Ruderkomitee etwas Derartiges verlauten lassen. Ulbrickson fiel aus allen Wolken und war ausser sich. Die Universität hatte schon bei Ehemaligen und Bürgern der Stadt um Geld bitten müssen, damit die Jungs nach Poughkeepsie und Princeton fahren konnten. Dass die Jungs die Reise selbst bezahlten, war völlig ausgeschlossen. Sie waren keine Fabrikantensöhne, sondern stammten aus der amerikanischen Arbeiterschicht. Die Sache stank zum Himmel. Al Ulbrickson und seine Begleiter wollten schon wutentbrannt aus dem Zimmer stürmen, aber Burke redete weiter. Kalifornien sei für die Unkosten 1928 und 1932 auch selbst aufgekommen. Yale habe die Olympiateilnahme 1924 «privat» finanziert. In Seattle lasse sich doch bestimmt ein geeigneter Sponsor auftreiben.

Ulbrickson wusste genau, dass Yale im Geld schwamm und dass 1928, also noch vor der Wirtschaftskrise, Sponsoren viel leichter zu finden gewesen waren als jetzt, 1936. Und Ebright hatte 1932 mit seiner Mannschaft nur knapp sechshundert Kilometer von Berkeley nach Los Angeles fahren müssen. Kalt fragte er Burke, wie viel Geld er bereitstellen müsse und bis wann. Fünftausend Dollar bis Ende der Woche, gab Burke zur Antwort, sonst würde Pennsylvania fahren.

Ulbrickson hielt Kriegsrat mit Royal Brougham und George Varnell, und die drei formulierten in Windeseile Schlagzeilen und Kolonnen, die dem *Post-Intelligencer* und der *Times* telegraphiert werden und dort am folgenden Tag erscheinen sollten. Wenige Minuten später begannen in Seattle die Telefone zu klingeln. Ray Eckman rief seinen Assistenten Carl Kilgore zu Hilfe, und Kilgore begann in Seattle her-

umzutelefonieren. Um zweiundzwanzig Uhr Ortszeit hatte Kilgore Dutzende wichtiger Bürger für die Sache gewonnen und einen ersten Schlachtplan entworfen. Am nächsten Morgen wollte man eine Einsatzzentrale im Athletic Club eröffnen, einen Leiter benennen und Gruppen von Helfern einteilen. In der Zwischenzeit wurde eifrig weitertelefoniert. Ulbrickson beruhigte unterdessen seine Leute. Sie sollten sich auf keinen Fall über diesen ganzen Quatsch aufregen. Er erzählte ihnen so wenig wie möglich von den Geldproblemen, und sie gingen später in dem Glauben schlafen, es würde alles gut werden.

Am folgenden Morgen schrieb Shorty Hunt einen kurzen Brief an seine Eltern: «Ein Traum ist wahr geworden! Junge, was haben wir doch für ein Glück! Niemand kann mir erzählen, dass Fortuna nicht auf unserer Seite stand.» Er futterte zusammen mit seinen Kameraden Melone und Eis zum Frühstück, anschliessend ruderten sie für die Wochenschaukameras von Fox Movietone ein paar Meter.

Als die Einwohner von Seattle wenige Stunden später aufwachten, erwarteten sie alarmierende Zeitungsschlagzeilen und Rundfunknachrichten. Die gesamte Stadt machte sich an die Arbeit. Studentinnen, die Semesterferien hatten, gingen mit Sammelbüchsen in ihren Vierteln von Tür zu Tür. Paul Coughlin, der Präsident des Ehemaligenvereins, telefonierte mit prominenten ehemaligen Absolventen der Universität. Hastig wurden Tausende Anhängeschildchen gedruckt und von Studenten auf den Gängen der Universität für fünfzig Cent das Stück verkauft. Rundfunkansager unterbrachen ihr morgendliches Programm für Spendenaufrufe. I. F. Dix, der Generaldirektor der Pacific Telephone and Telegraph Company, übernahm den Vorsitz der Kampagne. Sein Büro versandte in kurzer Folge Telegramme an die Handelskammern aller grossen und kleinen Städte des Bundesstaats. Über tausend Briefe

wurden an Büros der Veteranenorganisation American Legion und an andere bürgerliche und gemeinnützige Vereine geschickt.

Am Nachmittag gingen die ersten Gelder und Zusagen ein: gleich vorneweg als saftiges Startkapital 500 Dollar der *Seattle Times*, dann 5 Dollar der Bierstube Hide-Away, 50 Dollar der mächtigen Standard Oil Company, 1 Dollar eines Spenders, der ungenannt bleiben wollte, und 5 Dollar von Cecil Blogg aus Tacoma, einem Steuermann Hiram Conibears. Auch aus den Heimatstädten der Jungs, in denen ihre Erfolge schon seit Wochen Schlagzeilen machten, traf Geld ein: 50 Dollar aus Montesano, der Heimat Bobby Mochs, 50 Dollar aus Bellingham, dem der Milchfarm, auf der Gordy Adam aufgewachsen war, nächstgelegenen grösseren Ort, 299,25 Dollar aus Don Humes Heimatstadt Olympia und 75 Dollar aus Joe Rantz' Sequim. Die Freiwilligen hatten am Ende des ersten Tages der Kampagne bereits 50-Cent-Schildchen im Wert von 1523 Dollar verkauft. Am Ende des zweiten Tages steckte T.F. Davies, der Vorsitzende der Handelskammer von Seattle, einen gedeckten Scheck über fünftausend Dollar in einen Umschlag und schickte ihn per Luftpost an Al Ulbrickson.

Ulbrickson und seine Jungs bereiteten sich inzwischen für die Überfahrt nach Deutschland auf der SS *Manhattan* am 14. Juli vor. Nur Stunden nach dem Treffen mit Henry Penn Burke und der kurzen Besprechung mit Royal Brougham und George Varnell am selben Abend setzte Ulbrickson sein bestes Pokergesicht auf – anders ausgedrückt, sein normales Gesicht –, kehrte zu Burke und dem AOC zurück und erklärte, Washington habe das Geld für die Reise nach Berlin. Bevor jemand peinliche Fragen stellen konnte, wo er in so kurzer Zeit fünftausend Dollar hatte auftreiben können, nahm er rasch die Einladung des New York Athletic Club an, das Trainingszentrum des Clubs in einem nahegelegenen Vorort am Long Island Sound zu benutzen, und verabschiedete sich aus Princeton.

Als die Jungs, inzwischen offiziell die US-amerikanische olympische Achtermannschaft, sich auf Travers Island niederliessen, waren sie, grösstenteils ohne es zu wissen, auf dem Weg zu nationaler Prominenz. Zu Hause in Seattle waren sie schon die Superstars. Trainer und Journalisten aus dem Osten hatten ihren Weg seit dem Sieg der Freshmen 1934 in Poughkeepsie mit zunehmendem Interesse verfolgt. Jetzt, nach den spektakulären letzten zwanzig Ruderschlägen in Princeton, begannen Journalisten aus dem ganzen Land in Worte zu fassen, was viele schon zwei Wochen zuvor empfunden hatten, als Joe und seine Kameraden in Poughkeepsie so unerwartet aus der Abenddämmerung aufgetaucht waren. Diese jungen Männer waren die vielleicht grösste Hochschulrudermannschaft aller Zeiten.

Travers Island lag am Long Island Sound unmittelbar südlich von New Rochelle. Die 1888 fertiggestellten Trainingseinrichtungen des New York Athletic Club erstreckten sich über ein zwölf Hektar grosses, gepflegtes Gelände mit einem noblen, weitläufigen Clubhaus in der Mitte. Ausgestattet mit einem Speisesaal und einer Austerbar, Billardzimmer, Sporthalle mit allem Drum und Dran, Bootshaus, allen nur denkbaren Trainingsgeräten, einer Anlage für Wurfscheibenschiessen, Baseballplatz, Kegelbahn, Boxring, Tennisplätzen, Squashfeldern, Aschenbahn, Dampfbad, Schwimmbecken, Friseur, allen möglichen weiteren Dienstleistungsbetrieben und weitläufigen Rasenflächen diente es als Country Club für Amateursportler und als Veranstaltungsort wichtiger gesellschaftlicher Ereignisse von Westchester County. Auf dem Long Island Sound konnte man überdies hervorragend rudern. Und was der grösste Vorteil für die Jungs aus den Farmen, Wäldern und Kleinstädten des pazifischen Nordwestens war: Es lag nur wenige Kilometer entfernt von den Geheimnissen und Wundern der Metropole New York.



Die drückende Hitze in dieser Woche über der Ostküste und einem Grossteil von ganz Amerika konnte sie nicht davon abhalten, die Grossstadt zu erkunden. Sie besuchten das Mausoleum mit den sterblichen Überresten von Präsident Grant, wollten an Bord der *Queen Mary* gehen, wurden aber abgewiesen, besichtigten den Campus der Columbia-Universität und das Rockefeller Center, gingen auf dem Broadway spazieren und assen bei Jack Dempsey's. Sie gingen in eine Burlesque der Gebrüder Minsky und kamen mit grossen Augen und verlegenem Grinsen wieder heraus, obwohl Johnny White danach in seinem Tagebuch vermerkte: «Es war übel.» Sie gingen die Wall Street entlang und erinnerten sich, wie ihre Eltern 1929 mit gedämpften Stimmen von diesem Ort gesprochen hatten.

Mit der U-Bahn fuhren sie nach Coney Island hinaus und mussten feststellen, dass zusammen mit ihnen trotz des Werktags noch Hunderttausende New Yorker vor der erstickenden Hitze Manhattans flohen. Von der überfüllten Strandpromenade aus sahen sie ein Menschengewimmel, das die Strände bedeckte, so weit der Blick reichte.

Sie schoben sich durch das Gedränge und lauschten fasziniert den tausend Stimmen der Stadt – italienisch sprechenden Müttern und spanisch sprechenden Jungen aus Puerto Rico, jiddisch sprechenden Grossvätern und polnisch sprechenden Mädchen, spielenden Kindern, die sich in Dutzenden Sprachen und allen möglichen englischen Varianten unterhielten und aus deren Stimmen die Akzente der Bronx, von Brooklyn und New Jersey klangen. Sie vertilgten bei Nathan's Hotdogs für fünf Cent, assen Zuckerwatte und tranken eiskalte Cola. Sie fuhren mit dem fünfundvierzig Meter hohen Riesenrad und der halsbrecherischen Achterbahn Cyclone. Sie wanderten durch den Luna Park mit seinen Giebeln und Türmchen, fuhren Karussell, knabberten Erdnüsse und tranken noch mehr Cola.

Müde und mit gemischten Eindrücken kehrten sie nach Manhattan zurück. «Was für ein Loch», vertraute Chuck Day seinem Tagebuch an. «Schmutzig, zu voll und überteuert.» Auch über die Bewohner der drückend heissen Stadt äusserte er sich abfällig: «Die Menschen sehen in New York alle sehr müde aus und blass und kraftlos. Sie lächeln selten und wirken nicht gesund und stark wie die Leute im Westen.»

In New York wurde ihnen klar, dass sie berühmt waren. Auf dem Times Square eilte eines Nachmittags ein grosser, korpulenter Mann auf Shorty zu, musterte ihn und sagte: «Sie sind Shorty Hunt!» Dann wandte er sich an die anderen. «Und ihr seid die Rudermannschaft aus Washington, stimmt's?» Als sie bejahten, erzählte er begeistert, dass er Shorty Hunt von einem Bild in der Zeitung erkannt habe. Er habe früher selbst für Columbia gerudert und nach ihren letzten Erfolgen beschlossen, seinen Sohn zum Studium in den Westen zu schicken, damit er auch ein berühmter Ruderer würde. Damals dämmerte ihnen zum ersten Mal, dass sie nicht mehr nur die Rudermannschaft der Universität von Washington waren, sondern die von ganz Amerika – und dass das «W» auf ihren Trikots demnächst durch «USA» ersetzt werden würde.

Für Joe kam die entsprechende Offenbarung im 86. Stock des neuen Empire State Building. Keiner von ihnen war in einem Aufzug je mehr als einige Stockwerke im Hotel gefahren. Der schnelle Aufstieg begeisterte sie und machte ihnen zugleich Angst. «Die Ohren knackten, und die Augen quollen heraus», schrieb Shorty Hunt am Abend aufgeregt nach Hause.

Joe war noch nie in einem Flugzeug geflogen und hatte noch nie von einem höheren Punkt als seinen ein Meter neunzig auf eine Stadt hinuntergeblickt. Jetzt stand er auf der Aussichtsterrasse des Wolkenkratzers, blickte auf die vielen Türme von New York, die durch eine Wolke aus Rauch und Dampf und durch einen Hitzeschleier zum Himmel auf-

ragten, und wusste nicht, ob er den Anblick schön oder furchteinflößend finden sollte.

Er beugte sich über die niedrige steinerne Brüstung und sah zu den kleinen Autos und Bussen und den Schwärmen winziger Menschen hinunter, die durch die Strassen eilten. Ein beständiges Raunen stieg zu ihm auf. Der misstönende Lärm der Hupen, Sirenen und rumpelnden Strassenbahnen, der ihm unten auf der Strasse in den Ohren gedröhnt hatte, drang nur gedämpft herauf und klang geradezu beruhigend, wie der tiefe Atem eines gewaltigen Lebewesens. Die Welt war viel grösser, als er es je für möglich gehalten hätte.

Er steckte eine 5-Cent-Münze in ein Fernrohr, betrachtete die Brooklyn Bridge und schwenkte über Lower Manhattan bis zur fernen Freiheitsstatue hinüber. In ein paar Tagen würde er unter ihr hindurchfahren, unterwegs in ein Land, in dem die Freiheit, soviel er mitbekommen hatte, nichts Selbstverständliches war, sondern vielen Angriffen ausgesetzt. Eine Erkenntnis überkam ihn, und den anderen Jungs ging es wohl ähnlich.

Sie waren jetzt die Repräsentanten von etwas viel Grösserem als nur der eigenen Person – einer Lebensart, eines gemeinsamen Wertekansons. Die Freiheit war der vielleicht wichtigste dieser Werte. Aber auch die Dinge, die sie untereinander verbanden – Vertrauen ineinander und Respekt voreinander, Demut, Anstand und gegenseitige Fürsorge –, waren ein Teil von dem, was Amerika für sie bedeutete. Und diese Dinge würden sie zusammen mit ihrer Begeisterung für die Freiheit nach Berlin mitnehmen und der Welt vorführen, wenn sie in Grünau antraten.

Bobby Moch erlebte eine ähnliche Offenbarung, als er auf Travers Island im Schatten eines Baums auf einer Wiese sass und einen Briefumschlag öffnete. Sein Vater hatte ihm die Adressen der Verwandten zugeschickt, die er in Europa besuchen wollte. In dem Umschlag befand

sich allerdings noch ein zweiter, versiegelter Umschlag mit der Aufschrift: «Lies das an einem Ort, an dem du ungestört bist.» Jetzt, unter dem Baum, riss Moch beunruhigt diesen zweiten Umschlag auf, und als er den zweiten Brief zu Ende gelesen hatte, liefen ihm Tränen über das Gesicht.

Gemessen an den Massstäben des 21. Jahrhunderts klang die Nachricht harmlos, aber damals, in dem Klima, das in Amerika in den dreissiger Jahren herrschte, war sie zutiefst erschütternd. Wenn er seine Verwandten in Europa besuche, schrieb Gaston Moch seinem Sohn, werde er erfahren, dass er und seine Familie Juden seien.

Bobby blieb lange unter dem Baum sitzen und dachte nach – nicht, weil er überraschend erfahren hatte, dass er einer damals immer noch häufig diskriminierten Minderheit angehörte, sondern weil er begriff, was für schreckliche Qualen sein Vater jahrelang stumm erlitten haben musste. Sein Vater hatte es, um in Amerika Erfolg zu haben, über Jahrzehnte für notwendig gehalten, einen wesentlichen Bestandteil seiner Identität vor seinen Freunden, seinen Nachbarn und sogar seinen eigenen Kindern geheim zu halten. Bobby war in dem Glauben aufgewachsen, dass man andere nach ihrem Tun und Charakter beurteilen müsse, ohne jegliche Vorurteile. Sein Vater hatte ihn das selbst gelehrt. Jetzt musste er schmerzhaft erfahren, dass sein Vater sich nicht getraut hatte, diese Überzeugung auch bei anderen vorauszusetzen – dass er dieses Erbe, ein Erbe, für das man sich offenbar schämen musste, sogar in Amerika und vor seinem eigenen Sohn verborgen hatte.

Am 9. Juli schmachete ganz New York in der schlimmsten Hitzewelle der amerikanischen Geschichte. Seit einem Monat herrschten im Westen und im Mittleren Westen beispiellose Temperaturen. Selbst der schreckliche Sommer 1934 war nicht so schlimm gewesen. Jetzt reich-

te die Hitze von Küste zu Küste und im Norden weit nach Kanada hinauf. Dreitausend Amerikaner sollten in dieser Woche an der Hitze sterben, vierzig davon in New York City.

Doch die Mannschaft des olympischen Achters behielt einen kühlen Kopf. Jeden Nachmittag stiegen die Jungs in ein Boot und fuhren zum privaten Erholungsgelände des New York Athletic Club auf Huckleberry Island hinaus, einer anderthalb Kilometer vor Travers Island im kühlen Wasser des Long Island Sound gelegenen Insel. Es handelte sich um ein knapp fünf Hektar grosses Paradies, in das die Jungs sich verliebten, kaum hatten sie den Fuss auf den Strand einer der vielen kleinen Buchten gesetzt. Auf dem Kopf trugen sie indianische, mit Truthahnfedern besetzte Stirnbänder, wie die Clubmitglieder sie bei jedem Besuch aufsetzten. Sie sprangen von Felssimsen in das kalte grüne Wasser, schwammen und plantschten herum und legten sich anschließend auf die warmen Granitplatten und bräunten sich, bevor sie sich erneut ins Wasser stürzten.

Chuck Day rauchte seine Lucky Strikes und riss Witze. Roger Morris döste und machte hin und wieder eine bissige Bemerkung zu Days Raucherei. Gordy Adam lag mit seinem indianischen Kopfschmuck nur stumm in der Sonne. Joe streifte über die Insel, erkundete ihre Geologie und entdeckte auf der Oberfläche des Granits Gletscherschrammen. Bobby Moch wollte gemeinsame Aktivitäten organisieren, scheuchte die Jungs herum und wurde zum Dank für seine Mühe drei- oder viermal höchst unzeremoniell gepackt und ins Wasser geworfen. Alle waren entspannt und fühlten sich wohl. In einer Umgebung von Meer und Wald waren sie in ihrem Element, wie sie es in Manhattan bei allem Glanz und Glamour nicht sein konnten.

Am dritten Tag verbot Al Ulbrickson ihnen allerdings das Schwimmen. Er war der festen Überzeugung, dass jede andere körperliche Be-

tätigung als das Rudern ihnen nur schaden konnte, weil sie dadurch die falschen Muskeln trainierten.

Dann war es endlich Zeit, für ihre Reise nach Deutschland zu packen. Am 13. Juli luden die Jungs unter Pockocks Aufsicht die knapp neunzehn Meter lange *Husky Clipper* auf einen langen Transporter und fuhren, von der Polizei eskortiert, mitten durch Manhattan zum Pier 60 am Hudson, wo die SS *Manhattan* sich für die Abfahrt zwei Tage später vorbereitete. Pockock hatte die Zeit auf Travers Island damit verbracht, den Rumpf der *Husky Clipper* sorgfältig glattzuschmirgeln, mehrere Schichten Bootslack aufzutragen und jede Schicht zu polieren, bis das Boot glänzte. Es ging ihm dabei nicht nur ums Aussehen. Das Boot sollte den schnellstmöglichen Rumpf bekommen, in Berlin konnte jeder Sekundenbruchteil entscheiden.

Sie hielten vor der *Manhattan*. Der Kai war ein einziges Durcheinander aus Büros, Lagerschuppen, Stapeln von Gütern und überdachten Gangways für die Passagiere. Pockock und die Jungs mussten das Boot selbst aufs Schiff laden, aber sie stellten schnell fest, dass kein Platz war, das lange Boot so zu drehen, dass sie es an Bord bringen konnten. Wegen eines Empfangs mit anschließendem Essen im Lincoln Hotel am Abend desselben Tages trugen sie alle Anzug und Krawatte. Mit dem Boot über den Köpfen gingen sie in der stickigen Hitze fast eine Stunde lang vorsichtig und zunehmend erschöpft auf dem Kai auf und ab, starrten an dem gewaltigen roten Rumpf des Dampfers hinauf und überlegten sich alle möglichen Lösungen.

Endlich entdeckte jemand in einiger Entfernung eine Gepäckrut-sche, die sich in einem 60-Grad-Winkel zur Strasse hinunterneigte. Behutsam führten sie den Bug des Bootes in die Rutsche ein. Dann zogen sie es auf Händen und Knien kriechend zum Promenadendeck hinauf. Dort stemmten sie es wieder über ihre Köpfe, bugsierten es zum Boots-

deck weiter, zurrten es fest, bedeckten es mit einer Plane und hofften, dass niemand es für eine Bank hielt und sich draufsetzte. Anschließend eilten sie stark verspätet und schweissgebadet zu ihrem Empfang.

Im Lincoln Hotel meldeten sie sich offiziell beim AOC an und lernten im Foyer zum ersten Mal ihre Mitstreiter kennen. Sie begegneten dem Läufer Glenn Cunningham in einem eleganten grauen Anzug mit knallgelber Krawatte. In einer Ecke umlagerten Fotografen Jesse Owens, der einen cremeweissen Anzug trug, und überredeten ihn dazu, mit einem Saxophon zu posieren. «Wenn ich es sage, blasen Sie da rein», sagte ein Fotograf. Jesse gehorchte. Das Instrument gab einen langgezogenen, keuchenden Seufzer von sich. «Sehen Sie mal nach Ihren Reifen, Jesse, das klang nach einem Platten», witzelte jemand.

Die Jungs aus Washington schlenderten durch das Foyer und stellten fest, dass sie vielleicht nicht die berühmtesten, die schnellsten oder auch die stärksten Sportler waren, aber mit Ausnahme von Bobby Moch wohl die grössten. Doch dann begegneten sie dem zwei Meter drei grossen Joe Fortenberry und dem fast zwei Meter sechs grossen Willard Schmidt von der ersten US-amerikanischen Olympia-Basketballmannschaft aller Zeiten. Sogar Stub McMillin verrenkte sich fast den Hals, als er Schmidt die Hand gab und ihn dabei ansah. Bobby Moch versuchte es nicht einmal. Er meinte, er hätte dazu eine Leiter gebraucht.

Der folgende Tag war mit den verschiedensten Erledigungen ausgefüllt. Sie mussten ihre olympischen Ausweise und die deutschen Visa abholen, einige letzte Dinge besorgen und Reiseschecks kaufen. Johnny White wusste nicht, wie er in Europa an Geld kommen sollte. Er hatte zwar noch fast die ganzen vierzehn Dollar, mit denen er von zu Hause aufgebrochen war, aber die würden nicht lange reichen. Da traf in letzter Minute ein Umschlag mit hundert Dollar aus Seattle ein. Seine Schwester Mary Helen hatte ihm fast ihre ganzen Ersparnisse



Joess Olympiaausweis

geschickt – im Austausch gegen seine alte Geige, wie sie schrieb. Dabei wusste Johnny, dass sie mit der Geige nichts anfangen konnte.

Sie beschlossen ihren New-York-Besuch an diesem Abend mit einem Besuch von Loew's State Theatre, in dem Duke Ellington und sein Orchester das Abschlusskonzert eines einwöchigen Gastspiels gaben. Vor allem für Joe und Roger war das Konzert der Höhepunkt des Aufenthalts. Sie saßen unter dem gewaltigen Leuchter aus tschechischem Kristall auf roten Polstersitzen inmitten vergoldeter Schnitzereien und lauschten fasziniert, wie Ellington und sein Orchester «Mood Indigo», «Accent on Youth», «In a Sentimental Mood», «Uptown Beat» und rund zwanzig weitere Stücke spielten.

Spätabends kehrten sie für eine letzte Übernachtung in den Alpha Delta Phi Club zurück, bevor am folgenden Morgen ein noch grösseres



Abenteuer beginnen sollte. Ungefähr zur selben Zeit, als sie das Licht löschten, brach der Zeppelin *Hindenburg* von seinem Ankerplatz in Lakenhurst in New Jersey in Richtung Atlantik auf. Er sollte nach Deutschland zurückkehren, wo ihm eine kleine Rolle bei den Olympischen Spielen zgedacht war. Dunkel hob er sich vom Nachthimmel ab. Auf seinen Heckflossen prangten grosse schwarze Hakenkreuze.

Vor laufenden Wochenschaukameras und knallenden Blitzbirnen stiegen die Jungs am folgenden Morgen um halb elf den Landesteg zur *Manhattan* hinauf. Wie den 325 anderen Mitgliedern der amerikanischen Olympiamannschaft, die an diesem Vormittag an Bord gingen, war ihnen schwindlig vor Aufregung. Keiner war je auf einem Schiff gewesen, das grösser war als die Fähren zu Hause in Seattle, und die *SS Manhattan* war mit einer Länge von gut zweihundert Metern, einem Gewicht von 24289 Tonnen, acht Passagierdecks und einer Kapazität von 1239 Passagieren definitiv keine Fähre, sondern ein ausgewachsener Luxusliner. Erst fünf Jahre alt, waren sie und ihr Schwesterschiff, die *SS Washington*, die ersten in Amerika gebauten grossen Nordatlantik-Dampfer seit 1905 und überhaupt die grössten Schiffe, die bis dahin in Amerika gebaut worden waren.

Die *Manhattan* sah an ihrem Liegeplatz auf dem Hudson an diesem Vormittag so amerikanisch aus, wie es nur ging. Der rote Rumpf und die strahlend weissen Aufbauten wurden von zwei Schornsteinen gekrönt, die sich keck nach hinten neigten und mit drei waagerechten Streifen in Rot, Weiss und Blau bemalt waren. Voller Erwartung gingen die Sportler an Bord. Jeder bekam eine kleine amerikanische Fahne, und bald drängten sich an den Geländern junge Menschen, die fröhlich Fähnchen schwenkten und den unten am Kai versammelten Familien und Freunden letzte Abschiedsgrüsse zuriefen.

Die Jungs bezogen ihr Quartier unten in der Touristenklasse und verstaute ihr Gepäck. Anschliessend gesellten sie sich zu den Fähnchen schwenkenden Leuten an Deck. Zur Abfahrtszeit gegen Mittag drängten sich auf dem Pier 60 über zehntausend Schaulustige. Am Himmel kreisten Luftschiffe und Flugzeuge. Wochenschaufotografen machten Bilder auf Deck und verliessen das Schiff anschliessend, um vom Kai aus die Abfahrt auf Film zu bannen. Schwarzer Rauch quoll aus den rot-weiss-blauen Schornsteinen, an der Takelage der beiden Masten vorn und hinten flatterten in der leichten Brise bunte Wimpel.

Kurz vor zwölf versammelten sich die Sportler auf dem Sonnendeck um Avery Brundage und andere AOC-Funktionäre, entfalteten eine grosse weisse Fahne mit den fünf ineinandergreifenden olympischen Ringen und hissten sie am hinteren Mast. Die Zuschauer am Kai schwenkten ihre Hüte und skandierten anfeuernde Rufe. Eine Band spielte kämpferisch auf, die Leinen wurden losgemacht, und die *Manhattan* fuhr langsam rückwärts auf den Hudson hinaus.

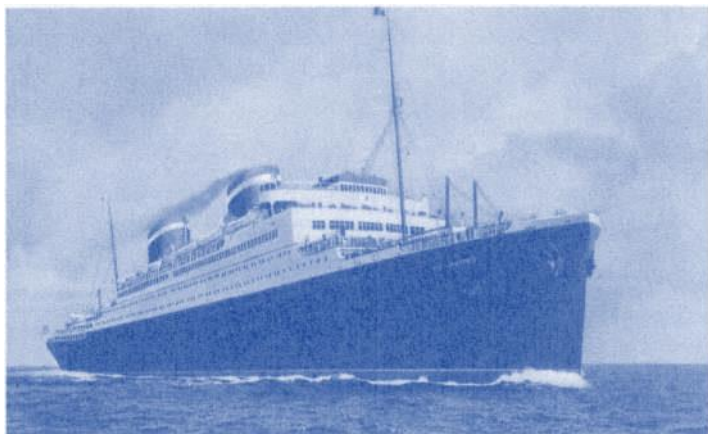
Joe und seine Kameraden rannten erneut zur Reling, schwenkten ihre Fähnchen und stimmten voller Inbrunst in den Jubel mit ein. Auf dem Kai riefen die Menschen: «Gute Reise!» Auf Schleppern, Fähren und anderen Schiffen in der Umgebung schrillten Bootspfeifen, und draussen auf dem Fluss liessen Feuerlöschboote ihre Sirenen heulen und pumpten weisse Wasserfontänen in die Luft. Die Flugzeuge am Himmel legten sich schräg und flogen enge Schleifen, damit die Fotografen ihre Luftbilder machen konnten.

Schlepper zogen am Bug der *Manhattan*, bis er flussabwärts zeigte, dann glitt das Schiff majestätisch an der Westseite von Manhattan entlang. Sie fuhren am Battery Park vorbei, und Joe spürte die erste kühlende Brise seit Tagen. Als sie Ellis Island und dann die Freiheitsstatue passierten, eilte er wie die anderen zur Steuerbordreling. Er blieb auf

Deck, als das Schiff zwischen Staten Island und Brooklyn hindurch in die Lower Bay und schliesslich auf den Atlantik hinausfuhr. Dort machte es einen weit ausholenden Bogen nach Backbord und begann leicht zu schlingern.

Joe blieb an die Reling gelehnt stehen, genoss den kühlen Luftzug, sah Long Island vorbeiziehen und versuchte sich alles einzuprägen, damit er später Joyce davon erzählen konnte. Erst Stunden später, als die Sonne sich bereits dem Horizont im Westen näherte und er sogar ein wenig fror, zog er sich unter Deck zurück. Er gewöhnte sich allmählich an die Bewegungen des Schiffs. Jetzt wollte er zusammen mit den anderen etwas essen.

Die *Manhattan* nahm Kurs auf Nordost. Dunkel hüllte sie ein, doch das Schiff selbst war hell erleuchtet und erfüllt von Musik und vom Lachen der jungen Menschen, die sich amüsierten und das Leben in vollen Zügen genossen, während sie sich auf dem nächtlichen Atlantik dem Deutschland Hitlers näherten.



Die SS Manhattan

## Kapitel 16

*Gute Gedanken haben viel mit gutem Rudern zu tun. Es reicht nicht, dass die Muskeln einer Mannschaft sich im Einklang bewegen, auch Herzen und Gedanken müssen eins sein.*

- George Yeoman Pocock

Als Joe an Bord der *Manhattan* einschief, trieben in Berlin im ersten Morgengrauen bewaffnete Männer kleine Gruppen von Männern, Frauen und Kindern durch die Strassen. Die Verhaftungen hatten bereits Stunden zuvor im Schutz der Dunkelheit begonnen. Polizisten und SA-Leute waren in Baracken und Wohnwagen von Sinti- und Roma-Familien eingedrungen – «Zigeunern» – und hatten sie aus dem Schlaf gerissen. Jetzt waren sie zu einer Abwasserreinigungsanlage im Berliner Ortsteil Marzahn unterwegs. Dort sollten sie interniert werden, damit die ausländischen Besucher der Olympischen Spiele sie nicht zu sehen bekamen. Später wurden sie in die Vernichtungslager im Osten geschickt und ermordet.

Ihre Entfernung war nur ein weiterer Schritt einer bereits seit Monaten andauernden Aktion, in deren Verlauf die Nazis Berlin in eine Art gigantisches Filmset verwandelten – einen Ort der perfekten Illusion, an dem das Unwirkliche wirklich schien und die eigentliche

Wirklichkeit verborgen war. Die Schilder, die Juden am Betreten öffentlicher Einrichtungen hinderten, hatte man bereits abgenommen und zur späteren Wiederverwendung eingelagert. Das Hetzblatt *Der Stürmer* mit seinen grotesken Karikaturen von Juden und dem Motto «Die Juden sind unser Unglück» wurde vorübergehend aus den Zeitungskiosken entfernt. Joseph Goebbels hatte den Berlinern im *Angriff*, seinem wichtigsten Propagandaorgan, das Drehbuch für ihre Rolle in seiner Inszenierung vorgegeben. Detailliert beschrieb er, wie sie sich gegenüber Juden verhalten und wie sie die Ausländer bei ihrer Ankunft begrüßen sollten: «Wir müssen charmanter als die Pariser sein, leichtlebiger als die Wiener, lebhafter als die Römer, kosmopolitischer als die Londoner, praktischer als die New Yorker.»

Wenn die Ausländer in der Stadt eintrafen, sollte alles schön sein. Sie sollten Berlin als eine Art harmlosen Vergnügungspark für Erwachsene erleben. Die Preise, die den Gästen berechnet wurden – vom Zimmer in Luxushotels wie dem Adlon bis zur Bratwurst, die überall auf der Strasse verkauft wurde –, unterlagen strengen Kontrollen. Zur Verschönerung des Stadtbilds hatte man nicht nur die Sinti und Roma, sondern über vierzehnhundert Obdachlose von den Strassen entfernt. Man hatte viele Hundert Prostituierte festgenommen, gewaltsam auf Geschlechtskrankheiten untersucht und anschliessend wieder freigelassen, damit sie ihrem Gewerbe nachgehen und die fleischlichen Gelüste der Gäste befriedigen konnten.

Ausländische Journalisten, die ihren Eindruck des neuen Deutschland in ihre Heimat übermitteln würden, sollten besondere Unterkünfte erhalten, die beste Ausrüstung, die besten Zuschauerplätze und Gratissekretärsdienste. Ein weiteres Problem musste mit Fingerspitzengefühl gelöst werden. Wenn ausländische Journalisten deutsche Juden interviewen oder in anderer Form der «jüdischen Frage» nachgehen woll-

ten, sollten sie höflich an die nächste Dienststelle der Gestapo verwiesen werden. Dort sollten sie nach ihren Absichten befragt und anschliessend heimlich beschattet werden.

Entlang der Bahnstrecken, auf denen die Besucher nach Berlin fahren würden, hatte man heruntergekommene Häuser frisch gestrichen, leere Mietshäuser billig vermietet und an die Fensterbretter von leer stehenden Wohnungen identische Blumenkästen mit roten Geranien gehängt.

So gut wie an jedem Haus entlang der Gleise hingen rot-weiss-schwarze Hakenkreuzfahnen, an vielen auch die weisse Olympiafahne. An einigen Häusern, vor allem Häusern von Juden, hing nur die Olympiafahne. Die Bahnhöfe waren mit vielen Tausend weiteren Hakenkreuzfahnen geschmückt. Die ganze Stadt war voller Hakenkreuze. Entlang der zentralen Achse, der Prachtstrasse Unter den Linden, hatte man die vielen Hundert Linden, die der Strasse den Namen gegeben hatten, durch lange Reihen von Fahnenmasten ersetzt, an denen riesige, fast vierzehn Meter lange Banner mit Hakenkreuzen hingen. Ähnlich lange Banner hingen am Brandenburger Tor. Auf dem Adolf-Hitler-Platz standen hohe Masten mit Olympiafahnen in konzentrischen Kreisen um einen neunzehn Meter hohen, mit Hakenkreuzfahnen geschmückten Turm, der auf dem Rasenplatz aussah wie ein blutroter Zylinder. An den Bäumen entlang der freundlichen, schattigen Strassen, die zur Ruderstrecke in Grünau führten, hingen an Schnüren kleinere Hakenkreuzfahnen.

Die Strassen wurden immer wieder gefegt, Schaufenster geputzt und Züge frisch gestrichen. Zerbrochene Fensterscheiben wurden umgehend ersetzt. Vor dem Olympiastadion parkten in ordentlichen Reihen Dutzende neuer Mercedes-Limousinen für prominente Gäste. Vom Taxifahrer bis zum Müllmann trugen fast alle neue, schicke Uniformen. In den Schaufenstern der Buchgeschäfte lagen plötzlich wieder auslän-



Berlin für die Olympiade geschmückt

dische Bücher, verbotene Bücher und Bücher, die den Bücherverbrennungen im Jahr 1933 entgangen waren.

Inmitten dieses aufwendig gestalteten Sets war Leni Riefenstahl mit Dutzenden von Kameralenten und Tontechnikern eifrig damit beschäftigt, Unmengen von Kameras zu installieren. Im Olympiastadion draussen auf dem Reichssportfeld stellte sie allein dreissig Kameras für die Eröffnungszeremonie auf. Sie liess Gruben für Aufnahmen aus der Froschperspektive ausheben und Stahltürme für Aufnahmen aus der Vogelperspektive errichten. Sie liess Gleise bauen, auf denen Kamerawagen neben der roten Aschenbahn herfahren konnten. Für das Wettkampfschwimmbecken und das Springerbecken schloss sie Kameras in



wasserdichte Gehäuse ein, für Reitturniere befestigte sie Kameras an Sätteln, für Schwimmwettkämpfe installierte sie welche auf Booten. In der Innenstadt montierte sie Kameras auf strategisch wichtigen Gebäuden und auf Lastwagen. Andere hingen an Fesselballons und Zeppelin. Ausserdem liess sie weitere Gruben ausheben, um die Marathon- und Fackelläufer auf dem Weg durch die Stadt aus der Untersicht filmen zu können. Draussen in Grünau baute sie im Langen See parallel zur Rennstrecke einen Steg mit Gleisen, auf denen ein Kamerawagen den Booten auf den letzten hundert Metern des Rennens folgen konnte. Von der Luftwaffe liess sie einen Fesselballon aus, den sie in der Nähe der Ziellinie vertäute. Kameraleute sollten an ihm hängend Luftaufnahmen machen.

Und überall, wo Kameras aufgestellt wurden, sorgte Riefenstahl dafür, dass sie die grossen Stars der Show, Adolf Hitler und seine Entourage, aus besonders schmeichelhaften Winkeln filmten, meist von unten. Schliesslich waren alle Vorbereitungen getroffen, und sie wartete zusammen mit den Berlinern auf die Ankunft der weiteren Mitwirkenden des Spektakels, der Sportler.

Don Hume und Roger Morris lagen am ersten Morgen an Bord der *Manhattan* seekrank in ihren Kojen und übergaben sich. Al Ulbrickson ging es gut, aber er sorgte sich um die beiden. Sie waren sowieso schon die leichtesten Ruderer der Mannschaft und sollten auf der Überfahrt eigentlich etwas Gewicht zulegen.

Joe Rantz dagegen fühlte sich beim Aufwachen grossartig. Er stieg zum Promenadendeck hinauf, auf dem schon eine Fülle sportlicher Betätigungen im Gang war. Geschmeidige Turner wirbelten um Barren und Stufenbarren, sprangen mit langen Anläufen auf Pferde und versuchten ihre präzisen Bewegungen auf das langsame Auf und Ab des Schiffes abzustimmen. Athletische Gewichtheber stemmten Eisenge-

wichte über den Kopf und schwankten ein wenig unter ihrer Last, Boxer übten sich in provisorischen Boxringen und tänzelten unablässig, um nicht zu stürzen. Fechter vollführten ihre Schritte, Läufer drehten langsame Runden über Deck und gaben acht, dass sie sich nicht den Knöchel verstauchten. In dem kleinen Salzwasserschwimmbecken des Schiffs hatten Trainer Bahnen abgetrennt, auf denen ihre Schwimmer trainieren konnten, und passten auf, dass ihre Schützlinge nicht zusammen mit dem Wasser auf Deck schwappten, wenn eine besonders grosse Welle das Schiff erfasste. Vom Heck her knallten Pistolen-schüsse. Dort feuerten die Fünfkämpfer mit ihren Waffen auf das leere Meer hinaus.

Als der Gong zum Frühstück der Männer ertönte, ging Joe zu dem ihm zugeteilten Tisch, doch zu seiner Enttäuschung durften die Sportler nur von einer eingeschränkten Speisekarte bestellen, die offenbar speziell für Kanarienvögel und Steuermänner gedacht war. Er ass alles, was er bestellen konnte. Die Bitte um einen Nachschlag wurde abgelehnt. Als er ging, war er noch fast genauso hungrig wie beim Kommen. Er beschloss, mit Ulbrickson darüber sprechen.

Doch zuerst wollte er sich auf dem Schiff umsehen. Unter Deck fand er eine Turnhalle voller Trainingsgeräte, ein Kinderspielzimmer, Friseure, ein Nagelstudio und einen Kosmetiksalon. In der Touristenklasse entdeckte er einen komfortablen Aufenthaltsraum inklusive einer Leinwand für Filme, «sprechende Bilder», wie man damals noch oft sagte. Joe fand das alles schon ganz grossartig. Aber als er sich dann zu den Decks der ersten Klasse hinaufwagte, tauchte er in eine vollkommen andere Welt ein.

Die mit Tropenhölzern getäfelten Kabinen waren geräumig und ausgestattet mit eingebauten Frisiertischen, Polstermöbeln, Perserteppichen, Telefon am Bett und privaten Bädern mit Duschen, aus denen warmes und kaltes Süsswasser kam. Lautlos wanderte Joe auf weichen Teppichen durch ein Labyrinth von Gängen und kam an einer gut sor-



Auf dem Schiff nach Berlin

tierten Cocktailbar, einem Zigarrengeschäft, einem Schreibzimmer und einer Bibliothek mit Eichentäfelung und dicken Balken vorbei. Er entdeckte ein Raucherzimmer mit einem riesigen Kamin, in dem Holzscheite brannten, Wandgemälden und Schnitzereien, die dem Raucher suggerierten, er habe einen aztekischen Tempel betreten. Von dort gelangte er zum Cafe Veranda mit einer grossen, ovalen Tanzfläche und Wänden, die mit venezianischen Szenen bemalt waren. Der chinesische Palmengarten hatte echte Palmen, eine hohe weisse Stuckdecke und Marmorsäulen, ausserdem zarte, handgemalte asiatische Wandbilder und Chippendale-Möbel. Der Speisesaal der ersten Klasse besass einen Orchesterbalkon, ausserdem indirekte Beleuchtung hinter zurückgesetzten Fenstern, die die Illusion ständigen Tageslichts vermittelten, und runde Esstische mit Tischtüchern und Louis-seize-Lampen aus Messing. Über allem wölbte sich eine mit mythologischen Szenen wie den Bacchanalien ausgemalte Kuppel. Zuletzt gelangte Joe noch in den Grossen Salon mit einer eigenen Theaterbühne und einer Lein-

wand für Filmvorführungen, weiteren Perserteppichen, Diwanen und Sesseln, kannelierten Pfeilern aus Walnussholz, handgeschnitzten Zierleisten, breiten Fenstern mit Samtvorhängen und erneut einer hohen, stuck verzierten Deckenkuppel.

Joe versuchte möglichst nicht aufzufallen oder eben so wenig, wie das mit ein Meter neunzig ging. Im Grunde hatte er hier nichts zu suchen. Die Sportler sollten in den Räumen der Touristenklasse bleiben und nur zum Training tagsüber zum Promenadendeck hinaufgehen. Die erste Klasse war den Menschen vorbehalten, denen Joe auf dem Golfplatz in Princeton oder auf den gepflegten Rasenflächen der Anwesen am Ufer des Hudson begegnet war. Trotzdem blieb er noch eine Weile, fasziniert von diesem Einblick in das Leben der Reichen.

Als er in seine Kabine zurückkehrte, wartete dort allerdings etwas auf ihn, mit dem er sich selbst ziemlich erstklassig vorkam. In New York hatte man an den Jungs für die Kleider Mass genommen, die sie zu den Olympischen Spielen tragen sollten. Jetzt lagen auf dem Bett vor Joe ein zweireihiges Sportsakko aus blauem Serge und eine dazu passende blaue Hose. Auf Messingknöpfen und der Vorderseite des Sakkos prangte das amerikanische Olympiawappen. Daneben lagen eine weisse Flanellhose, ein weisser Strohhut mit blauem Hutband, ein gestärktes weisses Anzughemd, weisse, rot-weiss-blau gesäumte Socken, weisse Lederschuhe und eine blaugestreifte Krawatte. Ausserdem ein blauer Trainingsanzug, auf dessen Brust in grossen Lettern «USA» aufgedruckt war, und die Kleider zum Rudern – weisse Shorts und ein elegantes weisses Trikot mit dem amerikanischen Olympiawappen auf der linken Brust und an Halsausschnitt und Vorderseite aufgestickten roten, weissen und blauen Bändern. Joe, der ein ganzes Jahr lang denselben fadenscheinigen Pullover zum Rudertraining getragen hatte, kam aus dem Staunen über die ganze Pracht nicht mehr heraus.

Der Stoff des Trikots fühlte sich glatt an, fast wie Seide, und schimmerte in der durch das Bullauge fallenden Nachmittagssonne, als er das Trikot hochhielt, um es genauer betrachten zu können. Er war noch nie in einem Rennen besiegt worden und hatte noch nie ein Trikot an einen Rivalen abgeben müssen. Dieses Trikot wollte er erst recht nicht abgeben, sondern auf jeden Fall mit nach Hause nehmen.

In den folgenden Tagen erholten sich Don Hume und Roger Morris allmählich von der Seekrankheit, und die Jungs machten sich gemeinsam an die Erkundung des Schiffes. Auf dem Promenadendeck entdeckten sie ein Rudergerät. Sie probierten es aus und posierten für die Fotografen. Auch Al Ulbrickson liess sich mit ihnen ablichten, aber als die Fotografen gegangen waren, verjagte er sie sofort von dem Gerät und sagte wie schon so oft, die richtigen Muskeln fürs Rudern bekomme man nur in einem richtigen Boot.

Wenn Ulbrickson nicht hinsah, joggten sie an Deck Runden, machten Krafttraining in der Sporthalle, spielten mit anderen Sportlern Shuffleboard und Tischtennis und freundeten sich mit einigen an, die schon berühmt waren oder es bald werden würden, darunter Ralph Metcalfe, Jesse Owens und Glenn Cunningham. Johnny White sah sich nach Mädchen um, wurde zu seiner Enttäuschung aber nicht fündig. Und alle ausser Don Hume legten Gewicht zu.

Al Ulbrickson hatte mit Leuten aus der Schiffsküche und vom AOC gesprochen und erklärt, ein für einen dreizehnjährigen Turner geeigneter Speiseplan sei für einen ein Meter neunzig grossen Ruderer gänzlich ungeeignet, und ein Boot voller Skelette würde keine Medaille gewinnen. Sofort wurden die strengen Einschränkungen der Speisekarte aufgehoben, und die Jungs richteten sich im Speisesaal der Touristenklasse mehr oder weniger wohnlich ein. Da sie jetzt alles bestellen durf-

ten, was sie wollten, und auch so oft, wie sie wollten, mit Ausnahme von süßen Nachtischen und besonders fettigen Speisen, langten sie entsprechend zu und assen wie schon im Zug nach Poughkeepsie immer gleich mehrere Portionen der Hauptgerichte. Sie sassen als Erste beim Essen und standen als Letzte auf. Und keiner – vielleicht mit Ausnahme des Langstreckenläufers Louis Zamperini aus Torrance in Kalifornien – ass mehr als Joe Rantz. Stub McMillin versuchte es allerdings. Er schlich sich eines Morgens vor dem Rest der Mannschaft in den Speisesaal, bestellte zwei Stapel Pfannkuchen, bestrich sie grosszügig mit Butter und tränkte sie mit Sirup und wollte gerade anfangen zu essen, als Al Ulbrickson hereinkam. Ulbrickson setzte sich, warf einen Blick auf McMillins Pfannkuchen, zog sie zu sich her und sagte: «Besten Dank, dass du schon für mich bestellt hast, Jim.» Dann vertilgte er langsam beide Stapel, während McMillin vor einem Teller mit trockenem Toast sass und ihm finster zusah.

Auf das Abendessen folgte das offizielle Unterhaltungsprogramm – ein Variete, Auftritte von Amateuren, Bingopartien, Dame- und Schachturniere und ein Kasinoabend, bei dem die Sportler Spielgeld setzten. Es gab ausgelassene Mitsingabende und einen Kapitänsball mit Luftballons, Ratschen und Partyhüten. Im Aufenthaltsraum wurden Filme für die Sportler gezeigt, im Grossen Salon für die Passagiere der ersten Klasse. Die Klassenunterschiede kümmerten die Jungs aus Washington allerdings wenig. Sie fanden bald heraus, dass niemand ernsthaft Einspruch erhob, wenn fünf oder sechs Hünen im Grossen Salon Platz nahmen, die zufällig auch Sportler waren, die die Vereinigten Staaten bei den Olympischen Spielen vertraten. Sie sahen sich die Filme also im Grossen Salon an und liessen auf dem Weg dorthin noch schnell ein grosses Tablett mit Häppchen mitgehen, die sie dann während der Vorführung gemeinsam verspeisten.



Ankunft der amerikanischen Olympiamannschaft in Berlin

Am Abend des 21. Juli sahen die Jungs die Lichter der Leuchttürme an der irischen Südwestküste. Um drei Uhr am folgenden Morgen legte die *Manhattan* in der kleinen Hafenstadt Cobh an. Von dort fuhr sie um Cornwall herum nach Plymouth weiter und dann über den Kanal nach Le Havre. Dort traf sie am frühen Morgen des 22. Juli ein. Die Jungs durften das Schiff nicht verlassen, verbrachten aber einen Großteil des Tages an der Reling und sahen zu, wie französische Hafentarbeiter Stückgut löschten und einluden.

Am Abend fuhren sie den Kanal entlang. Im Osten leuchteten die Lichter von Calais. Am 23. Juli gegen Abend trafen sie dann endlich in Deutschland ein. In Cuxhaven ging ein Motorboot mit Hakenkreuzfahne längsseits und nahm die deutschen Journalisten und Fotografen mit, die in Le Havre an Bord gekommen waren. Bei Einbruch der Dämmerung fuhr die *Manhattan* die Elbe in Richtung Hamburg hinauf. Die

Jungs drängten sich zusammen mit den anderen Passagieren auf Deck. Sie waren unruhig und gereizt und wollten das Schiff endlich verlassen. Bis auf Don Hume, der wieder mit einer Erkältung zu kämpfen schien, hatten alle zwei bis drei Kilo zugenommen. Sie fühlten sich schlaff und untrainiert und wollten endlich wieder in ein Rennboot steigen. Und sie waren auf den Nazistaat neugierig.

Was sie sahen, überraschte sie. Noch Jahre später war die abendliche Fahrt auf der Elbe in ihrer Erinnerung einer der Höhepunkte der Reise. Die Besatzung der *Manhattan* hatte Scheinwerfer auf die grosse weisse Olympiafahne am hinteren Mast, die amerikanische Flagge am vorderen Mast und die rot-weiss-blauen Schornsteine gerichtet, und Massen von Schaulustigen säumten die Ufer und Kais. Sie winkten und jubelten und hiessen die Ankömmlinge in gebrochenem Englisch willkommen. Die Jungs winkten zurück und antworteten mit Indianergeheul. Der Dampfer passierte kleinere Schiffe und Vergnügungsboote, an deren Heck die Hakenkreuzflagge wehte. Fast alle Schiffe, an denen sie vorbeikamen, blinkten zur Begrüssung mit den Lichtern oder hupen und liessen Bootspfeifen schrillen. Sie fuhren an von Lichterketten beleuchteten Biergärten mit fröhlich singenden und Polka tanzenden Menschen vorbei, die ihnen mit Bierhumpen zuprosteten. Die Passagiere der ersten Klasse droben auf dem Sonnendeck tranken Champagner und sangen ebenfalls. Alle freuten sich, in Deutschland zu sein.

Am folgenden Morgen wachten die Jungs um fünf in Hamburg auf und machten sich daran, die *Husky Clipper* bei strömendem Regen auszuladen. In ihren offiziellen Olympiauniformen bugsierten sie das Boot von einem Deck zum anderen, ständig darauf bedacht, Davits und Abspannleinen auszuweichen. George Pocock und Al Ulbrickson sahen ihnen besorgt zu. Deutsche Hafnarbeiter wollten ihnen helfen, aber



Pocock scheuchte sie unter Einsatz fast seines gesamten deutschen Vokabulars weg. «Nein! *No thanks!* Danke!» Er fürchtete, die Arbeiter könnten versehentlich mit einer Hand oder einem Fuss durch die dünne Wand des Bootes stossen. Als sie das Boot schliesslich an Land geschafft hatten, kehrten sie mit durchweichten Jacketts und Strohhüten auf die *Manhattan* zurück und warteten dort auf das offizielle Aussteigen.

Eine Stunde später marschierten sie mit dem Rest der amerikanischen Olympiamannschaft vom Schiff. Durch einen Lagerraum mit Fässern und Transportkisten gelangten sie in eine hohe Empfangshalle, in der Hunderte jubelnder Deutscher und eine Sousa-Märsche spielende Blaskapelle sie begrüßten. Sie winkten und lächelten, stiegen in Busse ein und fuhren durch schmale Strassen zum Hamburger Rathaus. Dort hielt der Bürgermeister der Stadt, ein strammer Nazi namens Carl Vincent Krogmann, eine lange Willkommensrede auf Deutsch. Die Jungs, die kein Wort verstanden, konnten sie nur «stumm über sich ergehen lassen», wie Shorty Hunt es ausdrückte. Sie erwachten allerdings wieder zum Leben, als städtische Angestellte kostenlos Zigarren, Wein, Bier und Orangensaft verteilten.

Um Mittag sassen sie im Zug nach Berlin. Bei ihrer Ankunft am Nachmittag im palastähnlichen Lehrter Bahnhof unmittelbar nördlich des Tiergartens waren sie von dem Empfang, den man ihnen bereitete, überwältigt. Während sie aus dem Zug stiegen und mit ihren Mannschaftskameraden in Reihen antraten, spielte wieder eine Kapelle einen Sousa-Marsch. Avery Brundage und Herzog Adolf Friedrich Albrecht Heinrich von Mecklenburg, Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, begrüßten sich mit Wangenküssen. Dann marschierten die amerikanischen Sportler an einer gewaltigen schwarzen, mit Hakenkreuzen verzierten Lokomotive vorbei den Bahnsteig entlang. Sie gelangten wieder in eine Empfangshalle, in der sich diesmal Tausende

von Deutschen drängten, um einen Blick auf sie zu erhaschen. Shorty Hunt war völlig von den Socken. «Man kam sich vor wie in einer Kuriositätenshow – alle zeigten mit offenen Mündern auf einen und sagten etwas von ‚zwei Metern‘.» Ganz in Weiss gekleidete junge Männer führten sie durch die Menge zu offenen Bussen der Reichswehr, von denen die amerikanische Fahne wehte.

Der Buskorsio fuhr am Reichstag vorbei, durch das Brandenburger Tor und die mit Fahnen geschmückte Prachtstrasse Unter den Linden entlang. Zehntausende, einigen Schätzungen zufolge sogar hunderttausend Deutsche säumten jubelnd die Strasse und schwenkten Olympia-, Hakenkreuz- und gelegentlich auch amerikanische Fahnen. Die Jungs aus Washington standen in ihrem offenen Bus und winkten verwirrt und zugleich begeistert über den herzlichen Empfang zurück. Im Roten Rathaus nahm Avery Brundage die Stadtschlüssel in Empfang und hielt eine kurze Rede. Er war nach der langen Auseinandersetzung wegen des Boykotts sichtlich erfreut, in Berlin zu sein, badete im Applaus seiner deutschen Gastgeber und rief: «Keine Nation seit den alten Griechen hat den wahren olympischen Geist so eingefangen wie Deutschland.»

Während er sprach, betrachteten Joe und seine Kameraden misstrauisch die vielen deutschen Funktionäre, die mit ernsten Gesichtern hinter Brundage standen. Die Jungs waren müde. Ihr Tag hatte bereits um fünf auf der *Manhattan* angefangen, und sie wollten nicht noch mehr Reden hören, die sie nicht verstanden. Zum Glück durften die Sportler nach Brundages Ansprache gehen. Ein leichter Regen hatte eingesetzt, und die Menge begann sich zu zerstreuen. Die meisten Athleten fuhren nach Westen zum neuen olympischen Dorf in Charlottenburg. Die Ruderer dagegen bestiegen zwei Busse, die in den südöstlich gelegenen Berliner Stadtteil Köpenick fuhren.

Am selben Tag schrieb in den Vereinigten Staaten ein New Yorker namens Richard Wingate einen, wie sich herausstellen sollte, propheti-

schen Brief an den Sportredakteur der *New York Times*. «Mr Brundage», schrieb er, «hat sein Ziel erreicht, das Nirgendland des Sportsgeistes und guten Willens, in dem Nazibier und jüdisches Blut in Strömen fließen und in dem Hitlers Schergen lebende Tote foltern und verfolgen ... Zwei Monate werden die Toten in ihren Gräbern ruhen. Aber sobald die Olympiade im September vorbei ist, werden ihre Gräber geschändet werden ... und die Toten werden wieder durch die Strassen Deutschlands wandern.»

Am späteren Nachmittag trafen die Jungs in der Polizeioffiziersschule von Köpenick ein, die in den folgenden Wochen ihr Zuhause sein sollte und nur wenige Kilometer von der olympischen Ruderstrecke in Grünau entfernt lag. Das Gebäude aus Glas, Stahl und Beton war noch ganz neu und sah so modern aus, dass man heute vermuten würde, es wäre in den siebziger oder achtziger Jahren erbaut worden, nicht in den Dreissigern. Die Offiziersanwärter, die sonst hier wohnten, hatten ausziehen müssen, um Platz für die Ruderer aus Amerika sowie aus verschiedenen anderen Ländern zu schaffen. Zurückgelassen hatten sie einen Stall voller Polizeipferde im Erdgeschoss. Auf ihrem Rundgang stellten die Jungs fest, dass das Gebäude blitzsauber, hell und praktisch eingerichtet war. Leider war es auch ziemlich kalt und verfügte nur über kalte Duschen – eine unliebsame Erinnerung an ihr altes Bootshaus in Poughkeepsie.

Sie suchten noch den Speisesaal auf, in dem Lieferanten des Norddeutschen Lloyd eine herzhafte amerikanische Mahlzeit auftrugen, dann legten sich die meisten auf ihre Betten, um zu lesen oder Briefe nach Hause zu schreiben. Joe beschloss, einen Spaziergang zu machen und sich ein wenig im Ort umzusehen. Er kam sich schnell vor wie in einem deutschen Märchen. Köpenick wirkte auf ihn wie ein mittelalter-

liches Städtchen, obwohl in Wirklichkeit viel von dem, was er sah, aus dem 18. Jahrhundert stammte. Auf engen, gepflasterten Gassen kam er an Bäckereien, Käsereien und Fleischereien vorbei. Über den Türen hingen von Hand geschnittene oder bemalte Ladenschilder mit entsprechenden Aufschriften in Fraktur. Auch an der altertümlichen Synagoge in einer Strasse namens «Freiheit» kam er vorbei, über deren Spitzdach ein heller Davidstern aufragte. Am südlichen Ende der Stadt überquerte er auf einer Brücke den Schlossgraben und gelangte zu einem Schloss aus dem 17. Jahrhundert. Dahinter lag ein Park. Joe setzte sich auf eine Bank und blickte über den Langen See in Richtung der Regattastrecke in Grünau, wo sich in knapp zwei Wochen seine Hoffnungen entweder erfüllen oder zerschlagen würden. Die Sonne war fast untergegangen, die Wolken hatten sich verzogen, und der See lag spiegelglatt vor ihm ausgebreitet. Joe hatte selten einen so friedlichen Ort gesehen, dachte er damals.

Er konnte nichts von dem blutigen Geheimnis wissen, das die Stadt und das friedliche Gewässer bargen.

Am folgenden Morgen wachten die Jungs schon früh voller Tatendrang auf. Nach dem Frühstück fuhren sie in einem grauen deutschen Armeebus die fünf Kilometer zur Regattastrecke in Grünau. Dort sollten sie sich ein schönes neues, aus Ziegeln erbautes Bootshaus mit der deutschen Rudermannschaft teilen. Über dem Eingang hingen nebeneinander die amerikanische und die Nazifahne. Die deutschen Ruderer waren höflich, aber nicht gerade übermässig begeistert über ihre Mitbewohner. George Pocock fand sie ein wenig arrogant. Die «Wikinger» waren alle aus der in Berlin ansässigen Rudergesellschaft Wiking hervorgegangen, ruderten auch dort als Mannschaft und waren im Durchschnitt noch etwas grösser als die Jungs aus Washington. Sie verfügten über eine hervorragende Ausrüstung und waren körperlich in Topform

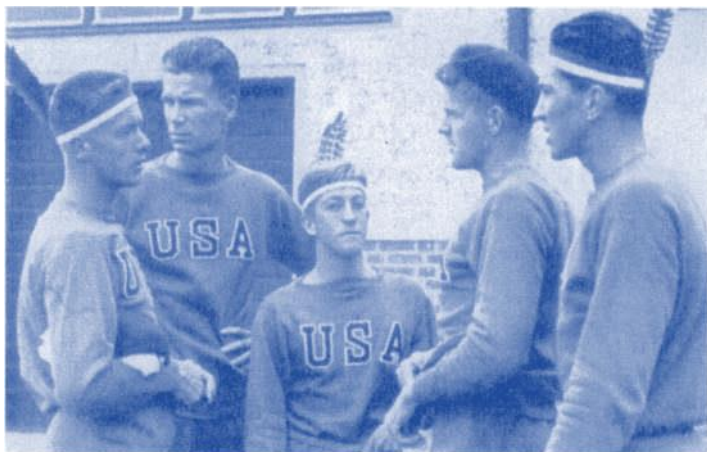
und sehr diszipliniert, fast schon soldatisch in ihrem Auftreten. Im Unterschied zu den anderen deutschen Rudermannschaften in Grünau waren sie nicht einzeln von den Nazis ausgewählt worden, sondern hatten sich als ganze Mannschaft für die Olympiade qualifiziert. George Pocock und Al Ulbrickson hatten allerdings den starken Verdacht, dass die Regierung sie beim Training mit jeder Menge Geld unterstützt hatte.

Als die Jungs die *Husky Clipper* zum ersten Mal im Langen See zu Wasser lassen wollten, stand ein Fotograf, der zum Fotografieren unter das Boot gekrochen war, zu hastig auf, stiess mit dem Kopf gegen den Rumpf und verursachte einen langen, schmalen Riss. Das Boot konnte erst wieder benützt werden, wenn George Pocock es repariert hatte. Verärgert gab Al Ulbrickson den Jungs frei. Sie kehrten zur Polizeischule zurück, stibitzten in der Küche Würfelzucker und fütterten die Polizeipferde damit. Doch wurde ihnen das rasch langweilig, deshalb spazierten sie unter den Blicken zahlreicher Schaulustiger im Regen durch Köpenick.

Pocock reparierte das Boot, und die Jungs absolvierten ihre erste Fahrt. Das Ergebnis war niederschmetternd. Sie fanden zu keinerlei Rhythmus und zogen schwach und kraftlos durch. Die Kanadier und Australier, die Sprints übten, flogen mit feixenden Gesichtern an ihnen vorbei. «Wir sind furchtbar schlecht gefahren», schrieb Johnny White am Abend in sein Tagebuch. Ulbrickson war derselben Meinung. Er hatte die Mannschaft seit ihrer ersten gemeinsamen Fahrt im März nicht mehr so schlecht rudern sehen. Es gab viel zu tun, und die meisten Jungs mussten erst mal ein paar Pfund Gewicht loswerden. Erschwerend kam hinzu, dass fast alle an Erkältungen laborierten. Die Erkältung von Don Hume hatte sich offenbar in der Brust festgesetzt und war allmählich kein harmloser Schnupfen mehr. Der ständige Regen und der kalte Wind auf dem Langen See waren auch wenig förderlich, genauso wenig die kalte und zugige Polizeischule.

In den folgenden Tagen entwickelte sich eine Routine: Vormittags ruderte man schlecht, nachmittags vergnügte man sich in Berlin. Mit ihren Olympiaausweisen hatten sie freien Zugang zu fast allem. Sie besuchten ein Variete, die Neue Wache, die Gedenkstätte für die Gefallenen des Weltkriegs und eine Operette. Dann fuhren sie zum Reichssportfeld. Die gewaltigen Dimensionen und die moderne Architektur des Stadions beeindruckten sie sehr. Mit der S-Bahn fuhren sie ins Zentrum und kauften oder bestellten alle Kodak-Retina-Kameras, mit Ausnahme von Joe, der sich die zwanzig Dollar nicht leisten konnte. Dann spazierten sie Unter den Linden entlang. Auf den Gehwegen drängten sich Besucher aus dem Ausland wie aus der deutschen Provinz. Über eine Million Gäste waren in den vergangenen Tagen in die Stadt gekommen. Sie kauften Bratwürste von Strassenverkäufern, flirteten mit deutschen Frauen und sahen SS-Männern in schwarzen Hemden nach, die in eleganten Mercedes-Limousinen an ihnen vorbeifuhren. Immer wieder grüssten Deutsche sie mit dem ausgestreckten Arm und dem Ausruf «Heil Hitler!». Die Jungs streckten daraufhin ebenfalls die rechte Hand aus und riefen: «Heil Roosevelt!» Die meisten Deutschen taten so, als bemerkten sie es nicht.

An den Abenden kehrten sie nach Köpenick zurück. Dort schienen die Stadtväter fest entschlossen, jeden Abend für Unterhaltung zu sorgen, ob die Athleten es wollten oder nicht. An einem Abend gab es eine Vorführung von Polizeihunden im Schloss, an einem anderen ein Konzert. «Das Orchester war miserabel, es hörte sich schrecklich an», schimpfte Roger Morris in seinem Tagebuch. Johnny White war derselben Meinung. «Es war übel», schrieb er. Mit diesen Worten pflegte er sein Missfallen vorzugsweise auszudrücken. Überall wurden sie von Einwohnern umringt und um Autogramme gebeten, als wären sie Filmstars. Zuerst fanden sie es lustig, aber dann schon bald lästig. Zuletzt



Von links nach rechts: Joe Rantz, Stub McMillin, Bobby Moch,  
Chuck Day und Shorty Hunt

mieteten sie sich abends Ruderboote, nur um ihre Ruhe zu haben, fuhren damit im Regen um das Schloss herum und leisteten den Schwänen Gesellschaft, die ebenfalls dort unterwegs waren.

Die Aufmerksamkeit der anderen war ihnen freilich nicht nur lästig. Als sie am 27. Juli zum Training in Grünau zu ihrem eigenen Vergnügen die indianischen Stirnbänder aufsetzten, die sie auf Huckleberry Island getragen hatten, war die Folge ein «kleiner Aufstand», wie Johnny White es nannte. Deutsche Fans umringten sie, um diese Angehörigen eines hellhäutigen Indianerstammes, wie sie halb glaubten, genauer in Augenschein zu nehmen. Das war lustig, aber sie hatten eine solche Aufmunterung angesichts der zunehmend schlechten Moral im Bootshaus auch dringend nötig.

Sie fuhren immer noch nicht so schnell, wie sie eigentlich sollten. Zwar hatten die meisten Jungs sich von ihren Erkältungen erholt, nur Gordy Adam und Don Hume noch nicht. Am 29. Juli war Hume so krank, dass er nicht das Bett verlassen, geschweige denn trainieren

konnte. Ulbrickson setzte Don Coy, einen der beiden Ersatzleute, die nach Berlin mitgekommen waren, auf den wichtigen Platz des Schlagmanns. Aber die Jungs waren mit Coys Ruderschlag nicht vertraut und er nicht mit dem Platz. Der richtige Rhythmus wollte sich nicht einstellen.

Al Ulbrickson machte sich allmählich Sorgen. Die Mannschaften weiterer Länder trafen in Grünau ein, und er verbrachte zusammen mit George Pocock viel Zeit am Wasser, um die Konkurrenz zu studieren. Nachdem er gesehen hatte, wie diszipliniert die Deutschen trainierten, nahm er sie sehr ernst. Auch die Italiener konnten ihnen gefährlich werden. Vier von ihnen hatten der Mannschaft aus Livorno angehört, die den Kaliforniern bei den Olympischen Spielen 1932 nur um zwei Zehntelsekunden unterlegen waren. Sie waren gross und robust, junge Männer aus der Arbeiterschicht und deutlich älter als seine Jungs. Ihr Durchschnittsalter lag bei achtundzwanzig, und einige waren sogar schon Mitte dreissig, aber sie schienen allesamt in Topform zu sein. Sie ruderten mit sehr viel Leidenschaft, neigten allerdings auch dazu, die Köpfe bei jedem Ruderschlag dramatisch zurück und wieder nach vorn zu werfen. Vermutlich wurden sie wie die deutschen Ruderer von der faschistischen Regierung gesponsert, die sie geschickt hatte. Die japanische Mannschaft von der Tokioter Kaiserlichen Universität bereitete ihm dagegen keine Kopfschmerzen. Sie ruderten aufgrund ihrer geringeren Körpergrösse in einem nur knapp sechzehn Meter langen Achter mit kürzeren Riemen und kleineren Ruderblättern. Ihr Durchschnittsgewicht pro Ruderer lag bei nur 72,5 Kilo. Doch hatten sie an ihrem ersten Tag in Grünau alle erschreckt, als sie plötzlich den einen Vorteil ihrer kleineren Riemen demonstriert hatten: als sie die Schlagzahl nämlich von siebenundzwanzig in nur fünfzehn Sekunden auf absurde sechsundfünfzig erhöht hatten. Das Wasser hatte plötzlich weiss aufgeschäumt, und sie hatten so schnell beschleunigt, dass Ulbrickson



sich an «vom Wasser auffliegende Enten» erinnert fühlte. Die australische Mannschaft bestand ausschliesslich aus grossen, stämmigen Polizisten aus New South Wales. Ihre Technik machte zwar nicht viel her, aber sie hatten trotz ihrer etwas korpulenten Bäuche viel Energie und ausserdem mit den Briten noch ein Hühnchen zu rupfen.

Zu Anfang des Monats waren die Australier in England eingetroffen, um an dem prestigeträchtigen und traditionsreichsten aller Ruderverrennen teilzunehmen, dem Grand Challenge Cup der Henley Royal Regatta. In Henley hatte man sie höflich, aber bestimmt darauf hingewiesen, dass laut dem seit 1879 geltenden Reglement der Regatta niemand teilnehmen durfte, der von Beruf oder Anstellung her Mechaniker, Handwerker oder Arbeiter war. Polizisten galten als «Arbeiter» und durften deshalb leider nicht teilnehmen. Wer für seinen Lebensunterhalt arbeitete, hatte damit offenbar einen ungerechten Vorteil vor jungen Männern in «sitzenden Tätigkeiten». Wütend waren die Australier abgereist und nach Berlin weitergefahren, fest entschlossen, die «verdammten Limeys», wie sie die Briten nannten, dort gegen alle Wahrscheinlichkeit zu besiegen.

Dabei waren die Briten in den Augen vieler – darunter auch Al Ulbrickson und George Pocock – der Hauptfavorit in Berlin. Rudern war schliesslich ein im Wesentlichen britischer Sport, und der britische Olympiaachter kam 1936 von dem ehrwürdigen Leander Club. Ruderer und Steuermann waren die absolute Crème de la Crème des britischen Rudersports und sorgfältig aus den Reihen vieler exzellenter Ruderer in Oxford und Cambridge ausgewählt worden, wo die Studenten zum Unterricht noch Tweedanzüge und Krawatte trugen. Manchmal tauchten sie in ihren Bootshäusern auch mit seidenen Ascotkrawatten auf, oder sie stiegen in weissen Shorts und dunklen Kniestrümpfen und mit Halstüchern in ihre Rennboote. Doch sie ruderten, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht.

Ulbrickson brannte darauf, sie aus der Nähe zu begutachten. Auch die Australier wollten das.

Am Nachmittag des 1. August gegen drei Uhr standen Joe und die anderen amerikanischen Olympioniken bereits seit über zwei Stunden in ordentlichen Reihen auf der weiten grünen Rasenfläche des Maifelds. Sie warteten auf das Eintreffen Adolf Hitlers und den Beginn der vielleicht spektakulärsten öffentlichen Zeremonie, die die Welt bis dahin gesehen hatte – die Eröffnung der elften Olympiade der Neuzeit. Nichts Vergleichbares war je für diesen Anlass geplant worden, aber, wie Albion Ross in der *New York Times* einige Tage zuvor geschrieben hatte, es war bisher auch keine Olympiade «von einem politischen Regime veranstaltet worden, das seinen Erfolg der neu entdeckten Möglichkeiten von Propaganda und spektakulärer öffentlicher Inszenierung verdankt. Hier waren Profis am Werk, und zwar die fähigsten, einfallreichsten und erfolgreichsten Profis der Geschichte.»

Gelegentlich waren einige Regentropfen auf die Strohhüte der Jungs gefallen, aber jetzt verzogen sich die Wolken, und ihnen wie auch den anderen amerikanischen Athleten wurde in ihren blauen Blazern und weissen Flanellhosen allmählich unangenehm warm. In der Ferne zog die *Hindenburg* mit einer Olympiafahne dröhnend über das Stadtzentrum, wendete und näherte sich dem Stadion. Junge deutsche Frauen in Uniformen gingen lächelnd zwischen den Athleten hindurch, verteilten Kekse und Orangenlimonade und versuchten alle bei Laune zu halten. Doch die Amerikaner wollten nicht mehr herumstehen und warten.

Während die Sportler der anderen Länder mehr oder weniger auf ihren Plätzen ausharrten, begannen die Amerikaner herumzugehen und sich umzusehen. Sie spähten in die Läufe einiger Feldgeschütze, die direkt auf sie zeigten, betrachteten die monumentalen Steinskulpturen am Eingang des Stadions oder streckten sich einfach auf dem feuchten

Gras aus, zogen sich die Strohhüte über den Kopf und machten ein Nickerchen. Joe und seine Kameraden gingen durch ein Tor zu dem Gelände am Fuss des gewaltigen Glockenturms. Dort marschierte eine Ehrenkompanie mit solchem Schwung im Stehschritt auf dem steinernen Pflaster auf und ab, dass die genagelten schwarzen Stiefel ganze Staubwolken aufwirbelten. Selbst die Pferde gingen im Stehschritt, wie Shorty Hunt bemerkte.

Im Stadion war unterdessen ein heftiger Streit zwischen Leni Riefenstahl und Joseph Goebbels entbrannt. Riefenstahl war seit sechs Uhr morgens bei der Arbeit, verteilte rund dreissig Kameras und sechzig Kameraleute und versuchte die IOC-Funktionäre abwechselnd mit Drohungen und tränenerstickten Bitten dazu zu bringen, dass sie ihre Kameras an den gewünschten Orten aufstellen durfte. Unermüdlich suchte sie nach den besten Positionen für ihre Aufnahmen, beanspruchte sie rücksichtslos für sich und schickte die internationalen Nachrichtenteams fort. Vor allem ein schmaler Betonstreifen vor dem Geländer der Ehrentribüne, auf der die NS-Funktionäre der Zeremonie beiwohnen würden, hatte es ihr angetan, und sie hatte eine Kamera am Geländer befestigt. Auf der Tribüne selbst sollten so viele hochrangige NSDAP-Mitglieder untergebracht werden, dass für den Kameramann dort kein Platz war. Riefenstahl hatte ihn deshalb vor dem Geländer installiert und zur Sicherheit zusammen mit der Kamera daran ange-seilt. Es war eine Verlegenheitslösung, aber nur so kam Riefenstahl dem Ziel nahe, das sie wie besessen verfolgte – der besten, der idealen Aufnahme, in diesem Fall einer Nahaufnahme Adolf Hitlers, wie er über die ihm jubelnden Massen blickte.

Doch früher am Nachmittag hatte sie bemerkt, wie SS-Leute Kamera und Kameramann vom Geländer losbanden. Empört stellte sie die Männer zur Rede und erfuhr, dass sie auf Anordnung von Goebbels

handelten. Wütend rief sie, Hitler persönlich habe ihr erlaubt, die Kamera dort zu befestigen. Die SS-Männer zögerten verwirrt. Riefenstahl kletterte über das Geländer, band sich selber an der Kamera fest und erklärte, sie würde bis zum Beginn der Zeremonie dort ausharren. Hochrangige Gäste kamen, nahmen ihre Plätze auf der Tribüne ein und starteten Riefenstahl an, die ihren eigenen Worten nach inzwischen in Tränen aufgelöst war und vor Empörung zitterte, sich aber weiter hartnäckig an das Geländer klammerte.

Goebbels traf persönlich ein. «Sind Sie wahnsinnig geworden?», herrschte er Riefenstahl an. «Sie können hier nicht bleiben! Sie zerstören das ganze feierliche Bild. Machen Sie sofort, dass Sie und die Kameras wegkommen!»

«Herr Minister», erwiderte Riefenstahl wütend, «ich habe rechtzeitig den Führer um Genehmigung gebeten – und sie auch erhalten.»

«Warum haben Sie nicht einen Turm neben der Tribüne gebaut?», schrie Goebbels.

«Wurde mir nicht erlaubt», gab Riefenstahl zurück.

Später schrieb sie: «Es schien, als ob es Goebbels vor Wut fast zerriß.» Aber sie war nicht bereit, klein beizugeben. Nichts, nicht einmal der ungeheuer mächtige Propagandaminister, durfte sie an der Verwirklichung ihrer Vision hindern.

In diesem Augenblick betrat Göring in einer weissen Prachtuniform die Tribüne. Als Goebbels ihn sah, begann er noch lauter auf Riefenstahl zu schimpfen. Da hob Göring die Hand, und Goebbels verstummte. Göring wandte sich an Riefenstahl und sagte versöhnlich: «Na, Mädchen, weine mal nicht. Ich werde mit meinem Bauch hier schon Platz finden.» Riefenstahl kletterte über das Geländer, und die Kamera blieb an Ort und Stelle.

Goebbels schäumte insgeheim. Sein Streit mit Riefenstahl – letztlich und ironischerweise eine Auseinandersetzung um ein gemeinsa-

mes Ziel, nämlich die Verherrlichung der nationalsozialistischen Ideale – ging die ganzen Spiele weiter und noch darüber hinaus. Ein paar Tage später notierte er in seinem Tagebuch: «Ich stauche die Riefenstahl zusammen, die sich unbeschreiblich benimmt. Eine hysterische Frau. Eben kein Mann!»

Um Viertel nach drei Uhr fuhr der «Führer» in einem Mercedes stehend und den rechten Arm zum Hitlergruss erhoben von der Reichskanzlei in der Innenstadt ab. Zehntausende Mitglieder der Hitlerjugend, SA-Leute und behelmte Militärwachen säumten seinen Weg vom Brandenburger Tor durch den Tiergarten und hinaus zum Reichssportfeld. Dahinter drängten sich Hunderttausende von Schaulustigen. Andere lehnten sich aus Fenstern und schwenkten Fahnen. Wieder wurden Periskope eingesetzt, um einen Blick auf Hitler zu erhaschen. Wo er in seinem Wagen vorbeifuhr, streckten die Menschen ebenfalls den rechten Arm zum Gruss aus und riefen mit verzückten Gesichtern: «Heil! Heil! Heil!» Wie eine Welle liefen die Rufe durch die Menge.

Auf dem Maifeld hörten die Jungs die Rufe in der Ferne. Sie wurden lauter und kamen näher. Die Lautsprecher erwachten zum Leben. «Er kommt, er kommt!», plärrten sie. Die Jungs reihten sich wieder unter die anderen Sportler ein. Um 15.30 Uhr betraten Funktionäre des Internationalen Olympischen Komitees mit goldenen Amtsketten, Seidenzylindern und wehenden Frackschössen das Maifeld und bildeten ein Spalier. Um 15.50 Uhr traf Hitler am Uhrenturm ein. Er nahm den Vorbeimarsch der Ehrenkompanie ab, dann betrat er das Maifeld. Einen Moment lang stand er allein auf der weiten Rasenfläche, eine kleine Gestalt in einer braunen Uniform und mit hohen schwarzen Stiefeln. Dann marschierte er durch das Spalier der Funktionäre und an den Sportlern vorbei, von denen ihn ein Seil trennte. Die meisten Athleten

blieben in ihren Reihen stehen, nur einige Amerikaner eilten an die Absperrung, um Hitler aus der Nähe sehen zu können. Die Jungs aus Washington sassen nur im Gras und winkten ihm zu, als er an ihnen vorbeiging.

Um Punkt 16.00 Uhr betrat Hitler von Westen das Stadion. Die Berliner Philharmoniker, das «Reichsorchester», verstärkt durch ein halbes Dutzend Militärkapellen, intonierte Wagners *Huldigungsmarsch*. Hunderttausend Menschen standen auf, als Hitler die Marathontreppe zum Spielfeld hinunterstieg, reckten den rechten Arm und skandierten: «Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!»

Gefolgt von NS-Offizieren in grauen Uniformen und IOC-Funktionären mit Zylindern marschierte Hitler zu den donnernden Heilrufen über die rote Aschenbahn. Gudrun Diem, ein fünfjähriges Mädchen in einem hellblauen Kleid und einem Blumenkranz im Haar, trat vor, sagte: «Heil, mein Führer!», und überreichte ihm einen kleinen Blumenstrauß. Hitler nahm die Blumen lächelnd entgegen, stieg die Treppe zu der breiten Aussichtstribüne hinauf, ging zu seinem Ehrenplatz und blickte über die Menschenmenge, während das Orchester unter Leitung von Richard Strauss das Deutschlandlied intonierte und gleich darauf das «Horst-Wessel-Lied», die Parteihymne der NSDAP.

Auf die martialischen Klänge des letzten Lieds folgte ein Moment der Stille. Dann begann die riesige Glocke auf der anderen Seite des Maifelds zu läuten, zuerst nur langsam und leise, dann immer lauter und drängender, zugleich zogen die Athleten ins Stadion ein, angeführt wie immer von der griechischen Nationalmannschaft. Wenn die Mannschaften an Hitler vorbeimarschierten, senkten sie die Fahne. Viele grüssten ihn auch, einige mit dem olympischen Gruss, der eine unglückselige Ähnlichkeit mit dem Hitlergruss hatte – der rechte Arm wurde ebenfalls mit dem Handteller nach unten ausgestreckt, allerdings zur Seite und nicht nach vorn wie bei den Nazis. Einige grüssten auch gleich mit dem Hitlergruss. Viele, wie zum Beispiel die Franzo-

sen, offerierten eine mehrdeutige Mischung aus beidem, einige grüssten auch überhaupt nicht. Abhängig davon, wie ähnlich die Armbewegung dem Hitlergruss sah, hiessen die Zuschauer die Mannschaften mehr oder weniger begeistert willkommen.

Draussen auf dem Maifeld hatten sich inzwischen auch die Amerikaner in ordentlichen Reihen aufgestellt. Sie rückten ihre Krawatten gerade oder strichen ihre Röcke glatt, rückten die Hüte zurecht und setzten sich in Richtung des Tunnels in Bewegung, durch den sie das Stadion betreten sollten. Das Marschieren war nicht ihre Stärke, schon gar nicht im Vergleich mit den Deutschen. Doch als sie den Tunnel betraten und die lauten Heilrufe aus dem Stadion hörten, strafften sie sich, gingen schneller und begannen ihrerseits spontan zu singen. Laut schmetterten sie:

*Hail, hail, the gang's all here*

*What the deuce do we care?*

*What the deuce do we care?*

*Hail, hail, we're full of cheer*

*What the heck do we care?*

Angeführt von dem amerikanischen Fahnenträger, dem Turner Alfred Joachim, tauchten sie singend aus dem Tunnel auf und zogen in das riesige Stadion ein, eine Welt von Bildern und Klängen, die sie ihr Leben lang nicht vergessen sollten. Zu einer leichten, beschwingten Melodie des Orchesters marschierten sie zu acht nebeneinander über die Aschenbahn. Auf der Höhe von Hitler drehten sie die Köpfe nach rechts, blickten mit ausdruckslosen Gesichtern zu seiner Tribüne hinauf, nahmen die Strohhüte ab und drückten sie an die Brust, während Joachim trotzig das Sternenbanner hochhielt. Die Zuschauermenge spendete höflich Applaus, untermalt von vereinzelt Pfiffen und Fussgetrappel. Diese missbilligenden Laute wurden freilich schnell über-

tönt. Während die letzten Amerikaner noch an Hitler vorbeizogen, traten schon die ersten deutschen Sportler in strahlend weissen Leinenanzügen und mit weissen Schirmmützen aus dem Tunnel. Sofort begann die Menge zu toben. Praktisch alle hunderttausend Zuschauer sprangen auf und hoben den Arm zum Hitlergruss. Das Orchester wechselte von der leichten Marschmusik, die es eben noch gespielt hatte, zu einer erneuten schwelgenden Wiedergabe des Deutschlandlieds. Die Menge sang mit ausgestreckten Armen inbrünstig mit. Hitlers Augen glänzten. Als der deutsche Fahnenträger die Hakenkreuzfahne an ihm vorbeitrug, grüsste er und fasste sich anschliessend vor Riefenstahls laufender Kamera mit der Hand ans Herz. Die Amerikaner zogen wohl oder übel zu den Klängen des Deutschlandlieds weiter über die Aschenbahn und auf das Innenfeld. George Pocock sagte später, als sie die deutsche Hymne gehört hätten, seien sie ganz bewusst gegen den Takt marschiert.

Als sich alle Sportler auf dem Innenfeld aufgestellt hatten, trat Theodor Lewald, der Vorsitzende des deutschen Organisationskomitees der Olympischen Spiele, an die Mikrofonbatterie auf der Tribüne und begann mit einer Rede, die gar nicht mehr aufhören wollte. Während er redete, war ein britischer Radiosprecher, der die Feier für seine Landsleute moderierte, bemüht, seine Hörer bei Laune zu halten. «Gleich spricht Herr Hitler ... Da ist schon der Applaus, ich glaube, Dr. Lewald ist fertig. Nein, er spricht weiter.» Im Hintergrund war Lewalds Stimme zu hören, während der Moderator die Zeit damit füllte, die Uniformen der verschiedenen Mannschaften zu beschreiben, die Tribüne, auf der die Redner standen, und die *Hindenburg*, die wie ein grosser Mond über dem Stadion kreiste.

Dann war Lewald endlich fertig. Hitler, der mit Leni Riefenstahl geplaudert hatte, trat ans Mikrofon und erklärte die Spiele mit einem kurzen Satz für eröffnet. Überrumpelt meldete sich der britische Spre-



cher zurück und kommentierte aufgeregt und erleichtert: «Das war Herr Hitler! Die Spiele sind eröffnet!»

Die Feier erreichte ihren Höhepunkt. Vom Marathontor her erklang eine Trompetenfanfare, die Olympiafahne wurde gehisst, und Richard Strauss dirigierte die Uraufführung seiner *Olympischen Hymne*. Die Geschütze vor dem Stadion donnerten. Tausende weisse Tauben stiegen aus Käfigen auf dem Innenfeld auf und erfüllten das Stadion mit einem weissen Wirbelsturm. Wieder ertönte eine Fanfare, und am östlichen Tor des Stadions erschien ein in Weiss gekleideter blonder junger Mann mit einer Fackel. Schweigen senkte sich über die Menge, während der Mann anmutig die östliche Treppe hinunterlief, das Innenfeld umrundete und die Treppe im Westen hinaufeilte. Dort blieb er stehen und reckte die Fackel hoch über den Kopf. Dann drehte er sich zum Geläut der olympischen Glocke zur Seite und neigte die Fackel über eine riesige Bronzeschale auf einem Dreifuss. Flammen schlugen aus der Schale. Abschliessend, während die Sonne sich hinter dem olympischen Feuer dem Horizont zuneigte, standen mehrere Tausend weissgekleidete Chorsänger auf und sangen das «Halleluja» aus Händels *Messias*. Die Zuschauer standen ebenfalls auf und fielen ein. Musik und Stimmen verschmolzen und erfüllten das riesige Stadion mit Licht und Freude.

Als die Sportler am Abend aus dem Stadion auszogen, waren sie wie betäubt. Keiner hatte je etwas Vergleichbares erlebt. Die ausländischen Journalisten eilten an ihre Fernschreiber, um ihre Berichte durchzugeben, und am folgenden Morgen erschienen überall auf der Welt Zeitungen mit begeisterten Schlagzeilen. Auch die Jungs aus Washington waren ergriffen. Genau das hatte die sorgfältige Inszenierung auch bezweckt. Sie sollte das Bild des neuen Deutschland im Ausland prägen. Die Eröffnungsfeier gab gleichsam an alle gerichtet zu verstehen: Willkommen im Dritten Reich. Wir sind besser als unser Ruf.



Hitler mit Gefolge in Grünau

## Kapitel 17

*Eine siegreiche Mannschaft in Aktion bietet einen Anblick vollkommener Harmonie, bei dem alles stimmt... Das Rezept für Durchhaltevermögen und Erfolg lautet: nicht nur mit den Muskeln, sondern auch mit dem Herzen und dem Kopf rudern.*

- George Yeoman Pocock

Anfang August herrschte am Langen See geradezu winterliches Wetter. Ein schneidend kalter Wind blies unbarmherzig über die Rennstrecke bei Grünau. Die Jungs ruderten in Pullovern gegen ihn an, die Beine hatten sie sich mit Gänsefett eingeschmiert. Bis zu den Vorläufen waren es nicht einmal mehr zwei Wochen, und sie hatten ihre alte Form noch immer nicht erreicht. Das Boot ruckte beim Eintauchen der Riemen und hüpfte im unruhigen Wasser auf und ab, statt elegant hindurchzugleiten. Sie fanden zu keinem einheitlichen Rhythmus, «fingen» immer wieder «Krebse», und auch ihre Kondition liess zu wünschen übrig. In ihren Tagebüchern häuften sich selbstkritische Kommentare. «Wir sind miserabel gefahren», notierte Johnny White lapidar.

Die Jungs waren zwar besorgt, genossen in ihrer Freizeit aber weiterhin gemeinsam die berauschte Atmosphäre, die in diesem Som-

mer in Berlin herrschte. Sie zogen durch die Stadt, assen Schnitzel, tranken Bier aus Humpen und sangen «Bow Down to Washington». Als der Sportdirektor von Stanford, Jack Rice, sie zu einem Abendessen in das vornehme Hotel Adlon einlud, liessen sie sich das nicht zweimal sagen.

In ihren Alltagshosen und Ruderpullovern mit dem vorne aufgestickten grossen W betraten sie durch eine Polizeiabsperrung das prächtige Foyer des Hotels, in dem sich die Gerüche von Leder und Malzwhisky mit hellem Lachen, Gläsergeklirr und leise klimpernder Klaviermusik mischten. In dem Speisesaal mit seiner hohen Decke führte ein befackter Kellner sie zu einem mit elfenbeinfarbenen Kerzen und einem weissen Leinentischtuch gedeckten Tisch. Sie setzten sich, sahen sich mit grossen Augen um und betrachteten die anderen Gäste – ausländische Olympiakfunktionäre, betuchte Amerikaner und Briten und elegante deutsche Frauen in fliessenden Abendkleidern. Hier und da sassen an eigenen Tischen SS-Offiziere, plauderten, lachten, tranken französischen Wein und assen Rindersteaks und Sauerbraten. In ihren grauschwarzen Ausgehuniformen mit den mit silbernen Totenköpfen geschmückten Schildmützen, die sie auf den Tischen abgelegt hatten, unterschieden sie sich deutlich von den anderen Gästen. Sie strahlten eine Ordnung und Strenge aus, die bedrohlich wirkte, aber niemand schien sich an ihnen zu stören.

Am 6. August zog Al Ulbrickson die Notbremse. Bis nach den Spielen sollte es keine Fahrten nach Berlin oder sonst wohin mehr geben. Bis zu den Vorläufen waren es nur noch sechs Tage, und er war mit den Fortschritten der Mannschaft überhaupt nicht zufrieden. Auch eine Reihe anderer Dinge fanden sein Missfallen. Don Hume hatte es angesichts der Kälte, des nassen Wetters und der ungenügenden Heizung in der Polizeischule schwer, seine Erkältung loszuwerden. Seit er Anfang

Juli in Princeton krank geworden war, hatte er nicht mehr mit dem Husten aufgehört, und er fühlte sich schlapp. «Hume ist für uns unendlich wichtig. Wenn er nicht schnell wieder gesund wird und zu Kräften kommt, haben wir keine Chance», hatte Ulbrickson schon in der Woche davor gegenüber Associated Press geklagt. Jetzt war Hume noch mindestens genauso krank.

Dazu kam das Problem der Rennstrecke. Am 5. August hatte Ulbrickson einen mehrsprachigen, lauten Streit mit Vertretern der Fédération Internationale des Sociétés d’Aviron, des Weltruderverbandes, und deutschen Olympiafunktionären geführt, bei dem man sich gegenseitig kaum verstanden hatte. Die Strecke in Grünau war sechs Bahnen breit, aber die beiden äusseren Bahnen – Nummer fünf und sechs – waren den auf dem Langen See herrschenden Winden so sehr ausgesetzt, dass man dort praktisch zu keiner Zeit vernünftig rudern konnte. Erst am Vormittag hatte Ulbrickson ein Training abgesagt, weil er nicht riskieren wollte, dass seine Jungs ertranken. Die Bahnen eins bis drei dagegen kamen dem Südufer des Sees so nahe, dass sie auf fast der gesamten Strecke relativ gut geschützt waren. Die Chancen waren deshalb sehr unterschiedlich verteilt. Wenn es am Tag des Rennens windete, waren die Mannschaften auf Bahn fünf und sechs gegenüber den Mannschaften auf den inneren Bahnen vermutlich um zwei Bootslängen im Nachteil.

Ulbrickson forderte deshalb, dass die äusseren Bahnen überhaupt nicht verwendet würden. Bei den Ruderwettkämpfen der bisherigen Olympiaden, argumentierte er, seien die Vorläufe und das Finale jeweils auf vier Boote beschränkt gewesen. Doch nach einer langen, hitzigen Diskussion musste er sich geschlagen geben. Alle sechs Bahnen sollten benützt werden.

Ulbricksons Sorgen bekamen zusätzliche Nahrung, als er sich die britische Mannschaft näher ansah. Ihr Herz waren zwei Männer aus Cambridge im hinteren Teil des Bootes: Steuermann John Noel Duck-

worth und Schlagmann George Ranald Mundell Laurie. Duckworth war «klein von Gestalt, hatte aber ein grosses Herz», wie später jemand sagen sollte. Dass er klein war, war nicht zu übersehen. Dass er ein grosses Herz hatte, zeigte sich, sobald er in einem Boot sass.

Laurie, genannt Ran, war der vielleicht beste britische Schlagmann seiner Generation – ein vierundneunzig Kilo schweres Kraftpaket mit geschmeidigen Bewegungen und einem wachen Verstand. Sein Sohn Hugh, der Schauspieler, ruderte später ebenfalls für Cambridge. Ran war Berichten zufolge ein ungewöhnlich liebenswürdiger junger Mann. Zusammen mit Duckworth hatte er Cambridge im jährlichen Boat Race gegen Oxford zu drei Siegen in Folge geführt, denen sieben frühere Siege vorausgegangen waren, obwohl die Oxforder in einem verzweifelten Versuch, die Serie zu unterbrechen, ihre Ernährung von Bier auf Milch umgestellt hatten. Nach Ulbricksons Einschätzung hatten die Briten schon aufgrund ihrer Erfahrung einen Vorsprung in Sachen Selbstvertrauen – schliesslich bevölkerten zum jährlichen Boat Race eine halbe bis eine Million Fans die Ufer der Themse.

Am meisten zu schaffen machte Ulbrickson allerdings, dass die britische Mannschaft ihn beim Training in Grünau sehr an seine eigenen Jungs erinnerte. Nicht dass sie ihnen körperlich besonders ähnlich gewesen wären – definitiv nicht. Sie hatten auch keinen ähnlichen Ruderstil. Die Briten ruderten noch mit der langen Rücklage, wie sie an englischen Privatschulen und Universitäten seit Generationen gelehrt wurde, während man in Washington den kürzeren, aufrechteren Schlag verwendete, den George Pocock von den Themse-Schiffen übernommen und vor zwanzig Jahren an Hiram Conibear weitergegeben hatte.

Nein, die Ähnlichkeit war taktischer Natur. Die Briten machten genau dasselbe, was seine Jungs so gut beherrschten. Sie verstanden sich hervorragend darauf, ein Rennen ruhig anzugehen, ohne zu weit zu-

rückzufallen. Sie ruderten konzentriert, aber mit niedriger Schlagzahl und verleiteten ihre Gegner dazu, die Schlagzahl zu früh zu erhöhen. Wenn deren Kräfte nachliessen, griffen sie überraschend an und zogen an ihnen vorbei. Abgesehen von der Cricketmütze und dem Halstuch, das Duckworth als Steuermann trug, hatte er sehr viel Ähnlichkeit mit Bobby Moch. Dasselbe galt für die beiden Schlagmänner Ran Laurie und Don Hume. Man konnte gespannt sein, was passierte, wenn die beiden Mannschaften auf dem Langen See aufeinandertrafen.

Je näher die Vorläufe rückten, desto mehr wurde Ulbricksons Jungs der Ernst der Lage bewusst. Allmählich kehrten Anspannung und Nervosität zurück. Die Stimmung innerhalb der Mannschaft kam wie vor der Olympiaqualifikation in Princeton in den Tagebüchern und Briefen nach Hause zum Ausdruck. Chuck Day versuchte sein Selbstbewusstsein in Gesprächen mit Ulbrickson zu stärken. Dazwischen rauchte er in einem fort Lucky Strikes und Camels und lachte nur, wenn die anderen Jungs ihn zur Zurückhaltung mahnten.

Nicht nur die Amerikaner waren nervös. Vierundzwanzig Mannschaften teilten sich dieselbe Ruderstrecke und dieselben Kantinen in Grünau und Köpenick, Mannschaften aus athletischen und ehrgeizigen jungen Männern in Höchstform, die einem entscheidenden Moment ihres Lebens entgegenfieberten. Die meisten waren vom olympischen Geist erfüllt, und in den drei Wochen ihres gemeinsamen Lebens und Trainings in Deutschland entstand so manche neue Freundschaft. Vor allem die Jungs aus Washington freundeten sich schnell mit den Polizisten aus Australien an, mit denen sie nicht nur die mehr oder weniger gemeinsame Sprache verband, sondern auch dieselbe unbekümmerte, selbstbewusste Art. Auch mit der Schweizer Mannschaft kamen sie auf

Anhieb gut zurecht. Die Schweizer waren «ziemliche Lausbuben», wie Johnny White notierte, aber fröhlich und gutmütig, und die Amerikaner fuhren gern mit ihnen im Bus von Köpenick nach Grünau, weil die Schweizer während der Fahrt aus vollem Hals jodelten.

Doch je näher die Vorläufe kamen, desto angespannter wurde das Verhältnis zwischen den Mannschaften. Die Australier machten keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen die Briten. Die Briten mussten, wenn sie die Deutschen sahen, an den vergangenen Krieg denken und befürchteten schon einen neuen. Und die Jungs aus Washington konnten nicht schlafen. Fast jede Nacht gab es auf der gepflasterten Strasse unter ihren Fenstern eine Störung. Einmal marschierten SA-Leute in braunen Hemden und mit genagelten Stiefeln singend die Strasse entlang. Ein anderes Mal fand ein nächtliches Manöver der Militärs statt, und unter den Strassenlaternen zogen ratternd Motorräder mit Beiwagen vorbei, Lastwagen mit grünleuchtenden Nachtlichtern in den Führhäusern und Fuhrwerke mit Feldgeschützen. Dann wieder exerzierten die angehenden Polizeioffiziere zu nächtlicher Stunde, oder die deutschen Ruderer sangen Lieder. Einmal feierten Kanuten, die ihre Rennen verloren hatten, zum Trost im Stock unter ihnen eine Party.

In ihrer Verzweiflung sann die Jungs auf Abhilfe. Da sich sechs angehende Ingenieure unter ihnen befanden, fanden sie eine praktische Lösung. Sie konstruierten eine Vorrichtung, mittels derer sie, ohne aufstehen zu müssen, durch Ziehen an einigen Schnüren wassergefüllte Eimer auf die nächtlichen Störenfriede draussen kippen und die Eimer anschliessend rasch wieder nach drinnen holen und verstecken konnten, ebenfalls ohne aufzustehen. Der erste Einsatz kam, als das jugoslawische Team es für notwendig befand, unten auf der Strasse Krawall zu machen. Die Jungs zogen an den Schnüren, und Wasser ergoss sich nicht nur auf die Jugoslawen, sondern auch auf einige deut-



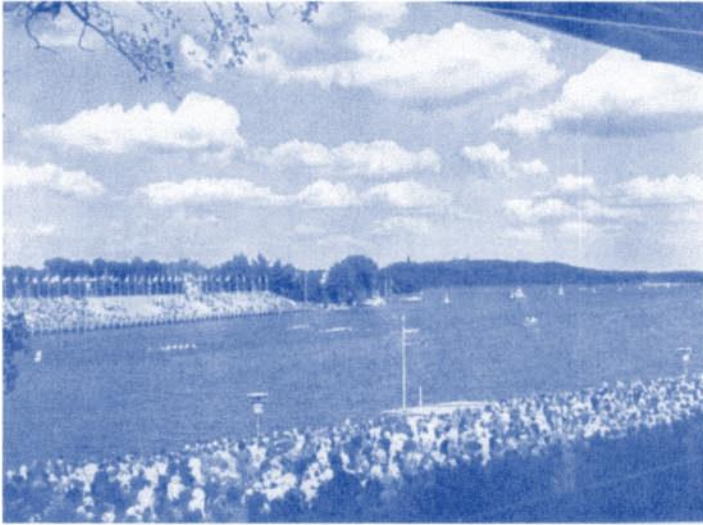
sche Polizeioffiziersanwärter, die für Ruhe sorgen wollten. Klatschnass und mit wütendem Gebrüll stürmten Sportler und Kadetten in das Gebäude. Weitere Sportler traten aus ihren Zimmern, und alle schrien in verschiedenen Sprachen durcheinander. Zuletzt tauchten auch die Jungs aus Washington verschlafen und ganz offensichtlich unschuldig aus ihren Zimmern auf. Als jemand wissen wollte, woher das Wasser gekommen sei, zuckten sie nur mit den Schultern und zeigten stumm die Treppe zu den Kanadiern hinauf.

Am folgenden Tag beim Mittagessen eskalierte die Situation erneut. Es war Brauch, dass die verschiedenen Mannschaften während der Mahlzeiten Lieder ihrer Länder sangen. Als die Jugoslawen mit Singen dran waren, stimmten sie aus einem unerfindlichen Grund das Lied «Yankee Doodle» an. Es war nicht einmal ganz klar, ob sie es auf Englisch sangen oder in einer ihrer verschiedenen Sprachen. Jedenfalls erkannten die Amerikaner die Melodie, und Chuck Day meinte an der Art des Singens zu erkennen, dass die Jugoslawen herausgefunden hätten, wer ihnen den nächtlichen Streich gespielt hatte, und jetzt die Vereinigten Staaten von Amerika aufs Schwerste beleidigten. Er sprang auf und begann auf die Sänger einzuprügeln. Bobby Moch folgte seinem Beispiel und knöpfte sich nicht den jugoslawischen Steuermann vor, sondern gleich den grössten Mann der gegnerischen Mannschaft. Die übrigen Jungs machten es den beiden nach, und aus Spass an der Freud warfen sich auch gleich noch die Australier ins Getümmel. Die Deutschen eilten den Jugoslawen zu Hilfe. Stühle flogen durch die Luft, und man beschimpfte sich gegenseitig. Gegner prallten aufeinander und schubsten sich herum. Immer mehr griffen in das Geschehen ein, wieder brüllte alles durcheinander, und niemand verstand, was der andere sagte. Endlich griffen die Niederländer ein, trennten die Kampfahne, trieben sie zu ihren Tischen zurück und sorgten mit ihrem perfekten Englisch für eine Beruhigung der erhitzten Gemüter. Zugleich

vollzog sich im Stillen noch eine andere Entwicklung. In ihrer Anspannung rückten die Jungs instinktiv enger zusammen. Vor und nach dem Training besprachen sie auf dem Anleger konzentriert, was genau sie beim nächsten Mal besser machen konnten. Das Herumalbern hörte von selbst auf, und sie fanden zu einer Ernsthaftigkeit, wie sie es bislang nicht von sich kannten. Jeder wusste, dass ein entscheidender Moment in seinem Leben bevorstand, keiner wollte die Chance vertun oder sie den anderen verderben.

Joe Rantz hatte die ganze Zeit über das Gefühl, das schwächste Glied der Mannschaft zu sein. Er war als Letzter dazugestossen, hatte oft technische Probleme gehabt und unterlag Formschwankungen. Was er nicht wusste – und erst viel später erfahren sollte, als sie alle schon alte Männer waren –, war, dass es den anderen in diesem Sommer genauso ging. Jeder glaubte, dass er nur durch Glück zur Mannschaft gekommen wäre, dass er mit den herausragenden Leistungen der anderen nicht mithalten konnte und dass die anderen womöglich seinetwegen verlieren würden. Und alle waren eisern entschlossen, dass es dazu nicht kommen durfte.

In diesen letzten Tagen kamen die Jungs langsam und jeder auf seine Weise zu sich und wurden ruhiger. Wenn sie sich auf dem Steg versammelten, legten sie einander die Arme um die Schultern und besprachen leise, aber mit mehr Selbstvertrauen ihren Rennplan. Sie legten in dieser Zeit ein grosses Stück auf dem steinigen Weg zum Erwachsenwerden zurück. Sie riefen sich ins Gedächtnis, was Pocock ihnen gesagt hatte. Roger und Joe gingen am See spazieren und liessen Steine hüpfen, um einen klaren Kopf zu bekommen. Johnny White sonnte sich mit nacktem Oberkörper auf dem Rasen vor Haus West, damit sein Zahnpastalächeln noch besser zur Geltung kam, aber auch um seine Gedanken zu ordnen. Shorty Hunt schrieb sich seine Nervosität in lan-



Blick von der Tribüne in Grünau

gen Briefen nach Hause von der Seele. Und endlich erwachte das Boot unter ihnen wieder zum Leben. Sie ruderten zweimal täglich, setzten frei, was in ihren Körpern schlummerte, und fanden zu ihrem Swing. Alles fühlte sich wieder richtig an, vorausgesetzt, Don Hume sass als Schlagmann im Boot. Hume schien der Schlüssel zu sein. Sobald er zurückgekehrt war, waren die Unsicherheit und Ungeschicklichkeit, die sie gespürt hatten, als Ulbrickson ihn herausnahm, wie verflogen. George Pocock bemerkte den Unterschied sofort. Sie hatten sich zurückgemeldet. Jetzt bräuchten sie nur noch ein Rennen, sagte Pocock am 10. August. Am folgenden Tag warnte ein britischer Reporter, der ihnen beim Training zugesehen hatte, seine Leser zu Hause, die Mannschaft des Leander Club habe in ihnen einen ernsthaften Rivalen: «Der Achter der Universität von Washington ist hier der beste. Man kann sich keine vollkommeneren Mannschaft vorstellen.»

Nach dem Reglement der olympischen Ruderregatta 1936 sollte jeder der vierzehn Achter zwei Chancen haben, es in das Finale am 14. August zu schaffen. Mannschaften, die die Vorläufe am 12. August gewannen, kamen gleich ins Finale und hatten einen kostbaren Tag frei. Die Verlierer konnten am 13. August in sogenannten Hoffnungsläufen erneut antreten und mussten dort gewinnen, um das Finale am folgenden Tag zu erreichen. Die Jungs aus Washington sollten in ihrem Vorlauf gegen Frankreich, Japan, die Tschechoslowakei und die Mannschaft an treten, die sie am meisten fürchteten, Grossbritannien.

Da die Mannschaft endlich zu ihrem Rhythmus gefunden hatte, tat Al Ulbrickson dasselbe wie immer vor grossen Rennen: Er reduzierte das Training auf einige leichte Übungen und wies die Jungs an, sich für das erste Rennen auszuruhen. Am 11. August sassen sie auf der Tribüne in Grünau und verfolgten die Vorläufe der anderen Ruderrennen. Nur die Achter sollten erst am folgenden Tag starten. Die amerikanischen Rudermannschaften waren mit grossen Hoffnungen nach Berlin gekommen. «Die Experten waren sich heute einig, dass die Vereinigten Staaten bei den olympischen Ruderrennen einige Medaillen abräumen dürften», hatte ein Journalist am 28. Juli mutig unter der optimistischen Schlagzeile «Experten prophezeien durchschlagenden Erfolg der US-Ruderer» geschrieben. George Pocock war sich da nicht so sicher. Er hatte sich die Boote seiner Landsleute angesehen. Sie waren schwerfällig, alt und minderwertig.

In den sechs Rennen dieses Tages wurden die Vereinigten Staaten dreimal Vorletzte und dreimal Letzte. Zur Begeisterung der anderen Zuschauer auf der Tribüne wurde Deutschland in allen Rennen Erster.

«Miserable Vorstellung», notierte Chuck Day am Abend. «Das Rudern fing heute an, aber die USA haben es verpennt», sagte Roger Morris. «Das müssen wir morgen ändern», sagte Johnny White.

Am 12. August, dem Tag der Achter-Vorläufe, hatte Don Hume gegenüber seinem Normalgewicht, den sechszwanzig Kilo von Poughkeepsie, besorgniserregende sieben Kilo eingebüsst. Mit neunundsiebzig Kilo bestand er angesichts seiner 1,88 Meter nur aus Haut und Knochen. Seine Brust war immer noch verschleimt, ab und zu hatte er ein wenig Fieber. Aber er bestand darauf, dass er rudern könne. Al Ulbricksen liess ihn bis zur letzten Minute in Köpenick im Bett liegen. Am späten Nachmittag holte er ihn und setzte ihn zusammen mit den anderen Jungs in den Bus nach Grünau.

Die Bedingungen zum Rudern waren nahezu ideal. Es war leicht bewölkt, aber die Temperatur lag nur bei knapp über zwanzig Grad. Eine kaum merkliche Brise kräuselte das schiefergraue Wasser draussen auf dem Langen See, und sie wehte in Fahrtrichtung. Die Jungs würden im ersten Vorlauf um 17.15 Uhr auf Bahn eins starten, der geschütztesten Bahn der Rennstrecke, was angesichts des ruhigen Wetters allerdings kaum ins Gewicht fiel.

Als sie in Grünau eintrafen, standen mit Ferngläsern und Kameras ausgerüstete Zuschauer bereits an den Kartenschaltern der Rennstrecke Schlange. Die Zuschauer mit den teuren Karten begaben sich anschliessend zur überdachten Tribüne auf dieser Seite des Wassers, die mit den billigeren Karten gingen über eine Pontonbrücke zu den hölzernen Rängen auf der anderen Seite, über deren breiter Rückseite die Fahnen der an den Ruderwettkämpfen beteiligten Länder wehten. Am Fahnenmast vor Haus West hing träge eine grosse weisse Olympiafahne.

Zweitausend Meter streckenaufwärts, auf der anderen Seite des Sees, hatte man einen Steg zur Startlinie gebaut, der hundert Meter in den See hinausführte. Dort standen junge Männer in Uniformen bereit, um die am Start eintreffenden Boote am Heck festzuhalten. Ein gutes Stück hinter dem Steg und von den Steuermännern merkwürdig schlecht zu sehen stand auf einer auf einem flachen Boot errichteten

Plattform der Starter. Am gegenüberliegenden Ufer hatten sich Hunderte von ausländischen Journalisten mit Notizblöcken und Kameras versammelt. Dahinter stand eine ganze Autoflotte bereit, sie zur Ziellinie zu bringen, damit sie Start und Ende jedes Rennens verfolgen konnten. Hinter der Startlinie tuckerte im Leerlauf ein Boot mit einem Sprecher und einem Kurzwellensendegerät. Der Sprecher würde den Booten folgen und über das Rennen berichten. Sein Bericht würde direkt zu Lautsprechern an der Ziellinie übertragen werden, damit Zuschauer und Journalisten über den Stand informiert waren, noch bevor die Boote in Sicht kamen.

Als Joe und seine Kameraden sich aufgewärmt hatten und kurz vor 17.15 Uhr zur Startlinie paddelten, hatten sich rund fünfundzwanzigtausend Zuschauer auf dem Regattagelände versammelt. Die Jungs nahmen ihren Platz an der Startlinie ein und warteten. Neben ihnen auf Bahn zwei taten Ran Laurie, Noel Duckworth und der Rest der britischen Mannschaft dasselbe. Duckworth nickte Bobby Moch zu, und dieser nickte zurück.

Das Rennen begann um Punkt 17.15 Uhr. Die amerikanischen Jungs hatten wieder einen schlechten Start. Genau wie in Princeton kam ein Ruderer in der Mitte beim ersten oder zweiten Ruderschlag wieder zu früh mit dem Riemen aus dem Wasser. Die Japaner auf Bahn vier gingen rasch in Führung. Sie droschen mit fast fünfzig Schlägen pro Minute mit ihren kurzen Riemen auf das Wasser ein. Noel Duckworth und Ran Laurie legten sich zu Anfang mächtig ins Zeug, schalteten dann aber einen Gang herunter und begnügten sich mit dem zweiten Platz hinter den Japanern. Es folgten die Tschechoslowakei, Frankreich und auf dem letzten Platz mit einer Schlagzahl von achtunddreissig die Vereinigten Staaten.

Moch und Hume behielten diese Schlagzahl bei, bis sie nach dreihundert Metern die Tschechen überholten. Dann schalteten sie auf vierunddreissig zurück. Die Japaner, die weiter wie besessen ruderten,



Warten auf den Kampf um das olympische Gold

behaupteten die Führung und bauten den Vorsprung vor den Briten auf eine volle Bootslänge aus. Doch weder Moch noch Duckworth dachten an die Japaner. Sie wussten, wer ihr eigentlicher Rivale war. Die Positionen der Boote zueinander blieben weitere siebenhundert Meter unverändert. Nach einem Kilometer liessen die Kräfte der Japaner wie vorherzusehen plötzlich nach, und sie fielen zusammen mit den Tschechen hinter das Feld zurück. Auch die Franzosen konnten nicht mithalten. Damit waren nur noch die Amerikaner und die Briten übrig, wie beide Mannschaften es erwartet hatten. Die Tribünen und Bootshäuser kamen in Sicht. Jetzt hiess es, die Nerven zu behalten.

Moch wies Hume versuchsweise an, die Schlagzahl zu erhöhen. Hume steigerte auf sechsunddreissig, und sie näherten sich dem Heck der Briten auf eine halbe Bootslänge. Duckworth blickte über die Schulter, dann erhöhten er und Laurie mit ihren Jungs auf achtunddreissig. Die Amerikaner konnten nicht weiter verkürzen, und die Briten behaupteten die Führung. Inzwischen hörten die Jungs in beiden Booten das Geschrei der Zuschauer an der Ziellinie. Die Steuermänner sahen die Tribünen und die grossen schwarz-weissen Schilder mit der Aufschrift «Ziel», aber keiner der beiden wollte den ersten Schritt tun, beide hielten sich noch zurück. Die Briten ruderten mit langen Schlägen und lagen am Ende jedes Durchzugs fast auf dem Rücken. Die Amerikaner machten kürzere Schläge mit entsprechend kürzeren Ruhephasen dazwischen.

Endlich, bei Anbruch der letzten zweihundertfünfzig Meter, rief Moch: «Jetzt aber, Jungs! Zehn Schläge volle Kraft!» Die Jungs legten sich in die Ruder, und die auf dem Vordeck der *Husky Clipper* flatternde amerikanische Fahne schob sich an Duckworth vorbei bis zur Mitte des britischen Bootes vor. Duckworth und Laurie erhöhten auf vierzig Schläge pro Minute. Kurz konnten sie die Stellung halten, dann gingen die wütend aufblitzenden weissen Ruderblätter der Amerikaner mit den karmesinroten Ruderblättern der Briten längsseits. Bobby Moch befahl Hume, die Schlagzahl noch einmal zu erhöhen, und die *Clipper* rückte weiter vor.

Ran Laurie zog seinen Riemen im britischen Boot wütend durch. Er war noch relativ frisch und wollte angreifen. Aber wie damals viele britische Schlagmänner hatte er einen Riemen mit einem kleineren, schmaleren Blatt als der Rest der Mannschaft – dahinter stand die Vorstellung, dass der Schlagmann das Tempo vorgeben und nicht das Boot antreiben sollte. Mit einem kleineren Ruderblatt konnte er sich nicht zu sehr verausgaben und darüber das Tempo verlieren. Andererseits konnte er damit natürlich auch weniger bewirken. Jetzt lief er Gefahr,



sich beim wichtigsten Rennen seiner bisherigen Laufbahn gar nicht richtig angestrengt zu haben – ein Albtraum für jeden Ruderer.

Trotzdem führten die Briten bei Anbruch der letzten hundertfünfzig Meter immer noch vor den Amerikanern. Inzwischen aber hatten die Amerikaner endgültig zu ihrem Swing gefunden. Sie ruderten jetzt mit voller Kraft, zogen die Riemen in gewaltigen Schlägen durchs Wasser, bewegten sich wie ein Mann, wie aneinandergeschweisst, und näherten sich einer Schlagzahl von vierzig. Ihre sämtlichen Muskeln, Sehnen und Bänder brannten vor Schmerzen, aber sie ruderten jenseits der Schmerzen, in vollendeter, fehlerloser Harmonie. Niemand konnte sie mehr aufhalten. Mit den letzten zwanzig und vor allem den hinreissenden letzten zwölf Schlägen zogen sie einfach an den Briten vorbei, ohne ihnen eine Chance zu lassen. Die fünfundzwanzigtausend Fans auf den Tribünen – darunter viele Amerikaner – sprangen jubelnd auf, als die *Husky Clipper* mit vollen sechs Metern Vorsprung vor den Briten durchs Ziel ging. Im nächsten Moment kippte Don Hume nach vorn und sackte über seinem Riemen zusammen.

Moch musste ihm eine ganze Minute lang Wasser ins Gesicht spritzen, bis er wieder aufrecht sitzen und mit den anderen zum Anleger rudern konnte. Dort warteten schöne Nachrichten auf die Jungs. Sie hatten mit ihrer Zeit von 6:00,8 Minuten einen neuen Streckenrekord aufgestellt und, noch schöner, zugleich einen neuen Welt- und olympischen Rekord. Sie waren schneller gewesen als die Kalifornier 1928 mit 6:03,2. Al Ulbrickson kam zum Anleger, kniete sich neben das Boot und sagte leise und mit einem unergründlichen Lächeln: «Gut gemacht, Jungs.»

Joe hatte seinen Trainer noch nie in diesem Ton sprechen gehört. Er klang respektvoll, geradezu ehrfürchtig.

Als sich die Jungs an diesem Abend in der Polizeischule von Köpenick über ihr Essen hermachten, waren sie in Hochstimmung. Die Briten

mussten am folgenden Tag in einem Hoffnungslauf noch einmal antreten und gewinnen, wenn sie zu den sechs Booten des Finales gehören wollten. Sie selbst hatten dagegen einen Tag frei. Al Ulbrickson war weniger nach Feiern zumute. Er machte sich grosse Sorgen um Don Hume. Hume musste sich nach dem Essen auf sein Geheiss gleich wieder hinlegen. Er sah aus wie ein wandelnder Toter. Was immer ihn plagte, es war auf jeden Fall mehr als eine Erkältung – womöglich eine Bronchitis oder eine Lungenentzündung. Jedenfalls musste Ulbrickson überlegen, wer als Schlagmann im Boot sitzen sollte, wenn die Jungs in achtundvierzig Stunden um Gold kämpften.

Nach dem Mittagessen am folgenden Tag zogen die Jungs durch die Stadt, hatten ihren Spass, sahen sich in Läden um, fotografierten mit ihren neuen Kameras, kauften Souvenirs ein und erkundeten Ecken von Köpenick, die sie noch nicht kannten. Wie die meisten Amerikaner, die Berlin in diesem Sommer besuchten, waren sie zu dem Schluss gekommen, dass es sich in dem neuen Deutschland sehr gut leben liess. Es war sauber, die Menschen waren fast schon übertrieben freundlich, alles funktionierte bestens, und die Frauen waren hübsch. Köpenick war ein malerisches Städtchen, Grünau eine ländliche Idylle. Man konnte hier so angenehm und entspannt leben wie zu Hause in Washington.

Doch gab es ein Deutschland, das die Jungs nicht sehen konnten, ein Deutschland, das man absichtlich vor ihnen verborgen hielt. Schilder mit den Aufschriften «Für Juden verboten» oder «Juden sind hier unerwünscht» waren entfernt worden, man hatte die Sinti und Roma eingesammelt und weggebracht, und der geifernde *Stürmer* war aus den Kiosken von Köpenick verschwunden. Doch das war bei Weitem nicht alles. Dahinter lauerten grössere, dunklere Geheimnisse.

Die Jungs wussten nichts von dem Blut, das das Wasser der Spree und des Langen Sees im Juni 1933 rot gefärbt hatte, als SA-Leute Hun-

derte von Köpenicker Juden, Sozialdemokraten und Katholiken zusammengetrieben und einundneunzig davon zu Tode gefoltert hatten – sie hatten sie geprügelt, bis sie schwer verletzt zu Boden gingen, anschließend heissen Teer in die Wunden gegossen und die verstümmelten Leichen in umliegende Gewässer geworfen. Die Jungs aus Washington konnten auch das Konzentrationslager in Sachsenhausen nicht sehen, das in diesem Sommer unmittelbar nördlich von Berlin errichtet wurde. Dort sollten bald über zweihunderttausend Juden, Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Sinti und Roma und später sowjetische Kriegsgefangene, polnische Zivilisten und tschechische Studenten inhaftiert werden, von denen Zehntausende starben.

Und weiteres Unheil war im Anmarsch. Die Jungs konnten zwar die ausladenden gelben Klinkergebäude des AEG-Kabelwerks Köpenick am Stadtrand sehen, aber noch nicht die vielen Tausend Zwangsarbeiter, die dort bald zwölf Stunden am Tag Stromkabel herstellen sollten und die in schmutzigen Lagern hausten, wo sie dann an Typhus und Unterernährung starben. Als die Jungs an der hübschen Synagoge in der Freiheit Nr. 8 vorbeigingen, konnten sie nicht den Fackeln tragenden Mob sehen, der die Synagoge in der Nacht des 9. November 1938, der Reichspogromnacht, plündern und bis auf die Grundmauern niederbrennen würde.

Wenn sie einen Blick in das Kleidergeschäft von Richard Hirschhahn geworfen hätten, hätten sie vielleicht im hinteren Teil des Ladens Richard und seine Frau Hedwig bei der Arbeit an den Nähmaschinen gesehen, während die Töchter – die achtzehn Jahre alte Eva und die neun Jahre alte Ruth – vorne die Kunden bedienten. Die Hirschhahns waren Juden, Mitglieder der Gemeinde in der Freiheit, und sie machten sich grosse Sorgen um die politische Entwicklung in Deutschland. Doch Richard hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und war verwundet

worden, und er glaubte nicht, dass ihm oder seiner Familie langfristig etwas passieren würde. Er habe sein Blut für Deutschland gegeben, pflegte er seiner Frau und seinen Töchtern zu sagen, Deutschland werde sich nicht gegen ihn wenden. Doch Hedwig war kürzlich von einer Reise nach Wisconsin zurückgekehrt, und jetzt überlegten die Hirschhahns, ob sie dorthin ziehen sollten. Anlässlich der Olympiade hatten sie in dieser Woche sogar einige amerikanische Freunde zu Besuch.

Die Jungs hätten die Hirschhahns im Laden bei der Arbeit sehen können, aber nicht die SS-Leute, die eines Abends Ruth abholten, die Jüngste von ihnen. Ruth musste als Erste sterben, weil sie Asthma hatte und zu schwach zum Arbeiten war. Die restlichen Familienmitglieder blieben zur Zwangsarbeit in Köpenick – Eva in einer Munitionsfabrik von Siemens, ihre Eltern in einem Betrieb, der Uniformen für die deutsche Armee herstellte –, bis im März 1943 auch sie abgeholt wurden. SS-Männer steckten Richard und Hedwig in einen Zug nach Auschwitz. Eva konnte entkommen. Sie floh nach Berlin, versteckte sich dort und überlebte als Einzige ihrer Familie den Krieg wie durch ein Wunder.

Viele Köpenicker, denen die Jungs an diesem Nachmittag auf der Strasse begegneten, waren wie die Hirschhahns zum Untergang verurteilt: Verkäufer, die sie in den Geschäften bedienten, alte Frauen, die im Schlosspark spazieren gingen, Mütter mit Kinderwagen, vergnügt kreischende Kinder auf Spielplätzen und alte Männer mit Hunden – liebende und geliebte Menschen, die in Viehwaggons in den Tod transportiert wurden.

Am Abend fuhren die Jungs nach Grünau, um die Hoffnungsläufe anzusehen und zu erfahren, wer im Finale gegen sie, Ungarn und die Schweiz antreten würde. Überraschend hatten weder Deutschland noch Italien – für Ulbrickson neben den Briten die beiden grössten Rivalen – ihre Vorläufe gewonnen. Doch diesmal zog Deutschland unter einem

grauen Himmel mühelos an den Tschechen und den australischen Polizisten vorbei. Italien schlug die wieder wie besessen rudernde japanische Mannschaft, Jugoslawien und Brasilien. Beide Sieger liessen gegen Ende etwas nach, um ihre Kräfte zu schonen, sie fuhren deshalb relativ langsame Zeiten, die aber für die Qualifikation ausreichten. Grossbritannien dagegen hatte mit den Kanadiern und Franzosen alle Hände voll zu tun. Die Mannschaft musste Tagesbestzeit fahren, um den Vorlauf zu gewinnen, was ihr aber auch gelang.

Damit wusste Al Ulbrickson, gegen welche Mannschaften er am folgenden Tag im Rennen um Gold antreten würde: Italien, Deutschland, Grossbritannien, Ungarn und die Schweiz. Doch als er sich nach der Bahnverteilung erkundigte, erlebte er eine unliebsame Überraschung. Der Deutsche Olympische Ausschuss und die Fédération Internationale des Sociétés d’Aviron – vertreten durch Heinrich Pauli, den Leiter des Ruderverbands im NS-Reichsbund für Leibesübungen, und Rico Fioroni aus der italienischen Schweiz – hatten neue Regeln für die Bahnverteilung beschlossen, Regeln, die es bei Olympischen Spielen bisher nicht gegeben hatte. Ulbrickson verstand nicht, nach welchen Kriterien entschieden wurde, und es ist bis heute unklar, ob es solche Kriterien überhaupt gab. Während bisher die schnellsten Mannschaften der Qualifikationsläufe die besten Bahnen bekommen hatten und die langsameren sich mit den weniger guten begnügen mussten, war es diesmal letztlich umgekehrt. Und in Grünau waren, wie alle inzwischen nur zu gut wussten, die besten Bahnen die geschützten Bahnen in Ufernähe, also die Nummer eins, zwei und drei. Am schlechtesten waren dagegen die Bahnen fünf und sechs draussen im See. Ulbrickson war entsetzt und wütend, als er die Bahnverteilung sah – auf Bahn eins Deutschland, auf Bahn zwei Italien, auf Bahn drei die Schweiz, auf Bahn vier Ungarn, auf Bahn fünf Grossbritannien und auf Bahn sechs die Vereinig-

ten Staaten. Die Reihenfolge war fast genau umgekehrt, wie aufgrund der Qualifikationszeiten zu erwarten gewesen wäre. Die besten und schnellsten Boote wurden benachteiligt, die langsameren bevorzugt. Das Gastgeberland und seine engsten Verbündeten hatten die geschützten Bahnen bekommen, seine künftigen Gegner die schlechtesten, eine höchst anrühige Entscheidung. Genau das hatte Ulbrickson befürchtet, seit er die Strecke von Grünau zum ersten Mal gesehen hatte. Wenn es am folgenden Tag Gegen- oder Seitenwind gab, mussten seine Jungs ganze zwei Bootslängen schneller sein, um mit dem Feld überhaupt mithalten zu können.

Der folgende Morgen war kalt und regnerisch, und es windete heftig. In der Polizeischule Köpenick herrschte niedergedrückte Stimmung. Don Hume lag noch im Bett. Sein Fieber war wieder gestiegen, und Ulbrickson hatte beschlossen, dass er nicht rudern würde. Don Coy sollte ihn als Schlagmann vertreten. Ulbrickson informierte zuerst Hume und dann die anderen.

Die Jungs sassen stumm am Frühstückstisch bei Rührei und Steak und starteten blicklos vor sich hin. Ein Jahr lang hatten sie auf diesen Tag hingearbeitet – die meisten sogar drei Jahre lang –, und sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie beim Finale nicht alle zusammen im Boot sitzen sollten. Sie unterhielten sich darüber, und je länger sie redeten, desto klarer wurde ihnen, dass es ohne Hume einfach nicht ging. Er musste mitkommen, unter allen Umständen. Sie waren nicht neun Einzelpersonen in einem Boot, sondern eine Mannschaft. Also gingen sie gemeinsam zu Ulbrickson. Stub McMillin war jetzt ihr Kapitän und Sprecher. Hume sei für ihren Rhythmus entscheidend wichtig, erklärte er dem Trainer. Niemand sonst reagiere so schnell und geschickt auf die vielen spontanen Änderungen, die eine Mannschaft während eines Rennens vornehmen müsse. Bobby Moch meldete sich zu Wort. Nie-



Deutsche Fans warten im Regen

mand ausser Hume könne ihm an den Augen ablesen, was er denke, und zwar mehr oder weniger im selben Moment, in dem er es denke, deshalb brauche er unbedingt Hume vor sich. Auch Joe machte sich für ihn stark. «Wenn Sie ihn ins Boot setzen, bringen wir ihn schon zum Ziel, Trainer. Schnallen Sie ihn einfach fest, wir rudern dann für ihn mit.»

Ulbrickson sagte, sie sollten nach oben gehen, ihre Sachen holen und in den draussen wartenden Bus steigen, der sie zum Rennen nach Grünau bringen sollte. Die Jungs gingen widerstrebend die Treppe hinauf. Wenige, endlos scheinende Momente später rief Ulbrickson ihnen nach: «Und bringt Hume mit!»

Auch am frühen Nachmittag regnete es in Grünau. Die Müggelberge entlang der Rennstrecke waren wolkenverhangen, zwischen den Bäumen in Ufernähe hing der Nebel. Draussen auf dem See wehte immer

noch ein frischer Wind. Die Wasseroberfläche war unruhig, der Anblick düster und niederdrückend.

Dennoch strömten Zehntausende Zuschauer, die meisten davon Deutsche, bereits zum Regattagelände. Sie trugen Regenmäntel und -hüte oder hielten schwarze Schirme. Trotz des Wetters waren sie bestens gelaunt. Das Rudern war in den dreissiger Jahren nach der Leichtathletik die zweitbeliebteste olympische Sportart, und Deutschland hatte in den Vorläufen gezeigt, dass es im Kampf um die Medaillen diesmal ein starker Anwärter oder sogar der grösste Favorit war. Ein Strom von Fans überquerte die Pontonbrücke am westlichen Ende der Rennstrecke und füllte die gewaltige Holztribüne am anderen Ufer. Tausende weitere Zuschauer drängten sich auf den abgetrennten Rasenstücken am Ufer und warteten dicht an dicht im Regen. Dreitausend Glückliche fanden einen Platz auf der überdachten Tribüne unmittelbar vor der Ziellinie. Kurz bevor das erste Rennen beginnen sollte, hatten sich etwas über fünfundsiebzigtausend Zuschauer auf dem Gelände versammelt, die grösste Zuschauermenge, die je einem olympischen Ruderwettkampf beigewohnt hatte.

Leni Riefenstahls Kameraleute hatten alle Hände voll damit zu tun, Zuschauer zu verscheuchen, die ihnen die Sicht verstellten, und ihre Ausrüstung vor dem Regen zu schützen. Im Pressezentrum in Haus West testeten mehrere Hundert Journalisten aus aller Welt ihre Fernschreiber und Sendegeräte. Olympische Sachverständige testeten die elektronische Zeitmessanlage an der Ziellinie, das Boot mit dem Kurzwellensendegerät nahm seine Position hinter der Startlinie ein. In den noblen Bootshäusern am Langen See verstaute die Athleten ihre Strassenkleider in Spinden und zogen ihre jeweiligen Nationaltrikots an. Einige liessen sich von Masseuren Nacken und Schultermuskeln kneten. Die Jungs aus Washington legten Don Hume auf einen freien Massagetisch und wickelten ihn wie einen Leichnam in Mäntel ein, da-



mit er es warm und trocken hatte. Er sollte sich noch möglichst lange ausruhen. George Pocock trug unterdessen eine Schicht Walrat auf den Rumpf der *Husky Clipper* auf.

Um halb drei, während die Jungs sich noch in ihrem Bootshaus vorbereiteten, startete das erste Rennen des Tages – die Vierer mit Steuer- mann, Die Schweizer gingen am Anfang in Führung, wurden aber schon bald von den Deutschen überholt. Als die Boote sich der Ziellinie näherten, hörten die Amerikaner, wie das Geschrei der Zuschauer draussen anschwell und sie immer lauter «Deutschland! Deutschland! Deutschland!» skandierten, bis das deutsche Boot mit vollen acht Sekunden Vorsprung vor den Schweizern über die Ziellinie glitt. Es folgte das Deutschlandlied, gesungen von Zehntausenden, und daran anschliessend ein weiterer Sprechchor: «Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!»

Adolf Hitler war in Begleitung seiner Nazientourage auf dem Ruder- gelände eingetroffen. Angetan mit einer dunklen Uniform und einem langen Regenmantel schüttelte er dem Präsidenten der FISA, Rico Fioroni, einige Momente lang die Hand. Die beiden lächelten und plauderten angeregt. Dann stieg Hitler die Treppe zum breiten Balkon von Haus West hinauf, nahm seinen Ehrenplatz ein, blickte über die Menge und den Langen See und hob die rechte Hand. Seine Begleiter verteilten sich zu seinen Seiten, und die Zuschauer und internationalen Presseleute sahen, dass er fast die gesamte NS-Führungsriege mitgebracht hatte. Unmittelbar rechts von ihm stand Goebbels. Die Menge brüllte weiter «Sieg Heil!», bis Hitler endlich den ausgestreckten Arm senkte und die Rennen weitergehen konnten.

Die Zuschauer hatten schon bald Gelegenheit zu weiterem Jubelgeschrei. Die deutschen Ruderer eilten ihren Konkurrenten an diesem Nachmittag voraus und gewannen in den ersten fünf Rennen jeweils Gold. Jedes Mal wurde am Ende des Rennens die Nazifahne vor Haus

West gehisst, und jedes Mal sang die Menge das Deutschlandlied noch ein wenig lauter. Immer wenn ein deutsches Boot über die Ziellinie fuhr, klatschte Goebbels, der einen hellen Trenchcoat und einen Hut trug, so theatralisch in die Hände, dass es fast schon albern wirkte. Hermann Göring, in dunkler Uniform und Regenmantel wie Hitler, schlug sich bei jedem deutschen Sieg auf die Knie und sah Hitler strahlend an. Der «Führer» selbst spähte durch ein Fernglas und nickte nur begeistert, wenn ein deutsches Boot wieder Erster geworden war. Um halb sechs hatte der Regen endlich aufgehört, und der Himmel hatte sich aufgeheitelt. Ein Rausch der Begeisterung hatte die Menge erfasst. Es sah so aus, als würde Deutschland an diesem Tag alle Goldmedaillen holen.

Im sechsten Rennen, den Doppelzweiern, führte das deutsche Boot bis zu den letzten zweihundertfünfzig Metern, dann setzten die Briten Jack Beresford und Dick Southwood zu einem sensationellen Endsprint an und gewannen mit fast sechs Sekunden Vorsprung. Zum ersten Mal an diesem Tag reagierten die Zuschauer eher verhalten. Im Bootshaus hielt George Pocock, der ein letztes Mal die *Husky Clipper* überprüfte, inne, als er hörte, dass draussen «God Save the King» gesungen wurde, und stellte in einer Aufwallung von Stolz fest, dass er aus alter Gewohnheit Haltung angenommen hatte.

Das letzte und prestigeträchtigste Rennen des Tages – das Rennen der Achter – rückte näher, und die Zuschauer wurden wieder lauter. Das Rennen zählte für den Stolz der Nationen am meisten und galt als höchste Prüfung dessen, was junge Männer gemeinsam leisten konnten. Nirgendwo sonst war auf dem Wasser mehr Kraft, Eleganz und Mut versammelt.

Kurz vor sechs stand Don Hume von dem Massagetisch auf, auf dem er sich ausgeruht hatte, und hob gemeinsam mit den anderen Jungs die *Husky Clipper* auf die Schultern und trug sie zum Wasser hinunter.

Die Deutschen und die Italiener sassen bereits in ihren Booten. Die Italiener trugen Trikots aus einem seidenähnlichen hellblauen Stoff und hatten sich wie Piraten weisse Stirnbänder um den Kopf gebunden. Die Deutschen trugen weisse Shorts und strahlend weisse Trikots, auf denen ein schwarzer Adler und das Hakenkreuz prangten. Die Amerikaner trugen nicht zusammenpassende Laufshorts und zerknitterte alte Sweatshirts. Sie wollten ihre neuen Trikots nicht schmutzig machen.

Bobby Moch klemmte Tom Bolles' Glückshut unter seinen Sitz. In unmittelbarer Ufernähe stand ein deutscher Marineoffizier am Bug eines Bootes und grüsste mit ausgestrecktem Arm in Richtung Hitler. Die Jungs gingen zusammen mit Ulbrickson ein letztes Mal den Rennplan durch. Dann stiegen sie ins Boot, setzten sich, befestigten die Füsse an den Stembrettern, stiessen sich vom Anlegesteg ab und paddelten den See hinauf zur Startlinie. Ulbrickson, Pocock und Royal Brougham schoben sich durch die Zuschauermenge und stiegen zum Balkon eines Bootshauses in der Nähe der Ziellinie hinauf. In der Hand hielten sie Ferngläser. Ihre Gesichter waren grimmig. So gut ihre Jungs waren, die Chancen auf eine Goldmedaille gingen ihrer Einschätzung nach bei einem Startplatz draussen auf Bahn sechs und mit einem Schlagmann, der aussah wie ein Toter, gegen null.

In Seattle war es früher Morgen. Seit Tagen machten Kaufhäuser, Elektrogeschäfte, das Klavierhaus Sherman Clay und sogar der Juwelier Weisfield & Goldberg ein Bombengeschäft mit dem neuen Schrankradio Philco 61F Olympic Special. Die Einwohner der Stadt kauften es trotz des stattlichen Preises von 49,95 Dollar in rauen Mengen. Das Gerät hatte einen Kurzwellenempfänger und eine spezielle «Hochleistungsantenne», die einen guten Empfang sowohl der normalen Radiosendungen der NBC als auch der Kurzwellenberichte in ver-

schiedenen Sprachen direkt aus Berlin gewährleisten sollte. Jetzt, in den Stunden vor dem Rennen, transportierten Verkäufer die letzten, am Abend zuvor bestellten Geräte zu ihren Käufern in Seattle und stellten sie in ihren Häusern auf.

Harry Rantz hatte in seinem inzwischen fast fertigen Haus am Lake Washington kein Geld für ein extravagantes Radio mit internationalem Empfang übrig, aber das alte Philco, das er im April zum Rennen in Kalifornien gekauft hatte, konnte die Berichte der NBC auf KOMO auch empfangen. Er war bereits vor dem Morgengrauen aufgestanden und hatte Kaffee gekocht und das Radio eingeschaltet, nur um sicherzustellen, dass es funktionierte. Wenig später war Joyce herübergekommen und hatte die Kinder geweckt. Jetzt saßen sie alle in der Küche, assen Haferbrei, lächelten einander verlegen an und versuchten Ruhe zu bewahren.

Millionen Menschen in ganz Amerika drehten an diesem Morgen an den Knöpfen ihrer Radios – Menschen, die vor der Regatta von Poughkeepsie noch kaum von Seattle gehört hatten, Menschen, die an diesem Freitagmorgen erst später zur Arbeit mussten, wenn sie das Glück hatten, eine zu haben, und Menschen, die auf Farmen arbeiteten, wenn sie noch eine Farm hatten. Die Erfolgsgeschichte von Jesse Owens hatte die Nation bereits elektrisiert und ihr vor Augen geführt, um was es bei dieser Olympiade ging. Jetzt warteten die Amerikaner darauf, ob die Naturburschen aus Washington ein weiteres Kapitel dieser Geschichte schreiben würden.

Um Viertel nach neun kam über KOMO knisternd die Stimme des NBC-Berichterstatters Bill Slater aus Berlin. Joyce durchsuchte ihre Handtasche und zog ein kleines Büchlein heraus. Sie blätterte es auf und nahm behutsam ein vierblättriges Kleeblatt heraus, das Joe ihr geschenkt und das sie anschliessend zwischen den Seiten des Büchleins gepresst hatte. Sie legte es auf das Radiogerät, setzte sich davor und lauschte.

Auf der Strecke zur Startlinie wurde den Jungs erst richtig klar, was für eine Herausforderung das Wetter und die ihnen zugeteilte Bahn bedeuteten. Inzwischen prasselte wieder der Regen vom Himmel, aber nicht er war das Problem. Schliesslich kamen sie aus Seattle. Doch der Wind wehte böig aus Westen, blies in einem 45-Grad-Winkel über die Rennstrecke und drückte gegen die Steuerbordseite des Bootes. Vorne hatten Roger Morris und Chuck Day alle Hände voll damit zu tun, das Boot ruhig zu halten. Am Heck hielt Bobby Moch die Holzpflocke der Seilzüge umklammert, zog vorsichtig am Ruder und versuchte, das Boot möglichst gerade zu steuern.

Die Jungs hatten in Seattle und Poughkeepsie oft mit Gegenwind gerudert, aber die heftigen Böen, die fast von der Seite kamen, waren ein ernstes Problem. Ein gleichmässiger Gegenwind wäre Moch lieber gewesen. Don Hume, der mit zugewandtem Gesicht direkt vor ihm sass, versuchte sich zu schonen und gab den Jungs dahinter ein gemütliches Tempo vor, zog aber selbst nur kraftlos durch. Sein Aussehen gefiel Moch überhaupt nicht.

Joe Rantz hatte dagegen ein gutes Gefühl. Sie liessen den Lärm der Menge hinter sich zurück, es wurde still. Worte schienen auf einmal nicht mehr notwendig. Joe und die Jungs in der Mitte des Bootes schwangen nur gleichmässig vor und zurück, zogen langsam durch, wärmten sich auf und freuten sich an ihren gleichmässigen Atemzügen und dem gleichzeitigen An- und Entspannen der Muskeln. Das schlanke Boot unter ihnen glitt scheinbar mühelos durchs Wasser.

Den ganzen Vormittag über war Joe nervös und unruhig gewesen. Jetzt dagegen erfüllte ihn eine gespannte Ruhe und Entschlossenheit. Kurz vor der Abfahrt aus dem Bootshaus hatten die Jungs noch kurz im Kreis zusammengestanden. Wenn Don Hume den Mut hatte, zu diesem Rennen anzutreten, durften sie, die anderen, ihn auf keinen Fall im Stich lassen.

Sie hielten an der Startlinie, drehten die *Husky Clipper* um hundertachtzig Grad und fuhren rückwärts an den Steg. Ein schwächlicher Junge in einer Art Pfadfinderuniform kniete sich auf den Steg und ergriff das Heck ihres Bootes. Sie befanden sich in der Mitte des Sees. Vor ihnen erstreckte sich eine weite Wasserfläche. Der Wind war hier schlimmer als vor den Tribünen. Er drückte erbarmungslos gegen den Bug und trieb kleine, kabbelige Wellen gegen die Backbordseite. Roger Morris und Gordy Adam, die auf der Steuerbordseite auf der Stelle ruderten, hatten ihre liebe Mühe, das Boot in den Wind zu drehen und den Bug mehr oder weniger gerade auf die Mitte der Bahn auszurichten. Neben ihnen ging das britische Boot in Position. Noel Duckworth sass geduckt am Heck und hatte sich die Cricketmütze tief ins Gesicht gezogen, damit der Wind sie nicht wegwehte.

Sie warteten auf den Start. Bobby Moch zog sich das Megafon vor das Gesicht. Alle paar Augenblicke rief er Roger und Gordy Anweisungen zu. Dazwischen blickte er ängstlich über die Schulter, ob der Starter schon aus dem Unterstand auf dem Starterboot getreten war. Duckworth neben ihm tat dasselbe. Doch vor allem waren beide mit dem Bug ihrer Boote beschäftigt. Das Boot musste am Start unbedingt gerade ausgerichtet sein. Da trat der Starter plötzlich von ihnen aus nicht sichtbar aus seinem Unterstand und hielt eine Flagge in die Höhe. Einen Moment lang flatterte sie wie wild über seinem Kopf. Er drehte sich ein wenig in Richtung der ersten beiden Bahnen, rief ohne Pause «*Êtes-vous prêts? Partez!*» in den Wind und riss die Fahne nach unten.

Bobby Moch hörte ihn nicht und sah auch nicht die Fahne. Noel Duckworth ging es offenbar genauso. Vier Boote machten einen Satz nach vorn. Das britische Boot und die *Husky Clipper* lagen einen schrecklichen Moment lang regungslos im Wasser.

## Kapitel 18

*Durchtrainierte Leute wie ihr können, wenn ihre normale Kraft erschöpft ist, aus dem geheimnisvollen Reservoir einer noch viel grösseren Kraft schöpfen. Damit könnt ihr nach den Sternen greifen. So werden Meister geboren.*

- George Yeoman Pocock

Aus den Augenwinkeln sah Joe das ungarische Boot zwei Bahnen weiter anfahren. Die Ruderer hatten bereits zur Hälfte durchgezogen. Den Bruchteil einer Sekunde später folgte das britische Boot ihrem Beispiel. «Auf geht's, Leute!», rief Bobby Moch. «Los!» Acht Riemen tauchten ins Wasser ein. Einen weiteren Sekundenbruchteil lang sank die *Husky Clipper* ein wenig ein und widersetzte sich mit ihrem Gesamtgewicht von fast einer Tonne der Bewegung. Dann fuhr sie an, die Jungs waren unterwegs – und lagen im Rennen ihres Lebens bereits anderthalb Ruderschläge zurück.

Als Chuck Day begriff, was passiert war, spürte er ein Ziehen in der Brust, als hätte sich der Boden unter ihm einen Moment lang aufgetan. Roger Morris dachte entsetzt: «Jetzt sind wir und die Engländer richtig angeschmiert.» Bobby Moch dachte dasselbe, aber seine Aufgabe war

es, einen kühlen Kopf zu bewahren und nicht in Panik zu geraten. Er hatte sowieso wie immer einen Überraschungsangriff von hinten geplant. Aufgrund des spektakulär schlechten Starts war der Nachteil von zwei Längen aufgrund der schlechten Bahn allerdings noch grösser geworden. Sie mussten jetzt zuerst in Fahrt kommen, und zwar schnell. Gegen den Wind aufzuholen erforderte eine ungeheure Kraftanstrengung. Er befahl Hume, tüchtig loszulegen, und Hume ging auf eine hohe Schlagzahl von achtunddreissig. Die Jungs zogen schnell und kraftvoll durch.

Die Deutschen und Italiener auf den ersten beiden Bahnen waren gut vom Start weggekommen und lagen rasch in Führung. Die Briten gingen das Rennen ebenfalls schnell an, um den Anschluss nicht zu verpassen. Die Amerikaner am Ende des Felds arbeiteten sich langsamer nach vorn. Als die ersten Boote die 100-Meter-Markierung passierten, gab ein Sprecher an Bord des Bootes mit dem Kurzwellensende­gerät die jeweiligen Positionen an die Lautsprecher an der Ziellinie durch. Die Zuschauer tobten, als sie hörten, dass Deutschland führte. Es führte allerdings nur knapp, was so früh in einem Rennen noch nicht viel bedeutete. Die sechs Boote bildeten ein loses Feld. Etwa anderthalb Bootslängen trennten den Bug der Deutschen auf dem ersten Platz von dem der Amerikaner auf dem letzten Platz. Bobby Moch wies Hume an, die Schlagzahl ein wenig zu senken, und Hume ging auf fünfunddreissig. Das war immer noch mehr, als Moch eigentlich wollte, fast schon Sprintgeschwindigkeit, aber notwendig, um den Anschluss nicht zu verlieren. Rasch stellte er im Kopf einige Berechnungen an. Wenn er mit fünfunddreissig am Feld dranbleiben konnte, hatten sie am Schluss vielleicht noch genügend Kraft für den unvermeidlichen Endspurt. Die Jungs hatten ihren Rhythmus inzwischen gefunden, fühlten sich eins mit dem Boot.

Als sie an die breiteste Stelle des Langen Sees gelangten, wurde der Wind noch heftiger. Weisse, schaumige Wellen spritzten über die klei-





Der deutsche Achter

ne amerikanische Flagge, die wie wild auf dem Vorderdeck flatterte. Die Böen trafen von Backbord gegen den Bug, und Bobby Moch hatte alle Hände voll mit den Steuerleinen zu tun. Man musste bei solchen Böen, wenn man nicht im Slalom fahren wollte, mit dem Ruder ständig leicht nach Backbord steuern. Das Boot fuhr dann zwar geradeaus, aber der Bug war gegenüber dem Heck leicht nach Backbord verschoben. Das bedeutete einen grösseren Wasserwiderstand und damit mehr Arbeit für die Jungs an den Riemen. Und es war höllisch heikel. Wenn Moch zu viel gegensteuerte, riskierte er, auf die Bahn links von ihnen zu geraten, steuerte er zu wenig gegen, konnte er nach rechts abgetrieben werden.

Nach zweihundert Metern griffen Noel Duckworth und Ran Laurie an, um frühzeitig in Führung zu gehen. Sie zogen rasch an Deutschland vorbei auf den zweiten Platz und rückten den Schweizern auf die Pelle.



Der italienische Achter

Bobby Moch sah zu ihnen hinüber, liess sich aber nicht provozieren. Wenn die Briten sich schon in der ersten Hälfte verausgaben wollten, war ihm das nur recht. Doch dann, nach etwa dreihundert Metern, bekam er einen gewaltigen Schreck. Don Hume vor ihm wurde plötzlich kreideweiss im Gesicht, seine Augen gingen fast ganz zu, sein Mund klappte auf. Er ruderte zwar noch und hielt einen gleichmässigen Rhythmus, aber Moch wusste nicht, ob er noch mitbekam, was er da tat. «Don!», schrie er. «Alles in Ordnung?» Hume reagierte nicht. Moch wusste nicht, ob Hume gleich das Bewusstsein verlieren würde oder nur hochkonzentriert war. Er beschloss, vorerst nichts zu ändern, bekam aber ernsthafte Zweifel, ob Hume das Rennen überhaupt beenden konnte, von einem Endspurt zu gegebener Zeit ganz zu schweigen.

Die Boote näherten sich der 500-Meter-Markierung. Ein Viertel der Strecke war geschafft. Die Schweiz, Grossbritannien und Deutschland lagen vorn, gefolgt von den Amerikanern und den Italienern. Den Abschluss bildete Ungarn. Das Führungstrio tauchte jetzt mit Ausnahme Grossbritanniens in den Windschatten des Südufers ein. Dort war das

Wasser fast glatt. Die Amerikaner lagen nur eine Länge zurück, mussten aber immer noch an der breitesten Stelle des Sees gegen heftige Windböen anrudern. Gischt flog bei jedem Ruderschlag durch die Luft. Brennende Schmerzen breiteten sich langsam in ihren Armen und Beinen und über ihre Rücken aus, und ganz langsam begannen sie weiter abzufallen. Nach sechshundert Metern lagen sie anderthalb Längen zurück, nach achthundert Metern waren sie wieder Letzte. Ihr Puls stieg auf 160 bis 170 Schläge pro Minute.

Drüben auf dem geschützten Wasser der zweiten Bahn griff Italien an und erkämpfte sich einen knappen Vorsprung vor Deutschland. Als der Bug der Italiener sich an der 1'000-Meter-Markierung vorbeischoob, wurde eine Glocke geläutet. Sie zeigte den Zuschauern an der Ziellinie an, dass die Teilnehmer sich näherten. Fünfundsiebzigtausend Menschen sprangen auf und sahen zum ersten Mal die Boote, die wie langgestreckte, schmale Spinnen über die graue Fläche des Sees auf sie zukrochen. Auf dem Balkon von Haus West hielten Hitler, Goebbels und Göring die Ferngläser an die Augen. Auf dem Balkon des benachbarten Bootshauses sah Al Ulbrickson die *Husky Clipper* auf der Aussenbahn neben dem britischen Boot herfahren. Bäume und Häuser versperrten ihm den Blick auf die näheren Bahnen mit ihren Booten, und einen Moment lang sah es so aus, als wären seine Jungs und die Briten dem Feld weit vorausgefahren und würden das Rennen unter sich ausmachen. Dann hörte er den Sprecher durch die Lautsprecher die 1'000-Meter-Zeiten bekannt geben. Die Menge tobte. Italien lag auf dem ersten Platz, aber nur eine Sekunde vor Deutschland auf dem zweiten Platz. Die Schweiz lag eine weitere Sekunde dahinter auf dem dritten Platz. Ungarn war Vierter. Grossbritannien war zurückgefallen und wechselte sich mit den Vereinigten Staaten auf dem letzten Platz ab. Ulbricksons Jungs lagen inzwischen fast fünf volle Sekunden hinter dem Anführer des Felds zurück.

Bobby Moch durfte keine Zeit mehr verlieren. Er beugte sich vor und wies Hume an, die Schlagzahl zu erhöhen. «Höher!», rief er. «Höher!» Nichts geschah. «Höher, Don, los!», rief er wieder. Humes Kopf neigte sich im Rhythmus des Bootes vor und zurück, als wollte er gleich eindösen. Sein Blick war auf den Boden des Bootes gerichtet, als betrachte er dort etwas. Moch konnte keinen Augenkontakt mit ihm herstellen. Die Jungs ruderten weiter mit fünfunddreissig gegen den Wind an, und das Rennen schien immer aussichtsloser zu werden. Bobby Moch kämpfte gegen die in ihm aufsteigende Panik.

Bei elfhundert Metern übernahm Deutschland wieder die Führung vor Italien. Erneut stieg ein Jubelschrei von der Menge auf, der inzwischen über den See auch zu hören war. Aus dem Schrei wurde ein Sprechchor im Rhythmus des Ruderschlags der deutschen Mannschaft – «Deutsch-land! Deutsch-land! Deutschland!». Hitler spähte mit zusammengekniffenen Augen unter dem Schirm seiner Mütze auf das Wasser hinaus und wiegte sich im Rhythmus des Sprechchors vor und zurück. Auch Ulbrickson konnte jetzt endlich die Deutschen und Italiener auf den ersten beiden Bahnen sehen. Sie lagen klar in Führung, aber er beachtete sie nicht weiter, sondern konzentrierte sich auf das amerikanische Boot drüben auf der anderen Seite des Wassers. Was hatte Bobby Moch vor? Die Situation erinnerte ihn an Poughkeepsie, und er wusste nicht, ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen war.

In Harry Rantz' Wohnzimmer in Seattle wurde es still. Es war schwer zu sagen, was genau in Berlin vorging, aber die Zwischenzeiten waren jedenfalls alarmierend.

Joe selbst hatte keine Ahnung vom Stand der Dinge, er hatte nur den vagen Eindruck, dass sie noch keine anderen Boote überholt hatten. Hinter ihnen fuhren nur die Motorboote mit Funktionären und Riefenstahls Kameraleuten. Er hatte mit aller Kraft gegen den Wind angerudert, und seine Arme und Beine fühlten sich allmählich anm, als wären

sie in ein Korsett aus Zement eingeschlossen. Bisher hatten sie nicht viel Kraft sparen können. Es war noch zu früh für den Endspurt, aber er fragte sich, was wohl passieren würde, wenn Moch dazu aufrief. Wie viel Kraft hatten er und die anderen dann noch? Er konnte nur auf Mochs Einschätzung vertrauen.

Zwei Plätze vor ihm überlegte Bobby Moch weiter verzweifelt, was er tun sollte. Hume reagierte immer noch nicht. Sie näherten sich der 1200-Meter-Marke, jetzt wurde die Lage kritisch. Die einzige Option, die ihm einfiel, war, Joe zum Schlagmann zu machen. Das war zwar gefährlich, im Grunde beispiellos, und würde die Mannschaft sehr wahrscheinlich durcheinanderbringen und aus dem Rhythmus werfen. Aber er hatte die Kontrolle über die Schlagzahl verloren, und das konnte nur zur Katastrophe führen. Wenn er Joe dazu bringen konnte, die Schlagzahl zu erhöhen, spürte Hume die Änderung vielleicht und machte mit. Jedenfalls musste er handeln, und zwar sofort.

Gerade als er sich vorbeugte und Joe anweisen wollte, die Schlagzahl zu erhöhen, hob Don Hume mit einem Ruck den Kopf. Seine Augen gingen auf, er presste die Lippen zusammen und sah Bobby Moch unverwandt an. Moch erwiderte den Blick überrascht und rief: «Geh höher, los!» Hume erhöhte die Schlagzahl. «Wir müssen noch eine Länge aufholen», rief Moch. «Auf sechshundert Meter!» Die Jungs legten sich ins Zeug. Die Schlagzahl stieg auf sechsunddreissig und dann siebenunddreissig. Als das Feld die 1500-Meter-Marke passierte, hatte die *Husky Clipper* sich vom fünften auf den dritten Platz vorgeschoben. Al Ulbrickson schöpfte auf dem Balkon des Bootshauses stumm wieder Hoffnung, aber die Aufholjagd schien schon wieder zu erlahmen, obwohl die Jungs noch deutlich zurücklagen.

Noch fünfhundert Meter waren zu fahren, und sie lagen hinter Deutschland und Italien auf Bahn eins und zwei noch fast eine volle

Bootslänge zurück. Die Kräfte der Schweizer und Ungarn liessen jetzt deutlich nach. Die Briten holten wieder auf, aber Ran Laurie hatte mit seinem schmalen Ruderblatt erneut Mühe, das Fortkommen des Bootes durch Wind und Wellen wirkungsvoll zu unterstützen. Moch befahl Hume, die Schlagzahl weiter zu erhöhen. Drüben auf Bahn eins sagte Wilhelm Mahlow, der deutsche Steuermann, seinem Schlagmann Herbert Schmidt dasselbe. Auch der dreissigjährige Cesare Milani im italienischen Boot instruierte seinen Schlagmann Enrico Garzelli entsprechend. Italien schob sich einen Meter vor.

Auf der Zielgeraden wurde der Lange See schmaler, und die *Husky Clipper* erreichte endlich ruhigeres Wasser, das auf beiden Seiten durch hohe Bäume und Häuser vor dem Wind geschützt war. Die Entscheidung stand bevor.

Bobby Moch richtete das Ruder vorsichtig wieder parallel zum Rumpf aus, und die *Husky Clipper* nahm Fahrt auf. Die Verhältnisse waren jetzt ausgeglichener, und Don Hume war unter die Lebenden zurückgekehrt. Dreihundertfünfzig Meter vor dem Ziel beschleunigten die Jungs erneut und schlossen Sitz für Sitz zu den führenden Booten auf. Dreihundert Meter vor dem Ziel lag der Bug der Amerikaner in etwa gleichauf mit dem der Deutschen und Italiener. Zweihundert Meter vor dem Ziel waren sie mit einer Drittel Länge in Führung gegangen. Unter den Zuschauern breitete sich Unruhe aus.

Bobby Moch blickte zu den grossen schwarz-weissen Tafeln mit der Aufschrift «Ziel» an der Ziellinie hinüber und überlegte, wie er die Kräfte der Jungs einteilen musste, damit sie die Linie vor den beiden Rivalen überquerten. Jetzt war eine kleine Lüge angesagt.

«Noch zwanzig Schläge!», brüllte er und begann zu zählen. «Neunzehn, achtzehn, siebzehn, sechzehn, fünfzehn ...» Bei fünfzehn angekommen begann er erneut bei zwanzig. «Zwanzig, neunzehn ...» Wie

in Trance und in der Annahme, dass sie gleich die Ziellinie überqueren würden, legten die Jungs sich mit ihren langen Körpern in die Riemen und ruderten wie besessen und zugleich mit einer in ihrer Perfektion geradezu unheimlichen Eleganz. Die Riemen bogen sich, die Ruderblätter tauchten in fließenden Bewegungen ins Wasser ein und zogen kraftvoll durch, der vom Walrat schlüpfrige Bootsrumph glitt zwischen den Durchzügen lautlos weiter, und der scharfe Bug aus Red Cedar zerschnitt das schwarze Wasser. Boot und Menschen waren zu einer Einheit verschmolzen und flogen wie ein Lebewesen dem Ziel entgegen.

Unvermittelt tauchten sie in eine Welt des Chaos ein. Sie waren mitten im Endspurt, hatten die Schlagzahl auf vierzig erhöht, da hüllte sie der Lärm der Zuschauer ein. Mit einem Mal fuhren sie an der riesigen hölzernen Tribüne am Nordufer der Rennstrecke entlang, nur drei Meter von Tausenden von Zuschauern entfernt, die aus vollem Hals «Deutsch-land! Deutsch-land! Deutsch-land!» skandierten. Wie ein Wasserfall ging das Getöse auf sie nieder, erfüllte die Rennstrecke in ihrer ganzen Breite und übertönte Bobby Mochs Stimme. Selbst Don Hume, der nur einen halben Meter von ihm entfernt sass, konnte nicht mehr verstehen, was er rief. Der Lärm verwirrte sie. Drüben starteten die Italiener und genauso die Deutschen eine Aufholjagd. Beide ruderten jetzt mit über vierzig, und beide gingen mit den Amerikanern wieder gleichauf. Bobby Moch sah es und schrie Hume an: «Höher! Höher! Gebt alles!» Niemand hörte ihn. Stub McMillin wusste nicht, was passierte, hatte aber ein schlechtes Gefühl und fluchte ein paarmal. Joe wusste auch nichts mehr, nur dass er Schmerzen hatte, wie er sie noch nie beim Rudern gehabt hatte – bei jedem Schlag schnitten ihm heisse Messer durch die Sehnen in Armen und Beinen und durch den breiten Rücken, bei jedem keuchenden Atemzug brannte seine Lunge. Unver-

wandt hielt er den Blick auf Humes Nacken gerichtet und konzentrierte sich auf den nächsten mörderischen Ruderschlag.

Auf dem Balkon von Haus West senkte Hitler sein Fernglas. Er wiegte sich weiter zum Sprechchor der Menge vor und zurück und rieb sich jedes Mal, wenn er sich vorbeugte, das rechte Knie. Goebbels klatschte wie wild in die über dem Kopf ausgestreckten Hände. Göring klopfte in einem fort Werner von Blomberg auf den Rücken. Auf dem Balkon daneben stand Pokerface Al Ulbrickson mit einer Zigarette im Mund vollkommen bewegungs- und ausdruckslos da. Er rechnete damit, dass Don Hume jeden Moment über seinen Riemen nach vorn kippen würde.

In Seattle kam das aufgeregte Geschrei von Bill Slater aus dem Radio. Harry, Joyce und die Kinder verstanden nicht, was passierte, aber alle waren aufgesprungen. Vielleicht waren die Jungs ja in Führung gegangen, dachten sie.

Moch blickte nach links, sah die Deutschen und Italiener wieder beschleunigen und wusste, dass seine Jungs noch höher gehen mussten, dass sie noch mehr geben mussten, obwohl er wusste, dass sie bereits alles gaben. Er sah es an ihren Gesichtern – an Joes Grimasse und an Don Humes wie erstaunt aufgerissenen Augen, die an ihm vorbei in eine unergründliche Leere starrten. Er nahm die Klopfer an den Steuerleinen und schlug damit auf die auf beiden Seiten am Rumpf befestigten Klopfbretter. Auch wenn die Jungs es nicht hören könnten, spürten sie doch vielleicht die Vibrationen.

So war es auch. Und sie verstanden sofort, was das bedeutete – dass sie tun mussten, was eigentlich unmöglich war, nämlich noch höher gehen. Irgendwo tief in ihrem Innern mobilisierten sie einen Willen und eine Kraft, von der sie bisher nichts gewusst hatten. Ihr Puls war inzwischen auf fast zweihundert Schläge in der Minute gestiegen. Sie befanden sich jenseits der Erschöpfung, jenseits dessen, was ihre Körper er-

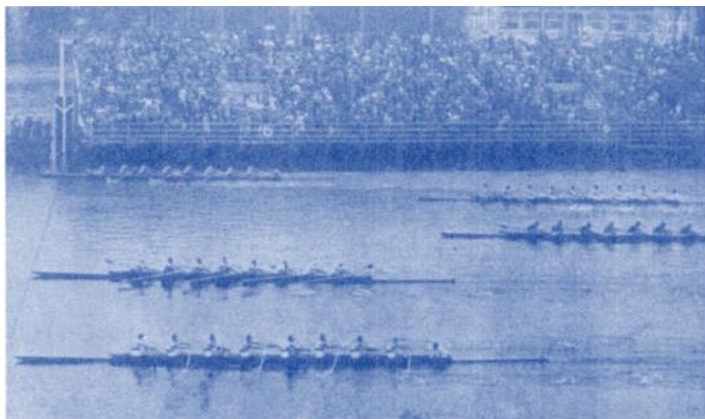


tragen konnten. Der kleinste Fehler hätte jetzt den Rhythmus zerstört und zur Katastrophe geführt. Unablässig tauchten ihre weissen Ruderblätter auf der grauen Fläche unterhalb der mit schreienden Gesichtern gefüllten Tribüne ein und auf.

Es war ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Al Ulbrickson zerbiss die Zigarette, spuckte sie aus, sprang auf einen Stuhl und begann an Moch gerichtet zu brüllen: «Jetzt! Jetzt! Jetzt!» Aus einem Lautsprecher tönte eine hysterische Stimme: «Italien! Deutschland! Italien! Ach ... Amerika! Italien!» Die drei Boote rasten auf die Ziellinie zu und gingen abwechselnd in Führung. Moch schlug so laut und schnell, wie er konnte, auf das Brett. Hume erhöhte die Schlagzahl immer weiter bis auf vierundvierzig. Nie hatten sie mit einer so hohen Zahl gerudert, nie es auch nur für möglich gehalten. Sie gingen wieder knapp in Führung, aber die Italiener begannen schon wieder aufzuholen. Die Deutschen waren neben ihnen. «Deutsch-land! Deutsch-land! Deutsch-land!», gellte es ihnen in den Ohren. Mit gespreizten Beinen und nach vorn gebeugt sass Bobby Moch am Heck, schlug auf das Brett und brüllte Worte, die niemand hörte. Mit einem letzten gewaltigen Ruderschlag trieben die Jungs das Boot über die Linie. Innerhalb einer einzigen Sekunde überquerten Deutsche, Italiener und Amerikaner das Ziel.

Auf dem Balkon hob Hitler die geballte Faust. Goebbels sprang auf und ab. Hermann Göring schlug sich mit einem manischen Grinsen im Gesicht aufs Knie.

Im amerikanischen Boot senkte Don Hume den Kopf wie zum Gebet. Im deutschen Boot kippte Gerd Völs nach hinten in den Schoss des Mannes auf Platz vier. Schlagmann Herbert Schmidt hob triumphierend die Faust. Im italienischen Boot beugte sich ein Ruderer über Bord und erbrach sich. Die Menge skandierte ununterbrochen «Deutsch-land! Deutsch-land! Deutschland!».



Das Goldfinale: ganz oben die USA

Niemand wusste, wer gewonnen hatte.

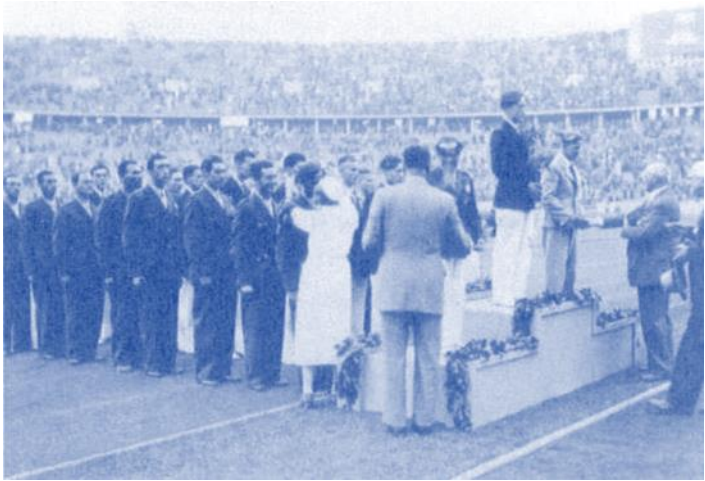
Das amerikanische Boot trieb über das Wasser, an den Tribünen vorbei und in einen ruhigeren Bereich. Keuchend und mit schmerzverzerrten Gesichtern beugten sich die Jungs über die Riemen. Shorty Hunt stellte fest, dass er seinen Blick nicht fokussieren konnte. «Wer hat gewonnen?», flüsterte jemand. «Also ...», krächzte Roger Morris. «Ich glaube ... wir.»

Endlich erwachten die Lautsprecher knisternd zum Leben, und das offizielle Ergebnis wurde bekannt gegeben. Der Bug des amerikanischen Bootes hatte die Ziellinie bei 6:25,4 berührt, sechs Zehntelsekunden vor den Italienern und genau eine Sekunde vor den Deutschen. Der Sprechchor der Menge verstummte so plötzlich, als hätte man einen Hahn zuge dreht.

Auf dem Balkon von Haus West wandte Hitler sich ab und verschwand wortlos im Gebäude. Goebbels, Göring und die anderen NS-Funktionäre folgten ihm hastig. Die Jungs im amerikanischen Boot brauchten einen Moment, bis sie die deutsche Durchsage verstanden.

Doch dann wurde aus ihren schmerzerfüllten Grimassen plötzlich ein Lächeln, ein strahlendes Lächeln, das noch Jahrzehnte später über die Leinwand flimmerte, wenn alte Filme gezeigt wurden, ein Lächeln, das den grössten Moment ihres Lebens markierte.

In Seattle hüpfen Joes Halbgeschwister juchzend und schreiend durchs Haus und warfen Kissen in die Luft. Harry stand klatschend inmitten des Chaos, Joyce sass in einem Sessel und weinte vor Freude hemmungslos. Die Tränen strömten ihr immer noch über das Gesicht, als sie schliesslich aufstand und das Radio abstellte. Sie legte das Kleeblatt sorgfältig wieder zwischen die Seiten des Buches, umarmte zum ersten Mal ihren künftigen Schwiegervater und begann Brote zu schmieren.



Die Medaillenverleihung mit Bobby Moch auf dem Podest

## Kapitel 19

*Worin besteht der geistige Wert des Ruderns? Selbst ganz in der gemeinsamen Anstrengung der Mannschaft aufzugehen.*

- George Yeoman Pocock

Als feststand, dass sie gewonnen hatten, ruderten die Jungs unter höflichem Applaus langsam an den Tribünen vorbei. Al Ulbrickson und George Pocock verliessen hastig ihren Balkon und drängten sich durch die Menge auf dem Rasen vor Haus West. Royal Brougham stürzte zum Presseraum und begann die Story seines Lebens in die Tasten zu hauen. Er legte sein ganzes Herzblut hinein und suchte nach Worten, die auch nur annähernd beschrieben, was er soeben erlebt hatte. Er wusste nicht, dass die Journalisten-Gewerkschaft von Seattle die Räume des *Seattle Post-Intelligencer* mit Streikposten umstellt hatte. Am folgenden Morgen würde keine Ausgabe des *Post-Intelligencer* erscheinen, und sein Bericht würde nie gedruckt werden. Vor den laufenden Kameras von Leni Riefenstahl hielten die Jungs am Anleger vor Haus West. Einige NS-Offiziere sahen zu, wie ein Olympiafunktionär sich zu ihnen hinunterbeugte, Bobby Moch gratulierte und Don Hume einen Lorbeerkranz überreichte, der so gross war, dass er besser für ein

Pferd als für einen Menschen gepasst hätte. Hume, der nicht so recht wusste, was er mit dem Kranz tun sollte, legte ihn sich kurz um die Schultern, lächelte verlegen und reichte ihn an Joe weiter, der dasselbe tat und ihn Shorty Hunt gab. So ging es immer weiter bis zu Roger Morris im Bug.

Unterdessen traf Al Ulbrickson atemlos am Anleger ein, kniete sich neben das Boot und fand, typisch für ihn, keine Worte. Schliesslich zeigte er auf den Kranz und brummte lässig, an Roger Morris gerichtet: «Wo hast du das Grünzeug her?» Roger zeigte nur mit dem Daumen über die Schulter und sagte: «Draussen aus dem See gezogen.»

Die Jungs stiegen aus und nahmen Haltung an, während eine deutsche Kapelle die amerikanische Nationalhymne spielte. Dann schüttelten sie einige Hände, hoben die *Husky Clipper* auf die Schultern und trugen sie ins Bootshaus zurück. In ihren schmutzigen Sweatshirts und uneinheitlichen Shorts sahen sie aus, als kämen sie gerade vom Training auf dem Lake Washington. Auf dem Weg zum Bootshaus sprach ein Reporter von United Press Al Ulbrickson an und fragte ihn, was er von seinen Jungs halte. Diesmal war Ulbrickson nicht um Worte verlegen. Sie seien, sagte er ganz unzweideutig, «die beste Rudermannschaft, die ich kenne. Und ich habe schon einige erstklassige Mannschaften erlebt.»

Am nächsten Morgen kehrten sie in aller Frühe nach Grünau zurück, wo Leni Riefenstahls Leute und einige internationale Nachrichtenteams sie unbedingt filmen wollten. Riefenstahl hatte vom Finale sowohl von Booten wie vom Ufer aus bereits gute Aufnahmen gemacht, sie wollte aber auch noch Nahaufnahmen aus der Perspektive von Steuermann und Schlagmann. Die Jungs ruderten bereitwillig ein Stück, während ein Kameramann zuerst auf Humes und dann auf Bobby Mochs Platz sass. Auch die Italiener und Deutschen taten Riefenstahl

den Gefallen. Das Ergebnis war spektakulär. Die Bilder aus dem Rennen der Achter gehören zu den dramatischsten Szenen des ganzen *Olympia-Films*. Riefenstahl hatte Totalaufnahmen von den Booten geschickt mit Grossaufnahmen von Bobby Moch und den anderen Steuermännern gemischt, die ihre Kommandos direkt in die Kamera riefen. In diese Grossaufnahmen hatte sie wiederum Grossaufnahmen der Schlagmänner hineingeschnitten, wie sie mit vor Anstrengung verzerrten Gesichtern rhythmisch vor- und zurückschwangen, auf die Kamera zu und wieder davon weg.

Nach Abschluss der Filmaufnahmen bereiteten die Jungs die *Husky Clipper* für den Rücktransport nach Seattle vor. Dann zogen sie wieder ihre Ausgehuniformen an und sahen sich auf dem Reichssportfeld das Fussballspiel um die Goldmedaille zwischen Österreich und Italien an. Anschliessend begaben sie sich selbst auf das Spielfeld, um ihre Medaillen zu empfangen. Sie stellten sich neben den Mannschaften aus Deutschland und Italien auf, und dann gingen Olympiafunktionäre an ihnen entlang, hängten ihnen die Goldmedaillen um den Hals und setzten ihnen kleine Lorbeerkränze auf den Kopf. Anschliessend stieg Bobby Moch, der Kleinste von ihnen, auf das höchste Podest. Einer der Jungs hinter ihm witzelte: «Du wolltest doch nur gewinnen, damit du wenigstens einmal grösser bist als wir, stimmt's?» Jemand reichte Moch ein kleines Eichenbäumchen in einem Topf. Dann standen plötzlich ihre Namen auf der riesigen, dreizehn Meter breiten Anzeigetafel am Ostende des Stadions. Die amerikanische Nationalhymne erklang, und an einem Mast hinter der Anzeigetafel stieg langsam die amerikanische Fahne empor. Joe, der die Hand auf die Brust gelegt hatte, musste überrascht feststellen, dass ihm Tränen in den Augen standen. Moch auf dem Podest und Stub McMillin erging es ähnlich. Als die Zeremonie vorbei war, kämpften sie alle mit den Tränen.

Am Abend gingen die Jungs in die Stadt, nur Joe blieb in ihrer Unterkunft. In der Stadt scheinen sie verschiedentlich mit Ordnungshütern in Konflikt geraten zu sein, Chuck Day deutet es in seinem Tagebuch nur dunkel an: «Mussten uns einige Male herausreden ... Polizisten etc.» Um halb fünf Uhr morgens schwankten sie durch die Berliner Innenstadt, hatten sich die Arme über die Schultern gelegt und sangen «Bow Down to Washington». Erst um halb elf kehrten sie schliesslich mit einem gewaltigen Kater nach Köpenick zurück.

In der Polizeischule hatte Joe währenddessen die ganze Nacht wachgelegen. Einen Grossteil der Zeit hatte er nur seine Goldmedaille angestarrt, die am Ende seines Stockbetts hing. Ein grosser Wunsch war damit in Erfüllung gegangen, und er wusste auch, wie viel sie den Leuten zu Hause und anderswo bedeutete. Doch war er im Lauf der Nacht zu der Erkenntnis gekommen, dass sie nicht das Wichtigste war, was er aus Deutschland mit nach Hause nahm.

Unmittelbar nach dem Rennen, als er noch um Atem ringend in der *Husky Clipper* gesessen hatte, die hinter der Ziellinie über das Wasser trieb, hatte ihn eine tiefe Ruhe umfungen. Auf den verzweifelten letzten hundert Metern des Rennens, von Schmerzen schier überwältigt und mitten im ohrenbetäubenden Lärm jenes furiosen letzten Spurts, hatte er plötzlich mit verblüffender Klarheit erkannt, dass er über das hinaus, was er schon tat, nichts mehr tun konnte, um das Rennen zu gewinnen. Mit einer Ausnahme. Er konnte endlich alle Zweifel fahren lassen und vollkommen und ohne Vorbehalt darauf vertrauen, dass er und der Junge vor ihm und die Jungs hinter ihm genau das tun würden, was sie im jeweiligen Moment tun mussten. Er hatte keine andere Wahl, als sich den einzelnen Ruderschlägen so zu überlassen, als stürze er sich von einer Klippe in einen Abgrund, in dem bedingungslosen Glauben



daran, dass die anderen zur Stelle sein und ihn davor bewahren würden, das ganze Gewicht des Bootes nur mit seinem Ruderblatt auffangen zu müssen. Und genau das hatte er getan. Immer wieder, mit vierundvierzig Schlägen in der Minute, hatte er sich blind seinem Schicksal anvertraut, im Glauben daran oder mehr noch im Wissen, dass die anderen Jungs jedes Mal für ihn da sein würden.

In dem Hexenkessel jener letzten Meter von Grünau hatten Joe und die Jungs endlich gefunden, wonach sie die ganze Zeit gesucht hatten, wonach Joe fast sein ganzes Leben gesucht hatte.

Jetzt fühlte er sich ganz. Er war bereit, nach Hause zurückzukehren.



Joe mit seiner jungen Familie

## Epilog

*Harmonie, Gleichgewicht und Rhythmus, diese drei Dinge begleiten einen durch das ganze Leben. Ohne sie gerät die Zivilisation aus den Fugen. Und deshalb kann ein Ruderer, wenn er ins Leben hinausgeht, sich behaupten und mit dem Leben zurechtkommen. Er hat das beim Rudern gelernt.*

- George Yeoman Pocock

In ganz Seattle redeten die Menschen von nichts anderem. In den folgenden Wochen strömten sie in die Kinos, um mit eigenen Augen zu sehen, was ihre Jungs in Berlin vollbracht hatten.

Auf dem Heimweg machten die Jungs in New York Station und fuhren in offenen Autos durch die Strassenschluchten der Stadt, während von den Wolkenkratzern Konfetti, Seiten aus ab ten Telefonbüchern und Zeitungsschnipsel auf sie niederschwebten. Grinsend stand der blonde, athletische Joe Rantz aus Sequim im Auto und hielt sich ein Rudertrikot mit einem umlaufenden blutroten Streifen und vorne einem schwarzen Adler und einem Hakenkreuz über den Kopf.

Mitte September war er wieder zu Hause. Er wohnte in dem neuen Haus am See und schlief in dem Zimmer, das sein Vater gleich neben seinem eigenen für ihn gebaut hatte. Das Eichenbäumchen, das die

Jungs in Berlin geschenkt bekommen hatten, brachte er in die Universität, und ein Hausmeister pflanzte es in die Nähe des Bootshauses. Dann machte Joe sich daran, noch ein paar Dollar zu verdienen, bevor die Universität wieder anfang.

Don Hume, der endlich von seiner Atemwegserkrankung genesen war, hatte es ebenfalls eilig, nach Hause zu kommen, weil er wie Joe noch Geld für das nächste Studienjahr verdienen musste. Stub McMillin besuchte für ein paar Tage Mount Vernon im Staat New York. Verwandte gaben ihm eine Schuhschachtel voller belegter Brote und Obst mit, damit er auf der langen Zugfahrt nach Hause nicht zu hungern brauchte. Johnny White und Gordy Adam fuhren zuerst nach Philadelphia, um Johnnys Verwandte zu besuchen, anschliessend holten sie in Detroit einen neuen Plymouth ab, den Johnnys Vater bestellt hatte, und fuhren damit nach Hause. Shorty Hunt kehrte rechtzeitig zu einer Feier ihm zu Ehren auf dem jährlich stattfindenden grossen Jahrmarkt in seiner Heimatstadt Puyallup zurück. Roger Morris, Chuck Day und Bobby Moch unternahmen noch eine sechswöchige Bildungsreise durch Europa und kamen erst Anfang Oktober wieder nach Seattle.

George und Frances Pocock und Al und Hazel Ulbricksen machten auf dem Heimweg in England Station. Pocock sah zum ersten Mal nach dreiundzwanzig Jahren seinen Vater wieder, der stark gealtert war und in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte.

Mitte Oktober hatten sich alle wieder in Seattle eingefunden, und das Training für die Rudersaison 1936/37 begann. Bobby Moch hatte das Studium mit Auszeichnung abgeschlossen und eine Stelle als Assistent Ulbricksens angetreten. Alle anderen sassen wieder im Boot.

Im folgenden Frühjahr, am Morgen des 17. April 1937, brachte der *San Francisco Chronicle* gleich zwei konkurrierende Schlagzeilen: «Sea-

biscuits grosser Tag!» und «Kalifornien rudert heute gegen Washington». Am Nachmittag gewann Seabiscuit das mit zehntausend Dollar dotierte Marchbank Handicap auf der Pferderennbahn Tanforan in San Bruno um drei Längen. Auf der anderen Seite der Bucht besiegten die Jungs aus Washington Kalifornien auf dem Oakland Estuary mit eindrucksvollen fünf Bootslängen. Seabiscuit stand am Beginn seiner Karriere, die meisten Jungs näherten sich dem Ende der ihren. Doch davor wollten sie noch einmal Rudergeschichte schreiben. Am 22. Juni traten sie ein letztes Mal bei den amerikanischen Meisterschaften in Poughkeepsie an. Die Freshmen aus Washington hatten ihr Rennen bereits gewonnen, die Juniormannschaft ebenfalls. Als der Startschuss knallte, flogen die Jungs den Fluss entlang. Bei der 2-Meilen-Marke überholten sie Navy, liessen fünf weitere Mannschaften hinter sich zurück, gewannen mit vier Längen Vorsprung, stellten einen neuen Streckenrekord auf und schafften, was Journalisten aus dem Osten wenige Stunden zuvor noch für unmöglich gehalten hatten – den zweiten Dreifachsieg in Folge bei der Regatta von Poughkeepsie.

Nach dem Rennen sagte der älteste und erfahrenste von Ulbricksons Trainerkollegen, Jim Ten Eyck von Syracuse, über das erste Boot von Washington, was er schon seit einiger Zeit dachte: «Es ist der grösste Achter, den ich kenne und voraussichtlich je kennenlernen werde.» Aus dem Mund eines Mannes, der seit 1861 Rudermannschaften hatte kommen und gehen sehen, hatte das einiges Gewicht.

Für Roger Morris, Shorty Hunt und Joe Rantz war Poughkeepsie das letzte Rennen. Berechnungen zufolge, die Royal Brougham am Abend des Sieges in einer Kneipe auf einer Serviette anstellte, hatte jeder von ihnen in den vier Jahren gemeinsamen Rudern rund siebentausend Kilometer zurückgelegt, was der Strecke von Seattle nach Japan ent-



Hitler und Goebbels gratulieren Leni Riefenstahl  
bei der Premiere von *Olympia*

sprach. Dafür hatten sie ungefähr 469'000-mal mit dem Riemen durchziehen müssen, und das alles als Vorbereitung für Rennen von insgesamt nur fünfundvierzig Kilometern. In diesen vier Jahren hatten Joe, Shorty und Roger kein einziges Mal verloren.

Royal Brougham sah aus einiger Entfernung zu, wie die Jungs am folgenden Tag das Bootshaus in Poughkeepsie verliessen, und schrieb: «Die acht Ruderer gaben sich ruhig die Hand und gingen ihre verschiedenen Wege. Damit ist die Mannschaft, die als grösste Rudermannschaft aller Zeiten gilt, Geschichte.»

Schon wenige Tage nach der Abschlussfeier der Olympischen Spiele setzten die Nazis die Verfolgung der deutschen Juden und anderer missliebiger Bevölkerungsgruppen in voller Härte fort. Die antisemitischen Schilder wurden wieder aufgehängt, der brutale Terror aufgenommen und noch gesteigert. Im Dezember sagte Hermann Göring in einer Rede vor Industriellen in Berlin, was er öffentlich noch nicht sa-

gen durfte: «Wir stehen bereits in der Mobilmachung und im Krieg, es wird nur noch nicht geschossen.»

Das Ausland erfuhr davon nichts. Die durch die Olympischen Spiele vermittelte Illusion war perfekt. Goebbels hatte geschickt das Ziel jeder guten Propaganda erreicht, nämlich alle Welt davon zu überzeugen, dass die Version der Nazis von der Wirklichkeit richtig und die ihrer Gegner falsch sei. Er hatte nicht nur ein attraktives Bild des neuen Deutschland geschaffen, sondern auch den Gegnern im Westen – amerikanischen Juden in New York, Parlamentariern in London und besorgten Parisern – den Wind aus den Segeln genommen. Was sie sagten, klang auf einmal hysterisch und falsch informiert. Viele der Tausende von Amerikanern, die in diesem Herbst von den Spielen nach Hause zurückkehrten, hielten es mit ihrem Landsmann Stanley Mc Clatchie, der Hitler am liebsten nach Amerika geholt hätte, damit er das Land genauso durchorganisieren konnte, wie er es mit Deutschland getan hatte.

Leni Riefenstahls Film *Olympia* feierte am 20. April 1938 im Berliner UFA-Palast am Zoo eine rauschende Premiere. Anwesend waren Hitler und die gesamte NS-Führungsriege, ausserdem Botschafter und Gesandte von über vierzig Ländern, darunter die Vereinigten Staaten und Grossbritannien, des Weiteren Generäle, Filmstars und Sportler wie Max Schmeling. Für die Musik waren die Berliner Philharmoniker zuständig. Riefenstahl betrat das Kino unter tosendem Applaus und wurde nach der Vorführung überschwänglich gefeiert. Der Film wurde in Deutschland und anschliessend auf der ganzen Welt begeistert aufgenommen. Riefenstahl bereiste damit ganz Europa und anschliessend Amerika und gelangte bis Hollywood.

Am Tag nach der Premiere bekam Riefenstahl von Goebbels eine Prämie in Höhe von hunderttausend Reichsmark. Am selben Tag be-

sprach Hitler mit General Wilhelm Keitel erste Pläne für die Besetzung des Sudetenlands.

Im September 1939 wurde die Vorstellung eines zivilisierten NS-Staates endgültig als Lüge entlarvt. Hitler marschierte in Polen ein, und der verheerendste Krieg der Geschichte nahm seinen Anfang. In den folgenden fünf Jahren sollten ihm zwischen fünfzig und sechzig Millionen Menschen zum Opfer fallen – so viele, dass man die genaue Zahl gar nicht kennt. Der Krieg erreichte Amerika erst Ende 1941, doch dann erfasste er das ganze Land und auch die Jungs, die in Berlin gerudert hatten. Sie überlebten ihn – einige waren zu gross für den Militärdienst, andere hatten soeben ihr Ingenieurstudium abgeschlossen. Sie waren damit wertvolle Mitarbeiter für den Flugzeughersteller Boeing und andere kriegswichtige Unternehmen, weshalb sie nicht in Panzer oder Schützenlöcher gesteckt wurden.

Joe schloss sein Studium 1939 ab, nachdem er noch zwei Jahre Chemie nachgeholt hatte, die er während seiner Ruderkarriere versäumt hatte. Joyce schloss ihr Studium am selben Tag mit Auszeichnung ab, und um acht Uhr abends heirateten die beiden. Als Chemieingenieur arbeitete Joe zunächst für die Union Oil Company im kalifornischen Rodeo. 1941 kehrte er nach Seattle zurück und ging zu Boeing, wo er am Bau des B-17-Bombers beteiligt war. Später befasste er sich mit turbulenzarmen Strömungen für «Reinräume», wie die NASA sie für ihr Raumfahrtprogramm verwenden sollte. Von seinem Einkommen kaufte er ein Haus in Lake Forest Park unweit der Ziellinie der Ruderrennen zwischen Washington und Kalifornien. Dort wohnten er und Joyce ihr restliches Leben lang.

Die beiden hatten fünf Kinder – Fred, Judy, Jerry, Barb und Jenny. Joyce vergass nie, was Joe in seiner Kindheit und Jugend durchgemacht hatte, und hielt zeit ihres Lebens an dem Vorsatz fest, den sie zu





Joe und Joyce am Tag ihres Examens und ihrer Hochzeit

Beginn ihrer Beziehung gefasst hatte: Möge kommen, was da wolle, sie würde dafür sorgen, dass Joe so etwas nie mehr erleben musste, dass er immer ein liebevolles Zuhause hatte.

In seinen späteren Jahren, nachdem er sich aus dem Berufsleben zurückgezogen hatte, knüpfte Joe an seine alte Leidenschaft für die Arbeit mit Red Cedar an. Ausgerüstet mit Kettensäge, Stammwender, Spalthammer und einem Sortiment von Eisenkeilen zog er auf der Suche nach brauchbarem Holz durch die Wälder im Nordwesten. Wenn er fand, was er suchte, war er so begeistert wie damals als Junge, wenn er Dinge entdeckt hatte, die andere übersehen oder zurückgelassen hatten, Dinge, die noch durchaus brauchbar waren. Er transportierte die Stämme von den Bergen in seine Werkstatt und verarbeitete sie dort

von Hand zu Schindeln, Pfosten, Stangen und anderen nützlichen Gegenständen. Er gründete ein kleines, erfolgreiches Geschäft, in dem er Aufträge für seine Produkte entgegennahm. In seinem neunten Lebensjahrzehnt wurde er auf seinen Gängen von seiner Tochter Judy und gelegentlich anderen Familienmitgliedern begleitet, die ihm halfen und auf ihn aufpassten.

Bobby Moch studierte Jura, heiratete und arbeitete gleichzeitig weiter als Trainerassistent in Washington. 1940 wurde ihm die Cheftrainerstelle am MIT angeboten. Er nahm an und schaffte es mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, sein Studium in Harvard fortzusetzen. Drei Jahre lang trainierte er die Ruderer und studierte zugleich an der renommiertesten juristischen Fakultät von ganz Amerika. 1945 hatte er das Jura-Examen sowohl in Massachusetts wie in Washington abgelegt und arbeitete als Anwalt in Seattle. Er machte Karriere und gewann sogar einen Fall vor dem amerikanischen Supreme Court.

Stub McMillin war bei seiner Rückkehr aus Deutschland vollkommen pleite und hätte sein Studium abbrechen müssen, wäre nicht der Rainier Club von Seattle eingesprungen und hätte ihm mit einer Spende von deihundertfünfzig Dollar geholfen, das Studium abzuschliessen. Aufgrund seiner Körpergrösse vom Militärdienst befreit wurde er Bobby Mochs Nachfolger am MIT. Er arbeitete dort zwölf Jahre als Trainer und als Ingenieur in einem Labor, das mit geheimer Forschungsarbeit befasst war. Anschliessend kehrte er nach Seattle zurück, liess sich auf Bainbridge Island nieder, nahm eine Stelle bei Boeing an und heiratete.

Chuck Day studierte Medizin und ging bei Ausbruch des Krieges zur Navy. Er diente als Schiffsarzt im Pazifik. Anschliessend kehrte er nach Seattle zurück und eröffnete eine erfolgreiche gynäkologische Praxis. Er rauchte allerdings weiter seine Lucky Strikes und Camels, eine Angewohnheit, die ihn teuer zu stehen kommen sollte.

Shorty Hunt heiratete seine Freundin Eleanor, verdingte sich bei einer Baufirma und diente während des Krieges als Ingenieur in der US-Marine im Südpazifik. Nach dem Krieg kehrte er nach Seattle zurück, war Mitgründer einer Baufirma und zog zusammen mit Eleanor zwei Töchter gross.

Don Hume diente im Krieg bei der Handelsmarine. Sein Heimatort war San Francisco. Nach dem Krieg arbeitete er in der Erschliessung von Erdöl- und Erdgasvorkommen, eine Arbeit, bei der er viel unterwegs war und die ihn an ferne Orte wie Borneo führte. Er wurde schliesslich Präsident der West Coast Mining Association. Er hat nie geheiratet.

Johnny White schloss sein Studium der Metallurgie 1938 ab. 1940 heiratete er. Er folgte seinem Vater ins Stahlgeschäft und arbeitete für Bethlehem Steel, wo er bis zum Vertriebsleiter aufstieg. 1946 gab ihm seine Schwester Mary Helen die Geige zurück, die sie ihm einst für hundert Dollar abgekauft hatte.

Gordy Adam ging in seinem letzten Studienjahr das Geld aus, und er war gezwungen, eine Teilzeitstelle bei Boeing anzunehmen. Er blieb dort die nächsten achtunddreissig Jahre und arbeitete an der B-17, der B-29, der Boeing 707 und der Boeing 727 mit. 1939 heiratete er.

Roger Morris studierte Maschinenbau, heiratete, war im Krieg in der Bay Area von San Francisco am Bau militärischer Anlagen beteiligt und kehrte anschliessend nach Seattle zurück. Dort arbeitete er für die Manson Construction Company und spezialisierte sich auf grosse Nassbaggerprojekte.

Al Ulbrickson trainierte die Ruderer von Washington weitere dreiundzwanzig Jahre lang. Er konnte viele triumphale Siege feiern und musste einige schwere Niederlagen einstecken. Seine ersten Mannschaften wurden sechsmal amerikanischer Meister, seine Juniormannschaften zehnmal. 1956 wurde er gleichzeitig mit Tom Bolles, Ky Ebright und Hiram Conibear (posthum) in die National Rowing Hall of

Fame aufgenommen. Unter ihm als Trainer nahm Washington eine Spitzenstellung im amerikanischen Rudersport und weltweit ein, eine Stellung, die es bis heute gehalten hat. Als Ulbrickson 1959 anlässlich seines bevorstehenden Ruhestands mit Journalisten über die Höhepunkte seiner Karriere sprach, gehörte zu den ersten Dingen, die ihm einfielen, jener Tag 1936, an dem er Joe Rantz zum ersten Mal in das Boot für Olympia gesetzt hatte.

Ky Ebright gewann in London 1948 die lang ersehnte dritte olympische Goldmedaille. Als einer der grössten Rudertrainer aller Zeiten ging er wie Ulbrickson 1959 in den Ruhestand. Siebenmal wurde er mit einer ersten Mannschaft amerikanischer Meister, zweimal mit einer Juniormannschaft. Die von ihm geschaffene Ruderabteilung rudert wie die von Washington bis heute national wie international auf höchstem Niveau.

Bei Kriegsende hatte George Pocock seinen Traum, die weltbesten Rennruderboote zu bauen, längst verwirklicht. In den folgenden fünf- undzwanzig Jahren perfektionierte er seine Kunst trotzdem weiter. Generationen amerikanischer Ruderer und Trainer kauften seine Rennboote und ruderten in ihnen. Sie besuchten ihn und hörten sich an, was er über das Rudern zu sagen hatte. Pococks grösste Leidenschaft war zu allen Zeiten die Arbeit mit dem Holz und seinen kostbaren Rennbooten. Als die Universität von Oxford eines Tages ein Boot aus Red Cedar für das nächste Rennen gegen Cambridge bei ihm bestellte, war das einer seiner grössten Triumphe.

Im Jahr 1969 wurde Pocock im Biltmore Hotel in New York in die Helms Rowing Hall of Fame aufgenommen. Damals leitete die Werkstatt schon weitgehend sein Sohn Stan. In den folgenden zehn Jahren verdrängten Kunststoffe wie Fiberglas und Kohlefaserverbundstoffe nach und nach das Holz als wichtigsten Baustoff der Rennboote. Auch

Pococks Firma unter Leitung seines Sohnes vollzog diesen Übergang. George Pocock selbst hat, vielleicht zu seinem Glück, nicht mehr erlebt, wie die eleganten Holzboote schliesslich ganz aus der Welt des amerikanischen Rudersports verschwanden. Er starb am 19. März 1976.

Die Jungs gingen nach der Regatta von Poughkeepsie 1937 getrennte Wege, sorgten aber dafür, dass diese Wege sich weiterhin oft kreuzten. Sie blieben sich ein Leben lang verbunden, zusammengeschweisst durch ihre Erinnerungen und tiefen gegenseitigen Respekt. Sie trafen sich mindestens ein- oder zweimal jährlich. Einige Male waren sie nur zu neunt, aber mit der Zeit kamen dazu immer öfter ihre Frauen und wachsenden Familien. Sie versammelten sich zu Grillfesten und Potluck-Partys, spielten Badminton, Tischtennis und Football und vergnügten sich mit Schwimmen.

Die Zehnjahrestage begingen sie förmlicher. Beim ersten im Sommer 1946 nahmen sie die *Husky Clipper* von ihrem Gestell, zogen Shorts und Sweatshirts an und ruderten flott auf den See hinaus, als hätten sie zehn Jahre lang weitertrainiert. Bobby Moch erhöhte die Schlagzahl auf eindrucksvolle sechszwanzig, und sie fuhren vor den Nachrichtenkameras eine Weile auf und ab. 1956 ruderten sie erneut zusammen. Doch weitere zehn Jahre später, 1966, war Chuck Day bereits dem Lungenkrebs erlegen. Er war in dem Krankenhaus gestorben, in dem er als Arzt gearbeitet hatte.

Im Jahr 1971 wurde die ganze Mannschaft bei einem Bankett in New York in die Helms Rowing Hall of Fame aufgenommen. 1976 versammelten sich die acht Überlebenden zum vierzigsten Jahrestag. Mit nacktem Oberkörper und den Rudern in der Hand stellten sie sich vor dem Conibear-Bootshaus für die Fotografen auf. Sie waren dicker geworden, hatten hängende Schultern und graue oder gar keine Haare



Das Jubiläumsrudern 1956

mehr. Doch dann stiegen sie vor laufenden Fernsehcameras in die *Husky Clipper* und ruderten. Und sie ruderten gut, wenn auch nicht besonders schnell – sauber, präzise und immer noch effizient.

Weitere zehn Jahre vergingen, und 1986, fünfzig Jahre nach ihrem Sieg in Berlin, ruderten sie ein letztes Mal. Einheitlich gekleidet in weisse Shorts und Rudertrikots schoben sie die *Husky Clipper* auf einem Rollwagen zum Lake Washington hinunter und stiegen, von Fotografen umringt, die hilfsbereit die Hände ausstreckten, vorsichtig ein.

Bobby Moch schnallte sein altes Megafon um und krächzte: «Los!» Mit knirschenden Gelenken und schmerzenden Rücken tauchten sie die weissen Ruderblätter ins Wasser und glitten über den See. Immer noch wie ein Mann durchziehend fuhren sie über das Wasser, das in der Nachmittagssonne bronzefarben leuchtete. Es wurde bereits Abend, als sie die Rampe zum Bootshaus wieder hinaufhinkten, den Fotografen zuwinkten und die Riemen ein letztes Mal auf den Gestellen verstaute.

Ausserhalb des Wassers trafen sie sich weiter mit ihren Familien und feierten Geburtstage und andere besondere Gelegenheiten. In den neunziger Jahren kamen dazu auch die ersten Beerdigungen. Gordy Adam starb 1992, Johnny White 1997. Er erlebte allerdings noch, wie die Mannschaft in Olympia, der Hauptstadt des Staates Washington, 1996 anlässlich des sechzigsten Jahrestages ihres Sieges durch ein Konzert einer Militärkapelle geehrt wurde. Shorty Hunt starb 1999, Don Hume 2001.

Ein Jahr später, im September 2002, verlor Joe seine Frau Joyce. Die beiden teilten sich damals ein Zimmer in einem Pflegeheim – Joe erholte sich von einem Beckenbruch, Joyce litt an Herzinsuffizienz und Nierenversagen und lag im Sterben. Die Pfleger hatten die Betten der beiden aneinandergeschoben, damit sie sich an der Hand halten konnten, und so starb Joyce. Einige Tage später besuchte Joe den Trauergottesdienst. Als er anschliessend in sein Zimmer zurückkehrte, war er zum ersten Mal seit dreiundsechzig Jahren wieder allein.

Bobby Moch starb im Januar 2005, Stub McMillin im August. Damit waren nur noch Joe und Roger übrig.

In der Zeit nach Joyces Tod konnte Joe trotz nachlassender Gesundheit mit Hilfe seiner Familie noch eine ganze Reihe alter Träume verwirklichen. Obwohl er im Rollstuhl sass, unternahm er eine Schiffsreise nach Alaska, erkundete mit einem Schaufelraddampfer den Columbia River, fuhr mit dem Snow Train zu dem Dorf Leavenworth in den Cascade Mountains hinauf, besuchte noch einmal die Gold and Ruby Mine in Idaho, flog nach Hawaii, schipperte mit einem anderen Schaufelraddampfer den Mississippi hinauf, besuchte Rose, Polly und Barb in Los Angeles und zweimal seine Tochter Jenny mit ihrer Familie in Milwaukee, hörte ein Konzert der Grand Ole Opry in Nashville und fuhr mit dem Schiff durch den Panamakanal.

Anfang 2007 zog er zu Judy. Dort wurde er palliativmedizinisch betreut. Im März trug er noch einmal sein purpurrotes «Husky Hall of Fame»-Jackett anlässlich eines Essens des Varsity Boat Club in Seattle. Vierhundertfünfzig Gäste feierten ihn mit stehendem Applaus. Im Mai sah er vom Rollstuhl am Ufer des Montlake Cut aus zu, wie die Rudermansschaften von Washington gegeneinander antraten. Im August war er dann an seinem letzten Ziel angekommen. Er starb am 10. September friedlich in Judys Haus, einige Monate nachdem ich ihn kennengelernt und mit den Interviews für dieses Buch begonnen hatte. Seine Urne wurde in Sequim neben der von Joyce beigesetzt.

Die kleine Eiche, die er von der Olympiade mit nach Hause gebracht hatte, war nach mehrmaligem Umpflanzen auf dem Campus irgendwann eingegangen. Das hatte Joe in seinen letzten Jahren zu schaffen gemacht, und deshalb versammelte sich an einem Wintertag 2008 eine kleine Gruppe neben dem Conibear-Bootshaus. Auf Judys Veranlassung hatte die Universität einen neuen Eichenbaum gekauft. Bob Ernst, der Direktor der Ruderabteilung, hielt eine kurze Ansprache, dann bedeckte Judy die Wurzeln des Baums andächtig mit neun Schaufeln Erde – eine für jeden der Jungs.

Roger Morris, Joes ältester Freund in der Mannschaft, überlebte seine Mannschaftskameraden. Er starb am 22. Juli 2009. In einem Gedengottesdienst erinnerte Judy daran, wie Joe und Roger sich in ihren letzten Jahren oft getroffen oder miteinander telefonierte hatten, ohne etwas Bestimmtes zu tun oder viel zu reden. Sie hatten einfach nur ruhig dagesessen und die Nähe des anderen gebraucht.

So gingen sie dahin, vielgeliebt und in Erinnerung für das, was sie waren – nicht nur als olympische Ruderer, sondern überhaupt als Menschen.



Im August 2011 fuhr ich nach Berlin, um die Stätte zu besuchen, an der die Jungs fünfundsiebzig Jahre zuvor Gold gewonnen hatten. Ich besichtigte das Olympiastadion und nahm anschliessend die S-Bahn nach Köpenick. Dort spazierte ich auf gepflasterten Strassen zwischen alten Häusern hindurch, die mit Ausnahme einiger von Granatsplintern verschrammten Klinkerfassaden vom Krieg kaum beschädigt worden waren. Ich ging an dem leeren Grundstück in der Freiheit vorbei, auf dem bis zum Abend des 9. November 1938 die Synagoge von Köpenick gestanden hatte, und dachte an die Familie Hirschhahn.

Das Regattagelände in Grünau hatte sich gegenüber 1936 kaum verändert. In der Nähe der Ziellinie hängt jetzt beherrschend eine grosse elektronische Anzeigetafel, ansonsten sieht alles in etwa so aus wie in den alten Wochenschaufilmen und auf alten Fotografien. Grünau ist immer noch ein idyllisches, ländliches Viertel. An der Ziellinie steht die überdachte Tribüne, und der Lange See liegt ruhig und friedlich da. Auf denselben Bahnen wie damals 1936 trainieren heute noch ehrgeizige junge Männer und Frauen in Rennbooten.

Ich besuchte das Wassersportmuseum von Grünau, dessen Leiter Werner Philipp mich am späteren Nachmittag freundlicherweise die Treppe zum Balkon von Haus West hinaufführte. Dort stand ich einen langen Moment stumm unweit der Stelle, an der Hitler vor fünfundsiebzig Jahren gestanden hatte, und blickte aus demselben Blickwinkel auf den See hinaus.

Unter mir luden einige junge Männer in Vorbereitung eines abendlichen Rudertrainings ein Rennboot aus einem Transporter aus. Sie sangen dazu leise etwas auf Deutsch. Draussen auf dem Wasser strebte ein einzelner Ruderer mit aufblitzenden Ruderblättern dem grossen «Ziel»-Schild am Ende der Strecke zu.

Wie ich da so stand und über das Wasser sah, fiel mir ein, dass Hitler damals, als er zugehört hatte, wie Joe und die Jungs sich von hinten

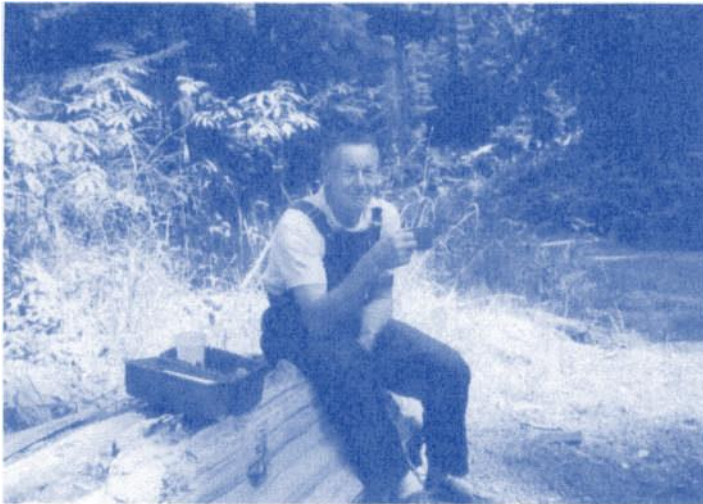
bis ganz nach vorn kämpften, unwissentlich Vorboten seines Untergangs gesehen hatte. Er konnte nicht ahnen, dass eines Tages Hunderttausende junger Männer wie diese – anständig und bescheiden, nicht weiter privilegiert oder begünstigt, aber fest und treu zu ihrer Sache stehend – in Uniformen nach Deutschland zurückkehren würden, um gegen ihn zu kämpfen.

Sie sind jetzt fast alle von uns gegangen – die unzähligen jungen Männer, die die Menschheit in den Jahren vor meiner Geburt von dem Diktator befreit haben. Aber als ich an diesem Nachmittag auf dem Balkon von Haus West stand, ergriff mich plötzlich Dankbarkeit für ihre Tapferkeit und Menschlichkeit, ihre Bescheidenheit, ihren Anstand und all die Dinge, die sie uns gelehrt haben, bevor sie über das abendliche Wasser und in der Dämmerung verschwanden.

Eine Überlebende des Goldmedaillenrennens von 1936 ist uns allerdings geblieben – die *Husky Clipper*. Sie hing jahrelang im alten Bootshaus, wurde aber abgesehen von den Jubiläumstreffen der Jungs alle zehn Jahre kaum noch benützt. In den sechziger Jahren befand sie sich eine Zeit lang als Leihgabe bei der Pacific Lutheran University in Tacoma, doch 1967 holte Washington sie zurück, restaurierte sie und stellte sie im Studentenwerk aus. Später kam sie in das George Pocock Memorial Rowing Center in Seattle.

Heute befindet sie sich im Conibear Shellhouse der Universität, einem geräumigen, offenen Gebäude, das 1949 errichtet und erst kürzlich renoviert wurde. Sie hängt an der Decke des hellen, luftigen Speisesaals, eine elegante Nadel aus Red Cedar und Fichte, deren Rot und Gelb im Licht kleiner Scheinwerfer glänzen.

Doch soll sie nicht nur dem Schmuck und der Bewunderung dienen, sondern auch der Motivation. Jeden Herbst versammeln sich an zwei Nachmittagen Anfang Oktober einige Hundert Freshmen unter ihr –



Joe im Wald

am einen Tag die Männer, am anderen die Frauen, die meisten grossgewachsen, einige aber auch auffallend klein. Sie füllen Anmeldekarten aus, sehen sich beklommen im Saal um, beäugen einander kritisch und plaudern nervös, bis der Freshman-Trainer vor sie tritt und um Ruhe bittet. Sie verstummen, und er beginnt zu reden. Er beschreibt, was auf sie zukommt, wenn sie sich um einen Platz in seiner Mannschaft bewerben. Zuerst spricht er vor allem davon, wie anstrengend das Training sein wird, dass sie stundenlang bei Kälte und Nässe rudern werden. Zugleich sind die Ruderer der Universität hervorragende Studenten, was kein Zufall ist. Man erwartet von ihnen gute Leistungen in den Seminaren und in den Booten. Dann verändert sich sein Ton, und er spricht von der Ehre, die es bedeutet, für Washington zu rudern. Er spricht von einigen regionalen Siegen der jüngeren Vergangenheit, von der inzwischen uralten Rivalität mit Kalifornien, vom nationalen und

internationalen Ruf der Ruderabteilung, von den vielen Meisterschaften, die die Männer und Frauen aus Washington schon gewonnen haben, und den Dutzenden von Olympioniken beiderlei Geschlechts, die die Abteilung hervorgebracht hat.

Dann macht er eine Pause, räuspert sich, hebt die Hand und zeigt zur *Husky Clipper* hinauf. Tiefe Stille kehrt ein. Und dann beginnt er zu erzählen – die Geschichte der *Husky Clipper* und ihrer Jungs.

## Anmerkung des Autors



Wenn Bücher ein Herz und eine Seele haben – und ich glaube das –, dann verdankt dieses Buch sein Herz und seine Seele vor allem einer Person: Joe Rantz' Tochter Judy Willman. Ich hätte Joes Geschichte und die umfassendere Geschichte der Mannschaft von Olympia 1936 nicht erzählen können, wenn Judy nicht in jedem Stadium des Projekts eng mit mir zusammengearbeitet hätte. Ihre Beiträge sind so zahlreich, dass ich sie hier nicht einzeln aufzählen kann. Sie hat mich ihre umfassende Sammlung von Dokumenten und Fotos einsehen lassen, den Kontakt zu anderen Mitgliedern der Mannschaft beziehungsweise deren Familien hergestellt und sämtliche Entwürfe zu diesem Buch kritisch begutachtet. Das alles verblasst allerdings gegenüber ihrem wichtigsten Beitrag: den zahllosen Stunden, in denen sie mir in ihrem Wohnzimmer die Geschichte ihres Vaters erzählt hat, manchmal zu Tränen gerührt, manchmal lachend, immer aber mit Stolz und Liebe.

Judy ist mit den Erfolgen ihres Vaters, der Not, die er erdulden musste, und seiner Prägung durch beides aufgewachsen. Unzählige Stunden lang hat sie seinen Geschichten zugehört. Von der frühzeitigen Rolle ihrer Mutter in Joes Leben hat sie bei der gemeinsamen Küchenarbeit mit ihrer Mutter erfahren. Im Lauf der Jahre lernte sie bei den häufigen Treffen auch die anderen acht Ruderer gut kennen. Sie

gehörten für Judy fast schon zur Familie. Von Joes Vater – mit dem sich ihre Eltern versöhnt hatten und der liebevoll «Pop» genannt wurde – hörte sie dessen Version der Geschichte. Thulas Seite lernte sie durch ihren Onkel kennen, Thulas Sohn Harry junior. Fast sechzig Jahre lang stellte sie unzählige Fragen, sammelte Zeitungsausschnitte und Erinnerungsstücke und dokumentierte alles bis ins letzte Detail. So wurde sie zur Bewahrerin der Familiengeschichte.

An verschiedenen Stellen des Buchs zitiere ich Gespräche oder versetze mich in Gedanken, von denen nur Joe oder Joyce wissen konnten. Niemand hat diese Gespräche oder Gedanken aufgezeichnet, aber Joe und Joyce sind natürlich die wichtigsten Zeugen für ihr Leben und die wichtigsten Quellen für diesen Teil der Geschichte. In den Monaten, die ich Joe vor seinem Tod noch interviewen konnte, hat er mir nicht nur von den wichtigsten Ereignissen seines Lebens erzählt, sondern auch von seinen Gefühlen und Gedanken bei entscheidenden Wendepunkten, manchmal in grosser Ausführlichkeit. So erinnerte er sich sehr genau an seine Gespräche mit George Pocock im Bootshaus, an seine tiefe Verzweiflung, als seine Familie ihn allein in Sequim zurückliess, seine Reise zum Grand Coulee und seine schwierige Beziehung zu seinem Vater und Thula. Als ich nach Joes Tod mit Judy stundenlang zusammensass und Fotos, Briefe und Alben durchging, konnte sie viele noch verbliebene Lücken füllen, vor allem in Bezug auf wichtige Ereignisse, von denen ihre Eltern im Lauf ihres Lebens immer wieder erzählt hatten.

Wenige Dinge bieten so viele Gelegenheiten zur Zusammenarbeit wie das Schreiben eines Buchs. Deshalb möchte ich ausser Judy auch den folgenden Menschen, die zum Gelingen dieses Buchs beigetragen haben, sehr herzlich danken.

Zunächst Ray Willman, «Mr Judy», der für dieses Projekt von Anfang an in vieler Hinsicht unentbehrlich war.

In der Verlagswelt meinem genialen und mutigen Agenten Dorian Karchmar von WME und seinen wunderbar kompetenten Kolleginnen Anna DeRoy, Raffaella De Angelis, Rayhané Sanders und Simone Blaser. Bei Viking Press meiner bewährten Lektorin Wendy Wolf, die das Skalpell so geschickt führt, dass man die Schmerzen kaum spürt und hinterher dankbar für jeden heilenden Schnitt ist. Ausserdem Josh Kendall, der das Buch eingekauft und den ersten Entwurf redigiert hat, und Maggie Riggs und dem ganzen professionellen, kundigen Team von Viking. Und fern von Manhattan Jennifer Pooley, die mir auf so viele Art weitergeholfen hat.

Des Weiteren danke ich den Angehörigen und engen Freunden der Mannschaft, von denen viele ihre Erinnerungen und ihre persönlichen Sammlungen von Dokumenten und Erinnerungsstücken grosszügig mit mir geteilt haben: Kristin Cheney, Jeff Day, Kris Day, Kathleen Grogan, Susan Hanshaw, Tim Hume, Jennifer Huffman, Josh Huffman, Rose Kennebeck, Marilynn Moch, Michael Moch, Pearlie Moulden, Joan Mullen, Jenna Murdaugh, Pat Sabin, Paul Simdars, Ken Tarbox, Mary Helen Tarbox, Harry Rantz junior, Polly Rantz, Jerry Rantz, Heather White und Sally White.

Ich danke Eric Cohen, Bob Ernst und Luke McGee vom Bootshaus der Universität von Washington, die das Manuskript kritisch gelesen haben und viele nützliche Vorschläge und wichtige Verbesserungen machen konnten. Ausserdem Michael Callahan und Katie Gardner, die mir bei der Beschaffung der Fotos geholfen haben. Ganz besonders möchte ich auf Erics hervorragende Website [www.huskycrew.com](http://www.huskycrew.com) hinweisen, die bei Weitem beste Quelle für alle, die mehr über die lange, ruhmreiche Geschichte des Ruderns in Washington erfahren möchten.

Darüber hinaus danke ich in der Welt der Ruderer und Rudertrainer Bob Gotshall, John Halberg, Al Mackenize, Jim Ojala und Stan Pocock

und in der Welt der Bibliotheken und Archive Bruce Brown, Greg Lange, Eleanor Toews und Suz Babayan.

Für Hilfe mit den deutschen Verhältnissen danke ich Werner Phillip vom Wassersportmuseum in Grünau und, näher am Zuhause, Isabell Schober.

Vorliegendes Buch handelt nicht zuletzt von der langen Reise eines jungen Mannes an einen Ort namens Zuhause. Das hat mich immer wieder daran erinnert, was für ein grosses Glück ich mit meinem Zuhause habe, und deshalb will ich den drei grossartigen Frauen danken, die dafür verantwortlich sind: meinen Töchtern Emi und Bobi, die jede auf ihre Art mit ihren besonderen Fähigkeiten zu diesem Buch beigetragen haben, und meiner Frau Sharon. Ihre aufmerksame Lektüre des Manuskripts, die vielen Gespräche mit ihr und ihre klugen Kommentare und Anregungen haben das Buch auf jede erdenkliche Weise verbessert. Ihre Liebe, ihre Zuversicht und ihre beständige Unterstützung haben das Buch überhaupt erst möglich gemacht. Ohne sie gäbe es keines meiner Bücher.





Um die ganze Welt des  
**GOLDMANN-Sachbuch**-Programms  
kennenzulernen, besuchen Sie uns doch  
im **Internet** unter:

**[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)**

*Dort können Sie*

nach weiteren interessanten Büchern *stöbern*,  
Näheres über unsere *Autoren* erfahren,  
in *Leseproben* blättern, alle *Termine* zu Lesungen und  
Events finden und den *Newsletter* mit interessanten  
Neuigkeiten, Gewinnspielen etc. abonnieren.

Ein *Gesamtverzeichnis* aller Goldmann Bücher finden  
Sie dort ebenfalls.

Sehen Sie sich auch unsere *Videos* auf YouTube an und  
werden Sie ein *Facebook*-Fan des Goldmann Verlags!

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)  
[www.facebook.com/goldmannverlag](http://www.facebook.com/goldmannverlag)



**GOLDMANN**

Lesen erleben